Der Sülfmeister

Julius Wolff


SIGILLVM COLLEGII COLVMBIAE NOVI EBORACI
IN LVMINE TVO VIDEBIMVS LVMEN

Grote'sche Sammlung

von

Werken zeitgenössischer Schriftsteller.



Bis jetzt sind erschienen:

Otto Glagau, Fritz Reuter und seine Dichtungen. Neue umgearbeitete Auflage mit Illustrationen, Porträts und einer autographischen Beilage.

Julius Wolff, Till Eulenspiegel redivivus. Ein Schelmenlied. Mit Illustrationen. Vierzehnte Auflage.

Julius Wolff, Der Rattenfänger von Hameln. Eine Aventiure. Mit Illustrationen von P. Grot Johann. Zwanzigste Auflage.

Wilhelm Raabe, Horacker. Mit Illustrationen von P. Grot Johann. Dritte Auflage.

Friedrich Bodenstedt, Theater. (Kaiser Paul. — Wandlungen.

Anastasius Grün, In der Veranda. Eine dichterische Nachlese. Dritte Auflage.

Julius Wolff, Schauspiele. (Kambyses. — Die Junggesellensteuer.)

Carl Siebel's Dichtungen. Gesammelt von seinen Freunden. Herausgegeben von Emil Rittershaus.

Wilhelm Raabe, Die Chronik der Sperlingsgasse. Neue Ausgabe, mit Illustrationen von Ernst Bosch. Vierte Auflage.

Julius Wolff, Der wilde Jäger. Eine Waidmannsmär. Achtzehnte Auflage.

Hermann Lingg, Schlußsteine. Neue Gedichte.

Julius Wolff, Tannhäuser. Ein Minnesang. Mit Porträtradirung nach einer Handzeichnung von Ludwig Knaus. Zwei Bände. Achte Auflage.

Julius Wolff, Singuf. Rattenfängerlieder. Dritte Auflage.

Julius Grosse, Gedichte. Mit einer Zuschrift von Paul Heyse.

Julius Wolff, Der Sülfmeister. Eine alte Stadtgeschichte. Zwei Bände.

Grote'sche Sammlung

von

Werken zeitgenössischer Schriftsteller.

Sechszehnter Band.

Julius Wolff, Der Sülfmeister.

Erster Theil.

Der Sülfmeister.

Eine alte Stadtgeschichte

von

Julius Wolff.

Erster Band.

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1883.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Der Sülfmeister.

Berlin, 1883.

Erstes Kapitel.

Als man zählte und schrieb nach Gottes Geburt vierzehnhundert und danach im vierundfünfzigsten Jahr am Mittwochen nach Quasimodogeniti, da wanderten zwei junge Handwerksburschen munter fürbaß durch die Lüneburger Heide.

Der Eine war von gedrungener Gestalt mit dunklem Krauskopf und braunen Augen, die einen scharfen, fast stechenden Blick hatten. Der Andere war hochaufgewachsen mit kräftigem Gliederbau, hatte blondes Haar und unter einer freien Stirne helle, freundliche Augen. Jeder trug seine fahrende Habe mit sich; der Größere ein schwer bepacktes Felleisen auf dem Rücken und darunter an der Hüfte noch einen prall gefüllten Beutel aus bräunlichem Ziegenfell, der Kleinere nur einen Ranzen über der Schulter, der ihn nicht sonderlich zu drücken schien. Jedem stak ein langes Dolchmesser im Gürtel, aber dem Blonden hing auch ein Schwert an der Seite, fast zu kostbar für einen Handwerksburschen, und seinen niedrigen Filz zierte ein grüner Wachholderzweig, den er sich gestern schon als ersten Gruß der Heimat gepflückt hatte, wo sie auf dem Wege von Celle nach Ülzen die große Heide betraten. Sein Gesell hatte, auf den Wanderstab gestützt, ihm dabei lächelnd zugeschaut und dann gesagt: „Jeder

nach seiner Gunst und Gaben! Schusterpech ist schwarz, für mich hat ein Rabe hier einen Kopfputz hingelegt.“ Damit hatte er sich die Feder an den Hut gesteckt und weiter gesprochen: „Hoffentlich hat es nichts Übles zu bedeuten, Bruder Böttcher, wenn ich mit diesem Zeichen aus der Schwinge des Galgenvogels in Deine Vaterstadt einziehe.“ „Gott verhüt' es!“ hatte der Böttcher geantwortet, und dann waren sie weiter gewandert.

Sie hatten sich früh Morgens in Celle getroffen, als sie beide zu gleicher Zeit aus demselben Thore hinaus schritten, und sich gegenseitig nach ihrem Wohin und Woher gefragt. Der Schuster wollte nach dem hochberühmten, mächtigen Lübeck, den Böttcher aber zog es nach vierjähriger Wanderschaft in die Heimat zurück nach Lüneburg. Sie hatten also denselben Weg, kamen beide aus dem Rheinland und waren froh, sich aneinander anschließen und Freuden und Fährnisse der Wanderung theilen zu können.

In Ülzen waren sie nach starkem Marsche gestern spät Abends angelangt, jeder hatte für sich allein in der Herberge seines Handwerks übernachtet und heute Morgen pünktlich mit dem verabredeten Glockenschlage sich am Thore wieder eingefunden, um die große Fahrstraße nach Norden selbander weiter zu ziehen. Unterwegs hatte der Blonde viel Gutes und Schönes von Lüneburg erzählt und seinem Begleiter wacker zugeredet, vorerst einmal hier sein Glück zu versuchen; er könne ja nach vierzehn Tagen wieder weiter gehen, wenn es ihm nicht gefiele, aber es würde ihm schon gefallen, denn in Lüneburg gingen die Leute auch nicht barfuß; es käme durch die gesegnete Sülznahrung und den großen Frachtverkehr viel Geld in die Stadt, da wären dreißig Bürgerfamilien, die Grafengut besäßen, und es ließe sich da so gut

und lustig leben wie in jeder andern reichen Hansestadt, selbst Lübeck nicht ausgenommen. Der Schusterknecht hatte den Ruhmredigen groß angesehen und bloß gefragt: „Aber so lustig wie am Rheine doch wohl nicht, Bruder Lüneburger?“ Darauf ließ sich wenig entgegnen; aber der Schuster war schon entschlossen und sagte: „Will's versuchen, Gilbrecht Henneberg! will das Handwerk grüßen und sehen, ob ein wohlgewanderter Corduaner in Lüneburg ehrliche Arbeit und gutes Auskommen findet.“

„Warum solltest Du denn unter ehrlichen Leuten nicht ehrliche Arbeit finden, Timotheus Schneck?“ fragte der Böttcher.

„Nenne mich Timmo,“ sagte der Schuster, „das hör' ich lieber.“

„Ist mir auch recht,“ sagte Gilbrecht, und sie nahmen den Weg zwischen die Füße.

Es war ein lauer Apriltag. Zerrissene Wolken jagten, vom Südwind getrieben, am Himmel dahin, sandten bald hier auf die beiden Gesellen, bald fern am Horizont in breitem Streifen einen Regenschauer hernieder und gönnten zuweilen auch der Sonne wieder einen flüchtigen Blick auf das feuchte Land. Meist aber blieb das Wetter trübe, und so weit die Augen der Wanderer reichten, dehnte sich endlos die rothbraune Heide. Erst hatte der Weg durch Waldungen von Kiefern, Birken und Eichen geführt, an deren Stelle bald offene Heidestrecken in freundlichem Wechsel mit Wiesengründen und bewaldeten Hügeln getreten waren; dann hatten sich in der leicht und lang gewellten Ebene zerstreut wie Inseln im Meere nur kleine Trupps noch laubloser, von bläulichem Duft umschleierter Wipfel gezeigt; nun aber lag die Heide weithin baumlos vor den Schreitenden da, ernst, schwermüthig, farbensatt in einem tiefen Violett und Braun-

roth, das zu dem dunklen Grau des Himmels so großartig ruhevoll stimmte. Das dürre Heidekraut, von Moos und Flechten durchwachsen, bedeckte Alles umher, und dazwischen nestelten sich niedrige Wachholdersträuche, mit ihren stachligen Nadeln das einzige Grün jetzt in der einförmigen Landschaft.

Der junge Wandergesell, der die Heide seine Heimat nannte, schaute mit Entzücken um sich, und das Herz schlug ihm in Freuden. Denn was er hier sah, war ihm von Kindesbeinen an vertraut und lieb. Er kannte die Heide, wenn sie über und über in rother Blüthe stand, von Bienen durchsummt, von Lerchen durchschmettert, er kannte sie in nebelgrauen Novembertagen, wenn sie wie ein großes Brachfeld düster und dunstig in trauriger Öde lag, oder wenn der Regen sie peitschte, der Sturm sie durchbrauste, und kannte sie auch in ihrem blendend weißen Schneegewande, wenn durch die klare Winterluft meilenweit der letzte Baum am Rande sich scharf und deutlich zeichnete. Dieses Flachland, in dem nichts zu sehen war als Himmel und Heide, in silbergrauer, unermeßlicher Ferne eins in das andere verschwimmend, und von dessen eigenthümlichen Reizen und stillem Zauber der kaltblütige Genosse neben ihm nichts zu empfinden schien, hatte sich dem hier Geborenen mit der stillen Größe des Bildes tief in die Seele geprägt, so daß er es nie und nirgend vergessen konnte. Selbst als er in der breiten Fluth des Rheinstromes den Wiederschein der herrlichen Ufer erblickte, mußte er an die kleinen Wassertümpel in dem schwarzen Moorboden der Lüneburger Heide denken, kaum groß genug, daß sich ein Stückchen Wolke oder ein paar goldene Sterne darin spiegeln konnten. Und nun sah er sie wieder, die braune Heide, und sein Fuß schritt über den holprigen Grund, über die zahllosen kleinen Hügel-

chen mit den struppigen Krautbüscheln zu den lieben Seinen zurück, die ihn nicht erwarteten und die endlich wieder in die Arme zu schließen jetzt sein sehnlichster Wunsch war. Kein Wunder, daß er tüchtig ausgriff und mit Wonne den würzigen Erdgeruch einsog, der nach den Frühlingsregenschauern von seiner Heimat Boden aufstieg.

Und aus dem Boden stieg auch noch Anderes auf. Tausend Erinnerungen wurzelten ihm hier zwischen dem Heidekraut, dicht gesät von seiner Kindheit frohen Tagen, wie er mit seines Gleichen die Gegend durchschweift, die Fuhrleute geleitet, die Imker besucht hatte, die mit ihren Bienenkörben die Heide durchzogen und ihre fleißigen Schwärme bald hier, bald dort auf der Blüthenfülle weiden ließen. Und dann, wie ein Traumbild in der Luft, baute sich die alte, vielthürmige Stadt vor seinen Sinnen auf und in ihr das hochgiebelige Vaterhaus mit jedem Raum von unten bis oben, in dem er sich selber als Kind mit Kindern gehen und stehen und springen sah oder zusammen gehockt und geduchtelt unter der Treppe im dämmrigen Winkel, Heimlichkeiten brütend, flüsternd und kichernd, — ein goldschimmernd Märchengespinnst.

Und da — weit vor ihm, da regte sich etwas Lebendiges; schnell war es heran, nun sah er es deutlich; geliebte Gestalten kamen ihm entgegen geschritten. Er kannte sie wohl, den hohen, ernsten Vater und die Mutter, die liebe Mutter, die Brüder und das blonde Schwesterlein, — o er hätte mit offenen Armen auf sie losstürzen, hätte aufjauchzen mögen, wenn er allein gewesen wäre, allein auf der endlosen Heide.

Es waren die Geister der Heimat, die den Wanderer umfingen, die Wunderkraft der Heimkehr aus der Fremde,

die ihn so mächtig ergriff, daß ihm das Herz davon voll war hier auf der Heide. —

Nach einer kurzen Mittagsrast unter freiem Himmel, bei der sie sich mit einem einfachen Imbiß aus der Tasche und einem mäßigen Trunk gestärkt hatten, begegnete den Fußgängern ein Zug von vier Frachtwagen, jeder mit vier starkknochigen Gäulen bespannt, denen an Kummet und Geschirr allerlei bunter und blanker Flitter hing. Neben jedem Gespann schritten zwei bewaffnete Knechte, und vier Männer, augenscheinlich die Fuhrherren, ritten im Harnisch, je ein Paar vor und eins hinter den Wagen zu besserer Umsicht und zum Schutz gegen Straßenräuber. Gilbrecht kannte einen der Vordersten, redete ihn an und frug, was sie geladen hätten und wohin sie reisten.

„Viskulen-Gut nach Pest," war die Antwort.

„Lebt der alte Herr noch?"

„Ei wohl! gesund wie ein Fisch, und der Junker ist auch wieder da."

„Junker Balduin?"

Der Fuhrmann nickte. „Und —" Gilbrecht hatte noch eine Frage, aber der Fuhrmann ritt schon weiter.

Auch Timmo wechselte mit den Knechten Gruß und Scherzwort; dann klingelte und klapperte der Frachtzug an den zur Seite Stehenden langsam vorüber

„Mein Spielgesell Balduin auch wieder da," sagte Gilbrecht, „wie er wohl aussehen mag?"

„Nun, in vier Jahren wird aus einem Stadtjunker noch kein Bischof," sprach Timmo. „Wenn man so ein paar Jahr in der Fremde gewesen ist und dort viel Neues gesehen hat und kommt dann wieder heim, so meint man, es müsse auch zu Hause Alles neu und verändert sein. Und

wenn man's bei Lichte besieht, ist Alles beim Alten geblieben, dieselben Häuser, dieselben Gesichter, derselbe Tritt und Trott, und nicht lange dauert's, so ist man auch wieder derselbe, als wäre man gar nicht fort gewesen. Wenn das Herumlaufen in der Welt nicht so lustig wäre, hätt' ich's schon lange satt, aber ich muß Abwechselung haben, und dann die Mädchen, die sind auch in jeder Stadt anders, das kannst Du glauben, ich weiß Bescheid."

„Was Du sagst!" lächelte Gilbrecht.

„Wo hast Du denn Deine Allerschönste sitzen? natürlich am Rheine. Oder hast Du schon vor vier Jahren mit einer kleinen Lüneburgerin Handtreu getauscht? Das wäre dumm genug gewesen."

„Vor vier Jahren war ich achtzehn."

„Und sie?"

„Ach was! ich weiß von keiner ‚sie'," sagte Gilbrecht und schwieg still und besann sich, ob er denn wirklich keine wüßte, und dann mußte er sich unwillkürlich nach den Frachtwagen umsehen.

Nun schritten sie wieder eine lange Strecke schweigsam neben einander her, als Timmo plötzlich stehen blieb und sich verpustend sprach: „Höre, Bruder Böttcher, wenn ich's nicht Deinen Worten schon glaubte, so müßt' ich's an Deinen Siebenmeilenschritten merken, daß Du in Lüneburg zu Hause bist. Hast Du es denn gar so eilig, in Mütterleins warmes Nest zu kommen?"

„Es geht Dir zu rasch?" lachte Gilbrecht, „ja, Bruder Corduaner, sieh mal den Kirchthurm da hinten, den kenn' ich, der winkt und winkt in einem fort, ich soll mich sputen und kommen. Das ist Sankt Johannes in Modestorp."

„In Modestorp?"

„Es ist Lüneburg, mein liebes Lüneburg!" rief Gilbrecht und schwenkte den Hut. „Wir nennen die Kirche nach einem alten Dorfe, das längst in der Stadt aufgegangen ist und an dessen Stelle sie steht. Es ist der höchste von den beinah hundert Thürmen der Stadt und gerade soviel Fuß hoch wie Tage im Jahre sind."

„Hundert Thürme!" staunte der Schuster, „Du möchtest Dein Lüneburg wohl zu einem neuen Wunder der Welt herausstreichen."

„Wirst es ja sehen!" erwiederte kurz der Böttcher.

„O nun, nichts für ungut! ich verdenke Dir's nicht, daß Dich die Heimkehr freut, seit Dir der Lüneburger Rathsherr in Celle gute Mär von Eltern und Geschwistern gesagt hat."

„Als ich Herrn Albrecht von der Mölen vorgestern zufällig auf der Gasse traf, kannte er mich natürlich nicht, aber ich kannte ihn gleich und mußte doch fragen."

„Versteht sich! Landsleute sind sich immer die Nächsten in der Fremde."

„Der Rathsherr war freilich schon über zwei Monate weg von Lüneburg," sprach Gilbrecht nachdenklich, „war in Wien gewesen beim Kaiser, und jetzt hielten ihn in Celle noch Geschäfte beim Herzog Friedrich, den sie den Frommen nennen."

„Beim Kaiser? seid Ihr denn freie Reichsstadt?"

„Nein, Herzog Friedrich ist unser Landesherr, und der Streit um die Erbfolge hat Gut und Blut genug gekostet," sagte Gilbrecht. „Aber," fuhr er fort, „der Rathsherr schien seiner Geschäfte wenig froh zu sein. Er bestellte mich in seine Herberge und gab mir dort einen Brief, den er mittlerweile geschrieben hatte, an den Herrn Bürgermeister in Lüneburg. Hüte ihn wohl! sagte er mir dabei, er ist wichtig."

„Einen Rathsherrn dünkt Manches wichtig, wofür ein Schuster keinen Pfifferling giebt," sagte Timmo. Gilbrecht krauste die Stirn und schwieg.

Als sie spät Nachmittags die Landwehr überstiegen, die sich mit ihrem Damm in drei Viertelstunden Entfernung um Lüneburg zog, wies Timmo nach der Stadt hin und sagte: „Du, ich glaube, in Lüneburg brennt es; sieh nur den dicken Qualm da links."

„Das ist ja die Sülze," beruhigte ihn Gilbrecht, „wo die große Salzquelle ununterbrochen aus der Erde zu Tage kommt und aus einem trichterförmigen Schachte, dem Sode, geschöpft wird. Da stehen vierundfünfzig Siedehütten, in denen die flüssige Sole Tag und Nacht zu Salz eingedampft wird."

„Und die Solquelle ist Eigenthum Eurer Stadt?" frug Timmo.

„In alten Zeiten gehörte sie den Landesherren, aber die brauchten Geld, viel Geld und immer wieder Geld; da verkauften sie nach und nach die Solquelle an Klöster und Stifte und reiche Prälaten diesseits und jenseits der Elbe bis nach Walkenried hin. Den geistlichen Herren wurde aber der Betrieb des Salzwerkes zu unbequem, darum verpachteten sie die Einkünfte daraus in ganzen Pfannen oder in Pfannentheilen an Bürger unserer Stadt auf lange Jahre, zumeist in Erbpacht. Die Pächter heißen Sülfmeister und bilden eine eigene, hochangesehene Gilde. Im Reiche nennt man sie spottweise auch Salzjunker."

„Salz ist ein gemein und billig Gewürz," sagte Timmo, „ist denn der Ertrag so groß?"

„Als ich auf Wanderschaft ging," sprach Gilbrecht, „gab es jährlich über fünfundzwanzigtausend Wispel Salz,

und zum Eindampfen brauchten sie nahe an dreißigtausend Klafter Holz. Solche Zahlen vergißt kein Lüneburger."

„Dreißigtausend Klafter Holz! da ließe sich mancher Braten dran braun machen."

„Die Heide weiß auch davon zu erzählen," sagte Gilbrecht, „sie hat ihre Wälder dazu hergeben müssen, und jetzt lassen sie das Holz aus Mecklenburg kommen und haben einen eigenen Kanal, die Schalfahrt, dazu angelegt, auf der sie einen Zoll erheben."

„Du machst mich neugierig auf Dein Lüneburg," sagte Timmo, „und ich fange an, Dir zu glauben, denn mit den hundert Thürmen scheint es seine Richtigkeit zu haben; ich kann sie nicht zählen, die alle so stolz über die Giebel hinausragen, und die Giebel sehen selber wie lauter Thürme aus; es macht sich gar herrlich und hochgewaltig."

„Nicht wahr? Siehst Du die sechs da dicht neben einander? Das ist das Rathhaus; ein schöneres und besonders ein größeres findest Du in der ganzen Welt nicht."

„Oho!"

„Nichts oho! ich sage Dir, Du hast noch nirgend anderswo ein solches Rathhaus gesehen. In seinem höchsten Thurm ist ein schönes Glockenspiel, das alle Stunden eine feierliche Weise klingen läßt, den alten Wahlspruch der Stadt Lüneburg."

„So? wie heißt denn der?"

„Er ist lateinisch und lautet: Da pacem Domine in diebus nostris; das heißt auf Deutsch: Gieb Frieden, Herr, in unsern Tagen."

„Ein guter Spruch!" sagte Timmo, „mag er Euch frommen!"

„Der Berg da hinten unmittelbar an der Stadt mit

dem Thurme darauf ist der Kalkberg. Da oben stand früher eine herzogliche Burg; aber die haben die Lüneburger 1371 in einer Fehde mit Herzog Magnus erstürmt und gebrochen und nur den Thurm stehen lassen."

„Der Berg mit dem Thurme nimmt sich gut aus als Hintergrund für die unter ihm liegende Stadt," sprach Timmo; „und Lüneburg vom Berge aus gesehen, muß ein kraus-buntes, stattliches Bild geben."

„O prächtig!" rief Gilbrecht. „Von dort oben kannst Du weit, weit in die Heide sehen, ach! und wenn sie blüht, der Anblick! Ja, Lüneburg! mein liebes Lüneburg!"

Es fing an zu dämmern, und die Wanderer eilten, um die Stadt noch vor Thoresschluß zu erreichen; aber die Dämmerung war schneller als sie. Gilbrecht wußte den Weg zum Sülzthore; dort kannte er den Thorwart Kaspar Rulle, wenn er noch lebte und auf seinem Posten war. Der würde, wenn der Meistersohn seinen Namen nannte, nicht viel Umstände machen und die beiden Ankömmlinge mit ihren Bündeln willig einlassen, ohne daß sie erst das Handwerkszeichen aus einer Werkstatt zu holen brauchten.

Ungefähr hundert Schritt vor dem Thore machten sie Halt, um sich gehörig in Stand zu setzen, daß jeder nach seines Handwerks Gebrauch und Gewohnheit in die Stadt einzöge. Sie reinigten ihre Kleider von den Spuren des Weges, dann nahm Gilbrecht das Felleisen vom Rücken, schnürte es auf, langte sein Schurzfell heraus und schnallte es so über das Felleisen herüber, daß der Kreuzriemen nachher gerade über seinem Kopfe zu sehen war. Timmo schlang den Tragriemen über die linke Schulter, so daß ihm sein Ranzen am linken Ellbogen hing. Den Stock führte jeder in der Rechten. So und nicht anders mußten

sie in jede Stadt einziehen; das war ihnen eingeprägt worden, als sie vom Stande eines Jungen feierlich losgesprochen und zum Knecht und Gesellen gemacht waren, und kein ehrbarer Handwerksknecht im ganzen Reiche wich jemals von diesen peinlich genauen Vorschriften im geringsten ab.

Als sie nun an den mächtigen Thurm herankamen, hörten sie, wie die beiden großen Thorflügel eben knarrend zugeschoben wurden und Riegel und Ketten dahinter rasselten und klirrten. Aber in dem einen Thorflügel war noch ein besonderes kleines Pförtchen für Fußgänger; das erreichten sie gerade noch im letzten Augenblick vor seinem Schluß, und wie Gilbrecht als der Erste hineinsprang und jubelnd rief: „Hurrah! ich bin drin in Lüneburg!" stand er dicht vor dem graubärtigen Thorwart, der fast erschrocken zurückprallte wie vor einem räuberischen Überfall und zornig ausrief: „Holla! sachte, Gesindel! was soll das bedeuten? was wollt Ihr? wer seid Ihr?" Schnell griff er mit der einen Hand nach seiner Hornlaterne, die am Boden stand, und mit der andern nach einem kurzen Spieße, der daneben an der Wand lehnte.

Gilbrecht lachte vergnügt, Timmo aber machte dem Alten seine Reverenz und sprach laut und lustig: „Timotheus Schneck, Schusterknecht aus Darmstadt, bringt Gruß und Glück der guten Stadt Lüneburg aus allen vier Winden!"

„Und ich," sprach Gilbrecht, „bin Böttcherknecht und ein Lüneburger Kind."

„Daß Du ein Böttcher bist, seh' ich," sagte der Thorwart, ihm ins Gesicht leuchtend, „aber ein Lüneburger Kind? — das kann Jeder sagen."

„Aber nicht beweisen, Kaspar Rulle! ich bin Gilbrecht,

der zweite Sohn des ehrsamen Böttchermeisters Gotthard Henneberg in der Rothen Hahn-Straße."

„Was? dem Sülfmeister sein Junge, der Gilbrecht bist Du? zeig' mal her! — ja, die Nase ist's, und weil Du mich kennst, will ich's glauben."

„Ihr laßt uns doch ohne Handwerkszeichen ein, nicht wahr? für den da sag' ich gut," bat Gilbrecht.

„Gutsagen!" brummte der Alte, „ich sage für keinen Menschen gut, geschweige denn für einen Schusterknecht."

„Na! na!" machte Timmo, „Schusterknechte —"

„Haben das Maul zu halten! sonst heißt es: marsch! wieder 'raus!" schnauzte der Bärbeißige. Dann beleuchtete er auch Timmo mit der Laterne und musterte ihn mit strenger Amtsmiene, dabei überlegend, ob er es wohl auf sich nehmen könne, einen fremden Wanderburschen ohne Handwerkszeichen in die Stadt einzulassen, denn er fühlte als Thorwärter eine schwere Verantwortlichkeit, welcher er auch äußerlich eine möglichst achtunggebietende Würde schuldig zu sein glaubte.

„Aus Darmstadt?" frug er noch einmal und pflanzte sich breitbeinig vor Timmo hin, den Spieß mit der ausgestreckten Rechten fest auf den Boden stoßend.

„Immer noch aus Darmstadt," sagte Timmo.

„Und willst hier in Lüneburg Arbeit nehmen?"

„Wenn Ihr nichts dagegen habt und ich erst einmal darin bin," antwortete Timmo.

„Geduld, Schusterknecht aus Darmstadt! wenn ich nicht will, kommst Du nicht 'rein," fuhr der Alte wieder auf ihn los und wandte sich dann zu Gilbrecht: „Ich will mal ein Auge zudrücken wegen des Handwerkszeichens, weil Du ein Henneberg bist; ich wollte nur, Du brächtest uns den

Frieden binnen. Geht in Gottes Namen hinein mit Eurem Sack und Pack und thut Eure Pflicht und Schuldigkeit, sonst soll's Euch nicht gut gehen. — Vorwärts!"

Nun leuchtete er den Beiden durch das dicke Thorgewölbe bis zur Wachstube an der Stadtseite, wünschte ihnen gute Herberge und ging hinein.

„Das fängt gut an," sagte Timmo, „sind sie hier Alle so höflich?"

„Kaspar Rulle ist der gutmüthigste Mensch in ganz Lüneburg," entgegnete Gilbrecht.

„Na, dann freu' ich mich auf die Anderen," lachte Timmo.

Im letzten Dämmerschein des Tages schritten die beiden Gesellen durch die nächste Gasse, und Timmo frug: „Sage mal, ist denn Dein Vater auch ein Sülfmeister?"

„Bewahre!" sagte Gilbrecht, „der Alte hat sich versprochen, er wollte sagen Böttchermeister."

„Er sagte aber Sülfmeister," wiederholte Timmo.

„Dummes Zeug! Ich möchte nur wissen, was er mit dem Frieden meinte, den ich binnen bringen sollte."

„Vielleicht in dem Briefe von dem Rathsherrn in Celle."

„Meiner Treu! daran hatt' ich nicht gedacht; aber wie Ruh und Frieden sah Herrn Albrecht's von der Mölen Gesicht nicht aus, als er mir das Schreiben übergab."

Sie gingen weiter durch die Schlägertwiete, aber an der nächsten Ecke sprach Gilbrecht: „So, dies ist die Grapengießerstraße und die nächste ist die Altstadt, die gehst Du hinab an ein, zwei, drei Querstraßen vorbei, dann kommst Du zur Herberge der Schusterknechte; das Herbergsschild hängt groß genug in die Straße hinein, kannst gar nicht fehlen, wenn Du die Augen aufsperrst."

„Ein Hesse bin ich zwar, aber kein blinder,“ sagte Timmo, „will's also schon finden.“

„Nun denn viel Glück ins Feld!“ sprach Gilbrecht, „laß Dich umschauen, und wenn Du Arbeit gefunden hast und eingeehrt wirst, so komm' ich und trinke mit, und zu meiner Einfahrt kommst Du auch.“

„Soll ein Wort sein!“ sagte der Schuster und schritt in die Gasse hinein. Gilbrecht wandte sich rechts und eilte dem Vaterhause zu. —

„Ob der Alte nicht doch am Ende ein Sülfmeister ist, wie der Thorwart herausplatzte,“ redete Timmo in Gedanken beim Weitergehen vor sich hin, „der Junge hat auch schon so was Salzjunkermäßiges an sich. Wie er mir hier die Wege wies! es klang ungefähr so wie such' Pudel, such'! konnte doch mitgehen und mich hinbringen, aber Meistersöhnchen Muttersöhnchen. — Patsch dich! hier hat's geregnet; hundert Thürme haben sie, aber kein Dreckmeisteramt, das seine Schuldigkeit thut; aber es hat Alles sein Gutes, desto mehr Schuhzeug brauchen sie hier. Timmo Schneck, halt' die Ohren steif, Lüneburg ist ein sauberes Städtchen, hundert Thürme und dreißigtausend Klafter Holz jährlich. Und wie hier die Luft schmeckt! ich glaube salzig, ja wahrhaftig, ganz salzig, darum auch der Durst. Herbergsschild, wo hängst du?“ Plötzlich blieb er an einer Straßenecke stehen und sprach: „Da! was sag' ich denn! nun hab' ich die Querstraßen nicht gezählt und weiß nicht, ob dies die zweite oder die dritte ist; dunkel ist's auch und kein Hund auf der Gasse, den man fragen könnte.“ Da öffnete sich eine Hausthür, und ein heller Lichtschein fiel auf die Straße; in der Thür erschien ein Mann, auf den Timmo nun zuschritt mit der Frage, ob er hier nach der Altstadt käme.

„Schon wieder ein Schuster mehr in Lüneburg!“ war die Antwort.

„Ein Corduaner, mit Verlaub!“

„Natürlich, das sagt Ihr Alle und bleibt das Buntleder so lange schuldig wie das Schwarzleder. Und was so ein Drahtklemmer für eine Nase haben muß, daß er sich immer, wo es nichts kostet, an einen Lohgerber wendet.“

„Ach so!“ lachte Timmo, „darum! nun, ein Wunder ist's just nicht, wenn der Schuhmacher den Lohgerber riecht. Aber diesmal war's Zufall oder Himmelsfügung, die ich mir zum guten Zeichen nehmen will.“

„Das thu' nur, Corduaner! Hast wohl auch schon manchen Meister reich gemacht?“ neckte der Lohgerber.

„Das will ich meinen!“ rief Timmo, „übrigens, Meister, Ihr wißt ja: wenn der Schuster stirbt, kriegt der Gerber das Fell.“

„Da hat er was Rechts!“ lachte der Meister.

„Aber nun sagt mir doch, wo die Herberge ist,“ mahnte Timmo etwas ungeduldig.

„Ja so! richtig! die Gasse hier ist die Altstadt und rechter Hand die Schusterschenke,“ sagte der Gerber, „und wenn Du kein Eimbecker bezahlen kannst, so trink Blaffertbier, ist gerade gut jetzt.“

„Vielen Dank, Meister! wo Schuster und Fuhrleut trinken, ist's Bier am besten.“ Damit ging Timmo ab und sagte sich: „Lustige Leute, diese Lüneburger!“

Bald klopfte er in der Herberge an die Stubenthür, trat ein und sagte: „Schönen guten Abend, Frau Mutter! ist der Herr Vater nicht da?“

Die er so begrüßte, war eine ältere, aber noch rührige Frau mit rundem, rothen Kopf und gluhen Augen darin;

ihr vorderes Kinn — sie hatte nämlich deren zwei — war etwas stoppelig. Von ihrem Haar war nichts zu sehen, denn sie hatte ein gelbes Tuch um den Kopf geschlungen, daß der Knoten gerade auf dem Scheitel saß und die zwei langen Zipfel wie ein Paar Hörner steif zu beiden Seiten standen. „Der Herr Vater ist nicht zu sprechen," sagte sie, „er hat sich zu Schanden gemacht, hat einen Hexenschuß im Kreuz und liegt zu Bette; aber die Herbergsmutter hat auch noch keinem ehrlichen Schusterknecht ein Bein ausgerissen. Kannst fragen wen Du willst in der Stadt, ob die alte Hombrok'sche nicht überall einen Stein im Brette hat."

„So wollt' ich Euch ganz freundlich angesprochen haben, Frau Mutter," sagte Timmo, indem er sich mit geschlossenen Hacken vor sie hin stellte, den Hut in der Hand und den Ranzen unter dem linken Arm, „von wegen des Handwerks, ob Ihr mich und mein Bündel heute wollet beherbergen, mich auf der Bank und mein Bündel unter der Bank; ich will mich halten nach Handwerks Gebrauch und Gewohnheit, wie es einem ehrlichen Schusterknecht zukommt, mit keuschem Mund und reiner Hand."

„Sei willkommen wegen des Handwerks!" sagte die Alte, „lege Dein Bündel unter die Bank und Deinen Filz auf dem Herrn Vater seinen Tisch; ich will den Altschaffer rufen lassen, daß er Dich umschaut."

Timmo that, wie ihm geheißen war, und ruhte sich. Als aber der Altgesell kam, erhob er sich wieder, setzte den Hut auf, ging dem Eintretenden entgegen und legte seine linke Hand auf dessen rechte Schulter. Der Altgesell machte es ebenso und fing an:

„Hilf Gott, Fremder! — Schuster?"

„Stück davon,“ antwortete Timmo.

„Wo streichst Du her bei dem staubigen Wetter?“

„Immer aus dem Land, das nicht mein ist.“

„Kommst Du geschritten oder geritten?“

„Ich komme geritten auf zwei Rappen aus eines guten Meisters Stall. Die Meisterin hat sie mir gesattelt, die Jungfer hat sie mir gezäumt, und beschlagen hab' ich sie mir selber.“

„Worauf bist Du ausgesandt?“

„Auf ehrbare Beförderung, Zucht und Ehrbarkeit.“

„Was ist Zucht und Ehrbarkeit?“

„Handwerks Gebrauch und Gewohnheit.“

„Wann fängt selbige an?“

„Sobald ich meine Lehrjahre ehrlich und treu ausgestanden“

„Wann endigt sich selbige?“

„Wenn mir der Tod das Herz abbricht.“

„Was trägst Du unter Deinem Hut?“

„Eine hochlöbliche Weisheit.“

„Was trägst Du unter Deiner Zunge?“

„Eine hochlöbliche Wahrheit.“

„Was frommt unserem Handwerk?“

„Alles, was Gott weiß und ein Schustergeselle.“

Nun nahmen sie beide den Hut ab, der Altschaffer reichte dem Fremden die Hand und sprach: „Sei willkommen wegen des Handwerks! Wie heißt Du? und was ist Dein Begehr?“

„Ich heiße Timotheus Schneck, bin aus Darmstadt gebürtig und wollte Dich gebeten haben, Du wollest mir Handwerksgewohnheit widerfahren lassen und mich umschauen, es steht heute oder morgen wieder zu verschulden, ist es nicht hier, so ist es anderswo.“

„Ich hab's mein Tag noch keinem ehrlichen Gesellen abgeschlagen," sprach der Altschaffer, „will auch an Dir nicht anfangen noch aufhören. Wie steht's mit der Kundschaft?"

„Geburtsbrief und Dankelbrief, Alles in Ordnung."

„Wo hast Du Deinen Lehrbraten verschenkt?"

„In der guten Stadt Darmstadt. Da habe ich gesehen ein Stube mit vier Winkeln, einen Tisch mit vier Ecken und darauf eine offene Lade. Ich habe auch gesehen einen hochlöblichen Willkomm und Schenkkännel mit Bier, daraus habe ich getrunken einmal oder vier, hätte ich mehr getrunken, so würde es mein Schade nicht gewesen sein."

„Du hast vielleicht mehr vergessen, als ich gelernt habe; aber wir wollen die Meistertafel ansehen, welcher Meister darauf geschrieben steht."

„Von mir wird er nicht viel lernen; das Land auf und nieder laufen, Kleider und Schuhe zerreißen, dem Herrn Vater Bier oder Wein austrinken, einmal viel, ein andermal wenig, je nachdem es der Beutel vermag." Timmo sprach die althergebrachten, bescheidenen Worte durchaus nicht in bescheidenem Ton und mit demüthigem Gesicht, sondern sein Auftreten und seine Haltung ließen deutlich genug durchblicken, wie fest er von seiner eigenen Vortrefflichkeit überzeugt war.

Der Altgesell beachtete das aber nicht oder war dergleichen schon gewöhnt; er schloß einen Schrein auf und brachte die Meistertafel.

„Es hat sich nur Einer darauf einschreiben lassen, daß er einen Knecht braucht," sagte er, „Daniel Spörken, ein ehrbarer Meister, aber es hält Keiner lange bei ihm aus."

„Warum nicht?" frug Timmo.

„Mit der Meisterin ist schwer auszukommen, sie ist manchmal wie vom Satan besessen."

„Wenn's weiter nichts ist," lachte Timmo, „den treib' ich ihr aus."

„Sieh Dich vor, Bruder Darmstädter!" warnte der Altschaffer, „ich habe Dir's gesagt; aber wenn Du mit wohlbedachtem Muthe, freiem Willen und guter Vernunft darauf bestehst, so will ich hingehen und Dich bei ihm umschauen. Laß Dir unterdeß die Zeit nicht lang werden bei einer Kanne Bier, und wenn ich wiederkomme, so sei bedeckt mit dem Hut und nicht mit dem Tischblatt."

„Ich bedanke mich freundlichst," sagte Timmo.

Nun öffnete der Altschaffer die Thür und rief ins Nebengemach: „Frau Mutter, der Fremde hat das Handwerk bewiesen, nun wollen wir ihm auch Handwerksgerechtigkeit erweisen. Gebt ihm die Vorschenke, ich gehe ihn umschauen und komme bald wieder." Er nahm aus Timmo's Hand die Kundschaft, warf einen Blick in die Briefe und sprach dann: „Also mit Verlaub, der Filz ist mein, verzieh einen Streich." Damit setzte er den Hut auf und ging.

Die Herbergsmutter stellte eine Kanne Bier und einen zinnernen Becher auf den Tisch, und Timmo frug: „Eimbecker oder Blaffertbier?"

Die Alte sah ihn verwundert an und sagte: „Blaffertbier."

„Aha!" machte Timmo, schenkte sich ein und trank. „Nicht übel, Mutter Hombrok'sche!'

Die Herbergsmutter sah ihn wieder mit einem Blicke an, der besagen mochte: ich wollte Dir's auch nicht gerathen haben, es anders zu finden; aber sie sagte bloß: „Wohl bekomm's!"

Timmo bedankte sich, und nun begannen sie einen kleinen Schnack, wobei sich Timmo nach allerlei Lüneburger

Verhältnissen erkundigte. Er dachte: mußt doch mal auf den Busch klopfen von wegen des Böttchers, und sagte: „Hab' auch Einen mitgebracht aus der Fremde, einen Lüneburger."

„Einen Lüneburger? so? wen denn?"

„Einen Böttcherknecht, Gilbrecht Henneberg mit Namen."

„Den Sohn des Sülfmeisters?" frug schnell die Alte.

Hast du nicht gesehen! kicherte Timmo in sich hinein, da ist er schon wieder, der Sülfmeister. „Jawohl, ganz recht!" sagte er laut. „Sind wohl haushäbige Leute?"

„Ei ja," meinte Mutter Hombrok, „es rührt von der Frau her, die hat von ihrem Vater selig eine halbe Pfanne geerbt. Da mußte sich ihr Mann in der Sülfmeistergilde einschreiben lassen, aber sein Böttcherhandwerk treibt er nach wie vor mit redlichem Fleiße, obwohl sie's gar nicht nöthig hätten. Weil er aber der Einzige ist in der Gilde, der das thut und das in Lüneburg noch niemals vorgekommen ist, so heißt er in der ganzen Stadt kurzweg der Sülfmeister. Amtsmeister bei den Böttchern ist er auch."

„Amtsmeister ist er auch?"

„Versteht sich, und was für einer! der hält Zucht und Ordnung im Hause und im Amte, in der Werkstatt und bei der Morgensprache."

„Hat er mehr Kinder?"

„Viere, drei Jungen und ein Mädchen, und die Ilsabe, seine Tochter, das ist ein Prachtmädel, mit der wird mal Keiner betrogen," sagte die Alte mit einem Nachdruck, als wäre sie dieses Prachtmädels leibliche Mutter oder Großmutter, und schlug dabei mit ihrer fleischigen Hand auf den Tisch, daß der Zinnbecher wackelte.

Timmo faßte rasch nach dem Becher, um den Trunk zu retten, und frug: „Hat sie denn schon Einen?"

„Weiß nicht,“ sagte die Alte, „aber schön ist sie und Geld hat sie auch, denn ich glaube, der Sülfmeister hat sein Mehl gemahlen und hat gewiß schon einen hübschen Batzen vergraben. Die Mutter, die Meisterin, ist Eine von Stande, und sie haben sie dem Meister erst nicht geben wollen, aber,“ fuhr sie mit blinzelnden Augen fort und fuchtelte dabei mit der gespreizten Hand in der Luft herum, „wenn Eine erst einmal so bis über die Ohren rechtschaffen in Einen verliebt ist, da hilft dann nichts, das kenn' ich!“

„Ja, ja, Mutter Hombrok'sche!“ lächelte pfiffig der Schuster, „trau's Euch zu! auch mal jung gewesen! he?“

Sie lachten beide, und die Alte schmunzelte: „Na ja freilich, Schusterchen! warum denn nicht? Die Hombrok'sche konnte sich sehen lassen, sag' ich Dir vor — ja, 's ist schon eine Weile her.“

So plauderten sie, bis der Altgeselle wiederkam und sprach:

„Ich bin gegangen
Nach Deinem Verlangen,
Nach meinem Vermögen,
So weit das Handwerk redlich gewesen.

Meister Spörken läßt Dir auf vierzehn Tage Arbeit zusagen. Nimm mit einem armen Meister vorlieb, weil ein reicher nicht da ist. Ich wünsche viel Glück in die Werkstatt! laß Dir den Tisch nicht zu schmal, die Stube nicht zu eng und der Fenster nicht zu wenige sein.“

„Schönen Dank, Bruder Altschaffer! was hast Du denn dem Meister gesagt?“

„Ich habe gesagt: Meister, ich habe einen fremden Gesellen, er schläft gern lange, ißt gern früh Suppe, macht gern klein Tagewerk, nimmt gern groß Wochenlohn; ich wünsche viel Glück zum fleißigen Gesellen.“

„Das hast Du gut gemacht," lachte Timmo.

„Übrigens ist es hier Handwerksgebrauch," fuhr der Altgesell fort, „wenn ein Fremder umschauen läßt und erhält Arbeit, so bezahlt er zwei Kannen Bier; erhält er keine Arbeit, so bekommt er ebensoviel zum Thore hinaus."

„Frau Mutter!" rief Timmo schnell, „zwei Kannen Eimbecker!"

Da saßen nun die beiden Schuhmachergesellen und tranken in Frieden das gute Bier. Der Altschaffer nannte nun auch seinen Namen, der Asmus Troffehn lautete, und sagte, daß er aus Hamburg gebürtig sei. Also nicht weit her, dachte Timmo, sagte es aber nicht. Sie erzählten sich Mancherlei und beredeten mit einander, wie sie es mit der Einfahrt halten wollten, und der Altschaffer belehrte den Zugewanderten, wieviel Schilling er als Auflage, wieviel Harnischgeld und wieviel Wachs er zu den Kerzen auf dem Altar der Brüderschaft in der Sankt Cyriakskirche geben müßte. Auch ihre Erfahrungen von der Wanderschaft tauschten sie aus, und Timotheus Schneck wußte die lustigsten Geschichten und die abenteuerlichsten Dinge zu erzählen, daß der Altschaffer manchmal ungläubig den Kopf schüttelte. Aber Timmo kam nicht in Verlegenheit, sein Mundwerk ging wie ein Mühlrad, und die braunen Augen funkelten vor Vergnügen, wenn er wieder eine neue Schnurre vorbrachte, immer noch toller als die vorige. Denn er hatte schon an vielen Orten und für die vornehmsten Leute Stiefel und Schuhe genagelt und genäht, hatte schon einen Aufstand mitgemacht und mehr als eine Bönhasenjagd, er war sogar schon einmal mit auf grüne Heide gegangen und wußte wohl Bescheid mit solchen widerspenstigen Heimlichkeiten. Und zur Fastnacht war er überall der größte Lustigmacher

und der keckste Spaßvogel und vollends bei den Mädchen, ach! bei den Mädchen, da war er immer und überall Hahn im Korbe gewesen. „Wieviel gute Montage habt Ihr denn hier?“ frug er mit einer herausfordernden Gönnermiene.

„In jedem Quartal einen,“ sagte Asmus Troffehn.

„Mehr nicht?“ rief Timmo und warf den Kopf hoch, „und das laßt Ihr Euch gefallen?“

„Es ist so von Alters her,“ erwiederte Asmus; „habt Ihr denn mehr gehabt in Darmstadt oder in Frankfurt?“

„In Frankfurt machten wir jeden vierten Montag blau und waren damit noch nicht zufrieden, wollten jeden zweiten haben, kamen aber nicht durch damit, das heißt,“ fügte er selbstbewußt hinzu, „wir wollten's nicht auf die Spitze treiben, weil wir im Übrigen ein gutes Leben hatten, besonders das Getränk, das schmeckte.“

„So? gutes Bier in Frankfurt?“

„Wein, Wein!“ rief Timmo und schnalzte mit der Zunge, „ich sage Dir, Bruder Hamburger, in Frankfurt ist mehr Wein in den Kellern, als in Lüneburg Wasser in den Brunnen. Habt Ihr denn auch eine Weinglocke hier?“

„Wirst sie gleich hören,“ sagte Asmus, „wenn wir sie auch hier nicht Weinglocke nennen. Um neun Uhr müssen die Trinkstuben leer werden, Sommers um zehn.“

„I das wäre ja noch schöner! fällt mir nicht ein!“ prahlte Timmo. „Höre, Bruder Hamburger, das muß anders werden, wenn ich in Lüneburg bleiben soll, und wenn Ihr mir folgt, so will ich's Euch schon zeigen, wie man sich Freiheit schafft.“

„Nur fein gemach, Bruder Darmstädter! Meister Spörken ist zwar ein Sanftmüthiger, aber Bürgermeister und Rath halten strenges Regiment und fackeln nicht.“

„Ich merke schon, Ihr scheint hier gut unter der Fuchtel zu stehen," höhnte Timmo, „da thut es Noth, daß mal Einer kommt, der ein wenig aufmuckt, und sollst mal sehen, Bruder, ich bin der Mann dazu!"

„Kannst ja mal mit Deiner Frau Meisterin den Anfang machen," lächelte der Altgesell, „aber nimm Dich in Acht, daß Du nicht den Kürzeren ziehst."

„Ich den Kürzeren ziehen?" rief Timmo, „das wäre das erste Mal in meinem Leben."

„Weißt Du," sagte Asmus, „wie sie den Meister Daniel spottweis in der Stadt nennen? Daniel in der Löwengrube, und seine Frau ist die Löwin darin, eine rechte wilde Katze."

Timmo lachte laut auf.

„Horch!" machte Asmus, „die Bürgerglocke! nun muß ich fort."

„Das ist doch nicht Dein Ernst," sagte Timmo, „wir trinken noch eine Kanne, ich bezahle sie."

„Nein, nein," sprach der Altschaffer fest, „Du hältst mich nicht. Komm, stoß an mit dem Rest! Hilf Gott von Hamburg! und noch einmal viel Glück in die Werkstatt!"

Sie stießen an, und Timmo bedankte sich.

„So!" sprach Asmus und erhob sich, „nun lege Dich aufs Ohr, wirst wohl ungewiegt schlafen nach dem Marsch von Ülzen her. Morgen um sechs Uhr komm' ich und bringe Dich ein in — in die Löwengrube. Gute Nacht, Bruder Darmstädter!"

„Gute Nacht, Bruder Altschaffer!" brummte Timmo, ging dann auch hinaus und sagte zur Herbergsmutter: „Frau Mutter, ich wollte Euch gebeten haben, daß Ihr mir hinauf leuchtet, wo dem Herrn Vater seine Betten stehen."

„Komm, mein Söhnchen!“ sagte die Alte und ging ihm die Treppe vorauf! „Hier!“ sprach sie oben und öffnete die Kammerthür, „schlupf unter, mein Häschen, und laß Dir was Liebliches träumen von Bier oder von Wein oder von schönen Jungfräulein.“

„Vielen Dank, Frau Mutter! aber das Eimbecker war doch besser als das Blaffertbier.“

„Hast 'ne feine Zunge,“ lächelte die Alte. „Morgen früh wecke ich Dich, denn Zeit und Stunde warten nicht auf uns,“ sagte sie mit einem freundlichen Ernste.

„Grüßt den Herrn Vater von mir mit seinem Hexenschuß,“ sprach Timmo.

„Will's ausrichten, mein Junggesell!“ sagte die Mutter Hombrok'sche und stieg langsam die Treppe hinab, die in der nächtlichen Stille des Hauses unter ihren Tritten leise stöhnte und ächzte.

Zweites Kapitel.

Ziemlich am nordöstlichen Ende der Stadt, in der Rothen Hahn-Straße, wohnte der Amtsmeister der Böttchergilde, Meister Gotthard Henneberg, in einem aus braunen Backsteinen erbauten Hause, dessen nach Osten schauender, in vier rechtwinkligen Abstufungen aufgeführter Giebel vorn an der Straße stand, wie dies bei allen Häusern Lüneburgs der Fall war. Jede dieser vier Abstufungen hatte die Höhe eines Geschosses, das von dem darüber und darunter liegenden durch ein doppeltes Gesims getrennt war, und in dem sich auf Säulen ruhende Stichbogen für die Fenster und Luken befanden. Hinter dem davorgesetzten Giebel, auf dessen Spitze eine Wetterfahne stand, war das glatte, steile Dach, und nur soweit dieses reichte, waren noch Kammern und Bodenräume; die übrigen, kleineren und paarweis gekuppelten Fensterwölbungen der Giebelfront, also die höchsten und die äußersten zu beiden Seiten, waren verblendet und dahinter war nichts als die freie Luft. Die Gesimse, die Bogengurte und die Säulen waren alle rund gemauert und in hervortretenden Wülsten so gedreht und gewunden, daß sie ganz dicken Schiffstauen glichen. Die Hausthür, zu der ein paar Stufen emporführten, und vor der sich ein Beischlag, d. h. ein zu beiden Seiten mit hochlehnigen Stein-

bänken umhegter Vorplatz befand, war spitz gewölbt und mit fünf solcher gedrehten, steinernen Wülste eingefaßt, so daß sie einem kleinen Kirchenportal ähnelte.

Diese Bauart blieb sich in der ganzen Stadt gleich; nur daß die Häuser der vornehmen Geschlechter mit allerlei Zierrath, mit menschlichen Figuren, Köpfen und Bildnissen, von gemauerten Schiffstaukränzen umrahmt, mit Thiergestalten, Blumen und Laubwerk, in Stein gehauen, reicher geschmückt waren und kunstvoll gemeißelte und bemalte Familienwappen zeigten. Dadurch, daß sie den Giebel mit seinen vier bis sechs treppenartigen Abstufungen alle vorn und alle den gleichen bräunlichen Farbenton hatten, erhielt die Stadt ein ganz eigenthümliches und doch keineswegs einförmiges Gepräge, weil die Giebel bald höher und spitzer, bald breiter und niedriger und auch in ihrer Ausschmückung von einander verschieden waren.

Die Häuser hatten auch alle ihren besonderen Namen, den manche nur einem launigen Einfall ihrer Besitzer verdankten. In der Heiligen Geist-Straße z. B. hatten sich vier Nachbaren darüber geeinigt, die ihrigen Sonne, Mond, Und, Stern zu nennen, oder der Erste hatte mit Sonne angefangen, und die Anderen waren ihm in der angedeuteten Richtung gefolgt, so daß das dritte Haus den Namen „Und" erhielt. Meister Gotthard Henneberg's Haus in der Rothen Hahn-Straße, in dem seit Menschengedenken das Böttcherhandwerk betrieben wurde, hieß das Goldene Ei nach einem großen steinernen, über der Hausthür eingemauerten Ei, das früher einmal vergoldet gewesen war. Neben dem Ei über der Thür befand sich die Hausmarke, ein Kreuz, dessen Spitze in einem breiten Beil endigte und dessen Querbalken an jedem Ende ein lateinisches H trug; vielleicht hatte der Erbauer Hein-

rich Henneberg geheißen. Diese Hausmarke wurde jedem Gefäße eingebrannt, das aus der Werkstatt im Goldenen Ei hervorging, und solcher Beilkreuze fuhren jährlich eine ganze Menge in die Welt.

In dem Hause herrschten Friede, Fleiß und Frömmigkeit, und der Segen blieb nicht aus. Wenn es nicht ein Verstoß gegen die strenge Handwerksordnung gewesen wäre, so hätte Meister Henneberg wohl mehr als zwei Knechte und einen Lehrjungen halten können; so viel hatte er zu thun, alle die Salztonnen, die Fässer und Bottiche fertig zu schaffen, die von ihm verlangt wurden. Der eine der beiden Gesellen war sein ältester Sohn, Arnold, der andere ein fremder, zugewanderter aus Soest, Namens Jakob, und der Lehrjunge wieder sein jüngster Sohn, Lutke. Wer beim Meister Henneberg arbeitete, der lernte das Handwerk gründlich, aber viel freie Zeit gab es nicht, und die täglichen Arbeitsstunden, die genau vorgeschrieben waren, wurden streng eingehalten. In alle dem Lärm, den die Böttcherei mit Hämmern und Klopfen, mit Stoßen und Schneiden hervorbrachte, waltete der stille Ordnungssinn und die liebevolle Fürsorge der Hausfrau, der die blühende Tochter fleißig zur Hand ging, so wohlthuend und ersprießlich, daß es in der Wirthschaft an nichts fehlte, was gerechte und bescheidene Ansprüche der Hausgenossen fordern durften.

Als in der Dämmerung des Tages von Gilbrecht's Heimkehr, die ja Niemand voraussehen konnte, die Vesperglocke läutete, band der Meister sein Schurzfell ab und machte Feierabend. Seine Gehülfen folgten dem Beispiel. Jakob und Lutke brachten das Handwerkszeug an den gehörigen Ort und schufen in der Diele zwischen den angefangenen und fertigen Tonnen, den Schneidebänken, den

Vorräthen an Stab- und Bodenholz, den Reifen und Spä nen, welche die Werkstatt in buntem Durcheinander füllten, einen freien Durchgang von der Hausthür zu den drei Stufen, die rechter Hand in die Wohnstube führten, und weiter bis zu der schweren Wendeltreppe im Hintergrunde.

Die sehr geräumige Diele ging in ihrem größeren Theile durch zwei Stockwerke, und alles Holz, aus dem sie gezimmert war, die Wände mit ihren Pfosten und Riegeln, die Decke mit ihren dicken Trägern und Balken und die Thüren und Treppen hatten eine natürliche dunkelbraune Färbung. An der linken Seite lief in zweidrittel Höhe über dem Fußboden eine mit der Treppe verbundene, breite Galerie mit durchbrochenem Geländer; sie führte in ein paar abgeschlagene Kämmerchen, die in den oberen Raum der Diele hineingebaut waren und aus dieser ihr spärliches Licht durch kleine Fenster empfingen. Auf dem Balken unter dem Geländer stand der Böttcherspruch eingeschnitten:

Noch keine größere Kunst erfunden,
Als Holz mit Holz zusammen gebunden.

Meister Gotthard schloß die Hausthür, begab sich langsam bedächtigen Schrittes in die Wohnstube, setzte sich dort in seinen großen hölzernen Lehnstuhl mit dem strohgeflochtenen Sitz und pfiff leise vor sich hin.

Frau und Tochter, die nähend bei der Lampe am Tische saßen, hörten dieses Pfeifen gern, denn sie wußten, daß es ein besonderes, stilles Vergnügtsein des Meisters bedeutete und störten ihn darin auch nicht mit Fragen, denn sie wußten ferner, daß er dann selten Antwort gab. Als ihn Ilsabe, sein drittes Kind, bei solcher Gelegenheit einmal gefragt hatte, warum er so lustig pfiffe, hatte er noch vergnügter, ja halb verschmitzt gelächelt, hatte sie mit seinen ungeheuren

Böttcherfäusten bei den kleinen, rothen Ohren gefaßt und auf das wellige Stirnhaar seines Lieblings einen Kuß gedrückt. Meister Gotthard war überhaupt, wenn auch kein schweigsamer, so doch auch kein sehr gesprächiger Mann, und sein oberster Grundsatz beim Reden war: das Wort soll Kraft und Macht haben oder nicht gesprochen werden.

Auch Arnold trat bald in das Zimmer, warf einen befremdlichen Blick auf den noch leeren Tisch und dann auf seine Schwester, die nun heiter sprach: „Mutter, Arnold meint, es wäre Essenszeit."

„Ich?" sagte Arnold, „ich habe gar nichts gesagt."

„Solchen Hungerblick versteht man auch ohne Worte," lachte Ilsabe, erhob sich, nahm der Mutter in zarter Weise das Nähzeug aus den Händen und legte es sammt dem ihrigen wohlgeordnet bei Seite. Dann begann sie den Tisch zu decken. Sechs Teller aus Birkenholz ohne Rand, neben jedem ein Messer und vor jedem ein schlichter, zinnerner Becher, das war das Tischgeräth zum Abendessen. Nur vor des Vaters Platz am oberen Ende des Tisches stellte sie statt eines Bechers einen hohen Zinnkrug, auf dessen Deckel das wohlgeformte Bild eines Schützen stand und auf dessen Ründung des Meisters Name mit Tag und Jahr eingeritzt war. Den Krug hatte sich Meister Gotthard einmal beim Papagoyen-Schießen mit der Armbrust als Preis gewonnen. Auch ein anderes Messer bekam der Vater, ein größeres als die übrigen, mit einem kräftigen Griff daran aus Hirschhorn. Dann trug sie die einfache Kost auf und brachte zuletzt eine Schenkkanne voll Eimbecker Bier, füllte daraus des Vaters Krug und die Becher, und nun war Alles zum Zulangen bereit. Sie rief Jakob und Lutke herein, die auf den ersten Ruf so schnell

erschienen, als hätten sie schon dicht hinter der Stubenthür darauf gelauert. Der Meister rückte sich mit seinem Lehnstuhl an den Tisch heran und saß in seiner Kraft und Würde gleichsam thronend als König seiner Familie.

Ein ruhiges, verständiges Gespräch, auch heitere Scherze, freundlich gemeint und gut aufgenommen, hatte der Meister gern bei Tisch, hörte aber lieber zu, als daß er selber an der Unterhaltung einen hervorragenden Antheil nahm. Den Seinigen allgemeine Lebensregeln und weise Ermahnungen mit aufs Butterbrod zu geben, war eben so wenig seine Sache, wie er Klatschereien und Hecheleien über den lieben Nächsten duldete, mochte dieser auch noch so weit von seinem Hause und von seinem Herzen wohnen. Nur schweigsam sollte es bei Tische nicht hergehen, als wenn Friede und Eintracht gestört wären. Ein fröhlich Gespräch nannte der Meister die beste Würze beim Mahle; das liebe Gut in grübelnden Gedanken oder in verhaltenem Groll zu sich zu nehmen, das, meinte er, bekäme nicht und schlüge nicht an. So floß auch am heutigen Abendtisch die Unterhaltung in ruhigem Gleise munter dahin, ohne daß etwas Wichtiges zur Sprache kam. Als aber das einfache Mahl beinah beendet war, erschallten drei harte, langsame Schläge gegen die Hausthür. Alles schwieg und horchte.

„Da klopft ein Böttcher,“ sprach der Meister; „Lutke, sieh nach!“

Lutke ging hinaus, konnte aber aus der Thür auf die dunkle Straße hinaus nichts erkennen, als eine männliche Gestalt, die auf der Schwelle stand und flüsternd frug: „Arnold, bist Du es?“

„Ich heiße Lutke,“ sagte der Junge nicht allzu freundlich.

„Lutke! Du? Junge, bist Du gewachsen!“ sprach der

Fremde und trat ein. „Kennst Du mich denn nicht? auch nicht an der Stimme? bin ja Dein Bruder Gilbrecht.“

„Gil—“ brecht! wollte Lutke rufen, kam aber nicht dazu, denn — „Pscht!“ machte der Bruder und hielt ihm die Hand vor den Mund, „schrei doch nicht! wo sind sie?“

„Gerade bei Tisch,“ flüsterte Lutke, „komm!“

Ahnte denn Niemand da drinnen etwas von dem, was hier draußen vorging? Mutterherz, klopfst Du nicht rascher? Schwester Ilsabe, fährt Dir's nicht wie ein Blitz durch den Blondkopf: das könnte am Ende . . .? Sie lauschten wie im Bann eines Ereignisses, das etwas Seltsames bringt und die Luft mit einer zitternden Spannung füllt, aber eine bestimmte Erwartung stieg Keinem auf. Sie hörten nahende Schritte die Stufen empor, eine Hand tastete nach der Klinke und jetzt — jetzt stand da in der Thür ein Wandergesell mit Sack und Pack, den Hut in der Hand, und sprach mit volltönender, leise bebender Stimme: „Glück herein! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk! Guten Abend, Vater und Mutter!“

Starr, mit weit aufgerissenen Augen, mit stockendem Herzschlag saßen sie da, aber nur einen Augenblick, dann überströmte es sie Alle auf einmal, dann umfaßte sie Alle zugleich das plötzliche Bewußtsein eines kaum denkbaren Glückes, und — „Gilbrecht! Gilbrecht!“ riefen und jauchzten sie, flogen von den Sitzen und stürzten auf ihn los, und Ilsabe hing zuerst an ihres lieben Bruders Halse.

Dann ging er reihum. Die Mutter ließ ihn lange nicht von sich, und als er zum Vater kam, drückten sich zwei wackere, starke Hände, und zwei treue Augenpaare schauten eines in das andere. Der Meister sprach: „Frau, wenn ein Böttcherknecht gewandert kommt und bittet um Herberge,

so soll es ihm nicht versaget, sondern nach Gewohnheit ein Lager, Essen und Trinken gegeben werden. Lege ab, Gilbrecht, und sei willkommen am Tisch!"

Sie rissen ihm fast das Gepäck vom Rücken, der Eine das Felleisen, der Andere den Ziegenfellbeutel. Ilsabe nahm den Hut und von dem Hute das Wachholdersträußchen und steckte es sich vorn an das Mieder. Das Schwert aber schnallte sich Gilbrecht selber ab und stellte es schnell in den Winkel, als sollte es der Vater nicht sehen. Der hatte es aber schon gesehen, doch er sagte nichts.

Nun wurde zusammen gerückt; Gilbrecht mußte sich zwischen Vater und Mutter setzen, und Ilsabe, die verschwunden war, kam wieder mit einem prächtigen Schinken, den sie vor Gilbrecht auf den Tisch stellte. Arnold blickte in die Schenkkanne hinein und dann auf den Vater. Dieser nickte ihm zu und hielt die flache Hand zwei Fuß über den Tisch, was Arnold richtig deutete: so hoch einen Humpen! Lutke mußte wieder springen, und bald stand auf dem Tische ein voller Steinkrug, der sehr hochnäsig auf die Schenkkanne neben sich herabsah.

Gilbrecht hieb tapfer ein und hatte auf alle Fragen, mit denen er bestürmt wurde, nur ein Nicken oder Schütteln oder ein gemüthliches Brummen als Antwort, bis der Meister dazwischen fuhr: „So laßt ihn doch ruhig essen und stört ihn nicht!"

Sie folgten dem Befehle wie immer, wenn der Meister sprach, und machten nun über das erfreuliche, kraftstrotzende Aussehen des zum Manne gewordenen Bruders halblaute Bemerkungen, die er natürlich alle hörte und belächelte. Seelensvergnügt saß er da mit rastlos arbeitenden Kinnladen, die rechte Faust mit dem Messer auf dem Tische haltend, die linke Hand am Kruge, schaute sich die Seinigen

der Reihe nach an, und die lachenden blauen Augen glänzten in herzinniger Freude und unsäglichem Behagen. Er war ja wieder zu Hause, mitten im Kreise seiner Liebsten auf Erden, streckte die Füße unter seines Vaters Tisch, fühlte die Hand der Mutter hin und wieder auf seiner Schulter und wandte der Glücklichen dann sein strahlendes Antlitz zu mit einem Blick voll unendlicher Liebe und Dankbarkeit. Wie gut es ihm auch in der Fremde ergangen war, so war er doch nirgend gehegt und gehätschelt worden, hatte nirgend so sicher und breit im Schoße des Glückes gesessen wie hier auf diesem Stuhle zwischen Vater und Mutter.

Die Familie Henneberg war ein stämmiger Schlag Menschen, Alle hochgewachsen, markig und von gesunder Farbe. Eine unverkennbare Ähnlichkeit war auf den Gesichtern Aller ausgeprägt in der breiten Stirn, der etwas stark hervortretenden Nase und dem kräftigen Kinn; dazu hatten sie Alle blondes Haar, in das sich beim Meister schon reichliches Grau mischte. Sein bartloses Gesicht war leicht gefurcht, aber die großen, klaren Augen unter den dichten Brauen fügten seinem etwas herben und derben, fest und rund in sich abgeschlossenen Wesen den Ausdruck von Gradheit und Herzensgüte hinzu, so daß die machtvolle Erscheinung des ernsten Mannes nichts Einschüchterndes, vielmehr etwas Vertrauenerweckendes hatte. Wie die Söhne dem Vater glichen, so war die Tochter das holde Ebenbild der Mutter, der man ihrem Aussehen nach die Mutterschaft über diese Enakskinder kaum glauben mochte. Lutke war ja noch jung und etwas schmächtig vom schnellen Wachsen, aber Ilsabe mit ihrer vollen und doch schlanken Gestalt in herrlich blühender Jugendkraft war solcher Brüder würdig. Gilbrecht's Blicke ruhten auf ihr, als könne er sich nicht satt

sehen an der Anmuth und Schönheit, zu der sich die Schwester entwickelt hatte, seit er vor vier Jahren von der damals Sechzehnjährigen geschieden war. Ilsabe bemerkte die stumme Huldigung des Heimgekehrten wohl und freute sich im Stillen, daß ihr das Bruderherz treu geblieben war, denn Gilbrecht, nur zwei Jahr älter als sie, war immer ihr Lieblingsbruder gewesen schon seit den Kinderspielen; sie hatte sein und er ihr vollstes Vertrauen besessen in allen großen und kleinen Angelegenheiten, von denen die jungen Gemüther berührt wurden. Hätten sich jetzt die beiden Geschwister in die Seele blicken können, so würde Jedes dort des Anderen Hoffnung und Vorsatz gelesen haben, das solle Alles wieder so sein und nun erst recht und noch mehr, noch viel mehr als früher.

Aber auch der hungrigste Mensch wird endlich einmal satt, wenn er nur lange genug ißt, und Gilbrecht hatte dem, was auf seines Vaters Tische stand, alle Ehre angethan. Jetzt mußte er erzählen. Und er fing mit dem Anfange an. Wohin er zuerst gewandert und daß er — jetzt durfte er's ja wohl eingestehn, ob auch der Vater dabei lächelnd Frau Johanna drohte — mit den Mutterpfennigen, die ihm diese heimlich eingebunden hatte, doch noch weiter gekommen war, als mit des Vaters wohlbemessenem Reisegeld. Dann, wo er zuerst Arbeit gefunden hatte, wie sie gewesen war und so weiter und so weiter, die ganzen vier Jahre durch. Wie er als Meistersohn nur drei Jahre zu lernen gebraucht hatte, so hätte er auch nur drei Jahre zu wandern gebraucht, aber als er an den Rhein gekommen war, da hatte es ihm dort so gut gefallen, daß er ein ganzes Jahr zugegeben hatte. Achtzehn Monate war er dort geblieben, erst in Elfeld, dann in den berühmten Delsan'schen

Kellereien zu Hochheim und zuletzt in der großen Weinhandlung des Herrn Christoffer Hoherath in Mainz. Diese großen rheinischen Geschäfte hielten sich ihre eigenen Faßbindereien unter besonderen, selbständigen Böttchermeistern, und da war Gilbrecht auch ein Dichtbinder geworden für Weinfässer mit eisernen Bänden und hatte dabei die Küferei gelernt mit allen Hantirungen und manchen Geheimnissen bei Behandlung der verschiedenen Weine. Endlich hatte es ihn aber doch heimwärts gezogen nach seinem lieben Lüneburg und zu Eltern und Geschwistern, und nun, schloß er, wolle er hier bleiben und das Handwerk treiben mit eisernen oder hölzernen Bänden, wie es gerade vorkomme und von ihm verlangt werde.

Das hörten sie Alle gern; nur Einer machte dabei ein trauriges Gesicht. Das war Jakob, denn er sagte sich: nun wirst du wohl fort müssen aus dem guten Brod, denn mehr als zwei Gesellen darf ja der Meister nicht halten. Meister Gotthard sah seines Knechtes Betrübniß und sagte zu ihm: „Habe keine Sorge, Jakob! außer der Zeit schicke ich Dich nicht fort, und sollst auch gute Förderung von mir haben. Der Gilbrecht mag eine Weile ausruhen, wenn er nicht bei einem anderen Meister eintreten will."

„Das thue ich nicht," sprach Gilbrecht, „will mir die Zeit schon vertreiben, und wenn ich auch nicht Dein dritter Knecht sein darf, so werde ich doch manchmal ein wenig mit zugreifen oder Arnold ablösen dürfen, wenn er sich mal einen guten Montag mehr machen will."

Dieses Wortes freuten sich wieder Alle, namentlich auch Ilsabe und zu allermeist Arnold, aus freilich ganz besonderen Gründen, die mit blauen Montagen nichts zu schaffen hatten.

Nun stand Gilbrecht auf, holte das Schwert aus der Ecke und sprach, es seinem Vater bietend: „Hier, Vater! das bringe ich Dir mit, es soll eine gute Klinge sein, Du verstehst Dich ja besser darauf als ich.“

„Hm! Hm!“ machte der Vater und beschaute die Waffe mit sichtlichem Wohlgefallen, zog blank, versuchte, wie ihm der Griff in der Hand lag, wog es und bog es und sagte dann: „Hast Recht, eine gute Klinge! ich danke Dir, Gilbrecht!“

Etwas Willkommeneres hätte ihm der Sohn nicht mitbringen können, denn des Meisters einzige Liebhaberei waren Waffen jeglicher Art, in deren Gebrauch er für einen Handwerksmeister außerordentlich geübt war. Er besaß davon eine kleine Sammlung, die er nun mit Freuden um ein so schönes und werthvolles Stück bereichert sah.

Gilbrecht kramte in seinem Gepäck herum und brachte daraus allerlei hübsche Sachen zum Vorschein, wie sie in Lüneburg nicht oder wenigstens nicht so zu haben waren. Die vertheilte er als Geschenke an die Seinigen und erregte damit bei Allen herzliche Freude. Der Mutter überreichte er einen schönen Buchbeutel für den Kirchgang. Die gelbseidene Tasche, in die man das Gebetbuch steckte, war an einem Brettchen aus Eichenholz befestigt, das auf der einen Seite mit Pergament beklebt war. Auf dem Pergament war ein Gebet geschrieben und das Bild der heiligen Jungfrau mit dem Kinde in bunter Seide gestickt, das Ganze bedeckt von einer dünnen, durchsichtigen Hornplatte. Ilsabe erhielt eine lederne Gürteltasche mit einer feinen Silberkette, und in der Tasche steckte etwas ganz Wunderbares, noch nie Gesehenes, — ein Blatt Papier, das mit einigen Bibelsprüchen aus den Psalmen — nicht beschrieben, sondern bedruckt, — ja,

ja! bedruckt war! Sie wollten's nicht glauben, mußten sich aber doch überzeugen, daß diese Buchstaben von keiner Menschenhand geschrieben waren. Das war das Neueste, was es in der Welt gab, und Gilbrecht erzählte nun von der höchst merkwürdigen Erfindung, die ein Mainzer Bürger, Namens Johann Gutenberg, gemacht hatte. Schon vor Jahr und Tag war eine verworrene Kunde davon nach Lüneburg gedrungen, aber man hatte das für einen Schwank gehalten, von einem müßigen Mönch oder verlogenen Landfahrer ausgeheckt, darüber gelacht und es bald vergessen. Aber hier war nun der Beweis, und Ilsabe war nicht wenig stolz darauf, daß ihr Bruder Gilbrecht dieses Wunder mit nach Lüneburg brachte und sie die Erste war, die ein greifbares Stück davon besaß und zeigen konnte.

Dem Bruder Arnold stülpte Gilbrecht eine Pelzkappe aus Otterfell auf und sagte dabei lachend: „Ein rechter Dickkopf bist Du Dein Lebtag gewesen, sieh zu, ob sie paßt.“ Sie saß wie für ihn gemacht.

Als er zum Jüngsten kam, hielt er mit der linken Hand etwas hinter sich auf dem Rücken und kratzte sich mit der rechten am Ohre, indem er sprach: „Jung Lutke, mein Ziegenschurz, mit Dir ist es mir absonderlich ergangen. Ich dachte nicht, daß Du in den vier Jahren ein so stattlicher Reifenmörder werden würdest, sah Dich immer noch als den zwölfjährigen Tintenklexer der Klosterschule von Heiligen Thal und habe Dir nun ein Ding mitgebracht, womit sich eigentlich ein Mann wie Du nicht mehr abgiebt; Tand nennen sie es im Reiche, bloß um die Nürnberger zu ärgern, die dergleichen machen. Da, nimm hin das Spielzeug!“ Damit gab er ihm einen Hering, aus Holz geschnitzt und angemalt; den konnte man in zwei Theilen aus-

einanderziehen, inwendig war er hohl und bildete eine Büchse für Federn. Lutke nahm den Holzfisch, hielt ihn am Schwanze hoch und rief: „Seht doch! seht doch! so natürlich, als wäre er am Heringsstegel bei der Abtsmühle gekauft; danke, Bruder Gilbrecht! ich nehme ihn doch."

Bald saßen sie wieder Alle um den Tisch herum, denn während der Unruhe des Schenkens und Beschenktwerdens war der fast geleerte, hohe Steinkrug plötzlich wieder voll geworden, aber wie, das wußte kein Mensch in der Welt außer einem einzigen, rosigen, blondzöpfigen Mädchen.

„Balduin Biskule ist auch wieder hier, hab' ich unterwegs erfahren," begann Gilbrecht zu seiner Schwester gewandt, „wie sieht er denn aus?"

Aber Ilsabe bückte sich unter den Tisch und hatte dort etwas zu suchen, so daß die Mutter für sie antwortete: „Schlank und rank ist er geworden, hübsch und ansehnlich; er bleibt nun auch hier in seines Herrn Vaters großem Handelswesen."

Als Ilsabe jetzt wieder auftauchte, hielt sie das Wachholdersträußchen in der Hand, das ihr wohl von der Brust entfallen sein mußte, obwohl das Niemand bemerkt hatte. Das Blut war ihr vom Bücken in den Kopf gestiegen, sie sah ganz roth aus.

„Und ist die Hilke auch so schön geworden wie Du, lieb Schwesterlein?" frug Gilbrecht.

„Hübsch ist sie," sprach Ilsabe, „sehr hübsch, aber Hilke hört sie sich nicht gern mehr nennen, sage nur Hildegund, wenn Du sie siehst."

„Ich denke morgen," sagte Gilbrecht. „Ja so! Vater, ich habe noch etwas mitgebracht, einen Brief an den Herrn Bürgermeister Springintgut."

„Wo denn her?“ frug Meister Gotthard.

„In Celle traf ich zufällig den Rathsherrn Herrn Albrecht von der Mölen —“

„Bürgermeister, zweiten Bürgermeister,“ unterbrach ihn der Vater.

„Also den zweiten Herrn Bürgermeister,“ fuhr Gilbrecht fort, „und der gab mir den Brief und machte dabei kein heiteres Gesicht.“

Der Meister nickte gedankenvoll und schwieg.

„Vater, was giebt es denn hier?“ frug der Sohn, „der alte Thorwart Kaspar Rulle sagte zu mir: ich wollte, Du brächtest uns den Frieden binnen. Ist denn kein Friede mehr in Lüneburg?“

„So recht nicht,“ sagte der Meister; „die Schulden der Stadt sind ins Unerschwingliche gewachsen schon von Alters her durch die vielen Fehden und großen Bauten; jetzt betragen sie vier Tonnen Goldes. Da hat der Rath von den Sülzbegüterten die volle Hälfte ihrer Einkünfte als Ungeld gefordert, und das wollen sie nicht geben. Der Streit zieht sich schon ein paar Jahre hin, und der Bischof von Verden hat schon mehr als einmal einen Vergleich zu Stande zu bringen gesucht, aber vergeblich; der Rath giebt nicht nach und die Prälaten auch nicht. Die haben nun den Rath beim Kaiser verklagt, und seine Sache scheint nicht gut zu stehen. Herr Albrecht von der Mölen ist nach Wien zu Hofe gefahren und an das Reichsgericht.“

„Das hat er mir erzählt,“ warf Gilbrecht ein. „Morgen früh will ich dem Herrn Bürgermeister den Brief übergeben.“

„Es sollte mich wenig freuen,“ meinte der Vater, „wenn Du bei Deiner Heimkehr unserer Stadt eine schlimme Botschaft brächtest. Ich fürchte, wir gehen einem heißen Kampf

entgegen," schloß er nach einer kurzen Pause, während Alle schwiegen, und blickte nach dem Schwerte hin, das Gilbrecht ihm geschenkt hatte und das dort an einem Schranke lehnte.

Gilbrecht folgte dem Blicke seines Vaters und gewahrte jetzt erst den Schrank aus Nußbaumholz mit krauser Arbeit und reichem Schnitzwerk. „Das ist ja Großvaters Schrank!" rief er überrascht aus.

„War es, Gilbrecht, war es," sprach ernst Frau Johanna, „Großvaters Name steht im Buch der Todten, seit zwei Jahren schon, und der Schrank ist ein Erbstück von meinem lieben Vater, Gott hab' ihn selig!"

„Das hab' ich nicht gewußt," sagte Gilbrecht; „der liebe Großvater! er war immer so gut gegen mich. Woran ist er denn gestorben?"

„An einem Herzschlage," sprach die Mutter traurig, „er hat einen raschen, sanften Tod gehabt."

Ilsabe winkte dem Bruder mit den Augen zu, aber dieser fuhr fort: „Mit Verlaub, Vater, nun bist Du Sülfmeister geworden, nicht wahr?"

„Wer hat Dir das gesagt?" frug der Vater.

„Kaspar Rulle am Sülzthore. Als ich meinen Namen und mich Deinen Sohn nannte, rief er: aha! vom Sülfmeister. Ich glaubte, er hätte sich nur versprochen, aber nun kann ich mir's erklären."

„Es ging nicht anders," sagte Meister Gotthard, „die Mutter erbte vom Großvater eine halbe Pfanne, und da ließen sie nicht nach, ich mußte in die Gilde."

„Nun, das ist ja kein Unglück," lächelte Gilbrecht, „aber ich freue mich, daß Du das Handwerk darum nicht aufgegeben hast."

„Arbeit ist das Letzte, was ich entbehren möchte," erwiederte der Meister.

Ilsabe wandte das Gespräch und sagte: „Also am Rheine, Gilbrecht, am Rheine hat Dir's am besten gefallen."

„Ja, Schwesterlein," sprach Gilbrecht begeistert, „am Rheine! Da gilt das Wort: die Luft macht frei, d. h. die Luft am Rheine. Ich wollte, Du könntest den herrlichen Strom einmal sehen mit seinen Bergen und Burgen und seinen lustigen Städten und Dörfern, da geht Einem das Herz auf."

„Ja," sagte Meister Gotthard, „ich hab' ihn auch gesehen auf meiner Wanderschaft in jungen Jahren; er ist es werth, daß man ein Paar Sohlen daran abläuft."

„Ich habe auch auf seinen beiden Ufern zwischen Bingen und Mainz und zwischen Rüdesheim und Hochheim manchen Fußstapfen stehen," sprach Gilbrecht und fing wieder an, von dem fröhlichen Leben am Rheine zu erzählen, daß sie ihm gern zuhörten.

„Ich wollte, ich wäre ein Mannsbild!" rief Ilsabe, hingerissen von Gilbrecht's lebendiger Schilderung, „dann ging' ich auch in die Fremde und wanderte singend bergauf und bergab. Es muß herrlich sein, sich die Welt besehen zu können."

„Gewiß, liebe Schwester! aber sage, was Du willst, daheim ist es doch am schönsten," lächelte Gilbrecht und erfaßte die Hand der Mutter, die ihm den zärtlichen Druck innig erwiederte.

Bald erinnerte Frau Johanna, daß es Schlafenszeit sei, sie wolle dem Wegemüden das Lager rüsten. Aber Arnold sagte: „Laß nur, Mutter! dazu ist morgen Zeit. Gilbrecht schläft diese Nacht in meinem Bett, ich lege mir einen Strohsack auf den Fußboden."

Deß waren sie zufrieden. Man wünschte sich gute Nacht, und die vier jungen Leute gingen hinauf in ihre Kammern. Auch Ilsabe, die neben dem Gemach der Eltern schlief, begab sich zur Ruhe.

Als sie allein waren, legte Frau Johanna die Hände auf ihres Mannes Schultern, sah ihm in die Augen und sagte: „Er ist uns wiedergekommen so rein, wie er gegangen war; Gotthard, ich bin so glücklich!"

„Ich auch, Johanna, aber man muß das den Jungen nicht merken lassen," sprach Gotthard. Dann gingen sie, und der Meister nahm das neue Schwert mit in die Kammer und stellte es für die Nacht neben sich.

Gilbrecht lag schnell in des Bruders Bett und streckte sich. Arnold sagte, während er sich sein Lager zurecht packte: „Gilbrecht, Keiner ist froher als ich, daß Du wieder da bist. Nun werde ich ja wohl auch endlich zu meinem eigenen Feuer und Rauch kommen. Was meinst Du dazu?"

„Ja!" brummelte Gilbrecht wie im Traume, und in der nächsten Minute schlief er den Schlaf des Gerechten.

Drittes Kapitel.

„Vor drei Tagen hat Dir Herr Albrecht von der Mölen den Brief gegeben?“ frug der worthabende erste Bürgermeister Herr Johann Springintgut den vor ihm stehenden jungen Böttcherknecht.

„Ja, hochedler Herr! am Montag war es,“ antwortete Gilbrecht.

Der Bürgermeister erbrach das Schreiben und begann zu lesen.

Es war in seinem Hause am Markte. Gilbrecht, dem kein Sitz angeboten wurde, ließ seine Augen in dem reich ausgestatteten Zimmer umher schweifen und dann auf der schlanken Gestalt des Bewohners ruhen, dessen strenge Züge sich beim Lesen zusehends verfinsterten. Er sprang, nachdem er zu Ende gelesen, vom Stuhle auf und maß das Zimmer mit hastigen Schritten unruhig und erregt, daß das Papier in seiner Hand bebte.

„Ich danke Dir!“ sagte er dann kurz, „nein! ich danke Dir nicht für diesen Brief!“ verbesserte er sich zornig.

Gilbrecht blickte ihn fest und ruhig an, und der Bürgermeister sagte etwas gelassener: „Was red' ich? Du kannst ja nichts dafür. Weiß Dein Vater von diesem Schreiben?“

„Ja,“ sprach Gilbrecht, „ich hab es ihm gestern Abend erzählt!“

„So! hast's ihm schon erzählt. Weiß sonst noch Jemand davon in Lüneburg?"

„Auch ein fremder Schusterknecht, mit dem ich von Celle hierher gewandert bin," sagte Gilbrecht.

„Ein fremder Schusterknecht! hm!" grollte der Bürgermeister. „Daß so junges Volk nicht den Mund halten kann und Alles gleich ausplappern muß! Hat Dir Herr Albrecht nicht Schweigen geboten?" frug er herrisch.

„Nein, Herr Bürgermeister! mit keinem Worte."

Wahrscheinlich von dem überlauten Reden angelockt, betrat jetzt die Frau Bürgermeisterin das Zimmer, warf einen erstaunten Blick auf den ihr Unbekannten und dann einen fragenden auf ihren Gatten.

„Ein Henneberg ist es," sagte dieser, „ein Sohn des Sülfmeisters."

„Ah, des Böttchermeisters," betonte sie scharf, kehrte Gilbrecht den Rücken und ließ sich in einem Sessel nieder.

„Er bringt mir einen Brief von Mölen, den er in Celle getroffen hat," fuhr Herr Springintgut fort und wandte sich dann wieder zu Gilbrecht: „Der Brief ist an mich gerichtet, geht nur mich an, es steht nichts darin, was irgend ein Mensch in Lüneburg zu wissen brauchte. Sage das Deinem Vater, und es wäre mir lieb, wenn Du auch dem fremden Schusterknecht die Zunge binden könntest, daß er sich keine Ungelegenheiten macht."

„Ich will's versuchen, Herr Bürgermeister," sagte Gilbrecht, verbeugte sich und ging, wenig erbaut von diesem Botenlohn.

Der Bürgermeister nahm seinen Sturmschritt im Zimmer wieder auf und setzte ihn auch fort, als seine Gattin frug: „Nun, wie steht's?"

„So schlecht wie möglich,“ war die verdrießliche Antwort.

„Hat Albrecht von der Mölen nichts erreicht?“

„Nicht das Geringste!“ sprach der Bürgermeister. „Wir sollen zu Kreuze kriechen, sollen die eingezogenen Gelder den Prälaten herausgeben, sollen auf die verlangte Hälfte der Einkünfte verzichten und uns mit einem Viertel begnügen, oder — —“

„Nun? oder —?“

„Acht und Bann!“

„Herr Gott im Himmel!“ rief entsetzt die Frau und fuhr empor, „Johann, das ist schrecklich!“

„Wär' ich doch selbst nach Wien geritten!“ sagte Springintgut, „hätte nicht geknickert und geknausert. Mölen hatte ja Vollmacht und genügende Wechsel; und Kaiser Friedrich, das schwache, schwankende Rohr im Winde, wie der zu fassen ist, weiß jedes Schreiberlein im Reiche. Aber die Pfaffen sind rascher gewesen als wir und klüger. O diese Glatzen! Und Rom! was schiert uns Rom?“

„Wir werden's empfinden,“ seufzte die Bürgermeisterin; „das Regiment der Stadt ist ihnen verhaßt.“

„Niemand hat sich in unser Regiment zu mischen!“ rief er heftig. „Die Stadt bin ich und der Rath, und ein Anderer hat in Lüneburg kein Wort zu reden, kein Wort!“

Damit warf er den Brief in eine Schublade, stieß sie zu, daß es krachte, und machte sich mürrisch bereit, aufs Rathhaus zu gehen. —

Gilbrecht hatte sich von des Bürgermeisters Wohnung nicht nach Hause begeben, sondern der Alten Brücke zugewandt und ging nun das Ufer der Ilmenau entlang an der Abtsmühle vorbei, um seinen Freund Balduin Viskule zu besuchen. Am Stintmarkte blieb er stehen, als

er am jenseitigen Ufer dem Kaufhause gegenüber den alten, mächtigen Krahn erblickte, der sich freilich wunderlich genug ausnahm. Fast auf der Spitze des Daches von einem umfänglichen, runden Unterbau stand ein vierseitiges Bretterhaus, aus dessen einem Giebel ein langer, langer Arm wie ein Windmühlenflügel schräg in die Luft empor ragte, der mit Kupfer gedeckt war und an seinem oberen Ende einen aufrecht stehenden Stab mit einem Knopfe trug. Dieser Oberbau mit dem steifen Arme ähnelte, von der Seite gesehen, einem Schneckenhause, aus dem die Schnecke mit aufgerecktem Horne eben heraus kroch und sich empor bäumte. Das Ganze war das Gehäuse für das Triebwerk im Innern, das Gilbrecht wohl kannte. Er hatte nicht allein oft zugeschaut, wenn mit dem Krahne schwere Stückgüter aus den Schiffen herausgehoben wurden, sondern er war auch einmal mit Balduin nach erbettelter Erlaubniß der Krahnzieher hinein gestiegen, und die beiden Jungen waren in dem großen Tretrade gegangen, das die Winden in Bewegung setzte, und hatten eine leichte Last damit emporgewunden. Es hatte ihnen großes Vergnügen bereitet, und nun wußten sie doch, wie es sich in einem Tretrade geht.

Diese Erinnerungen hatten Gilbrecht's Schritte eine Weile gehemmt, nun aber lenkte er sie dem Viskulenhof zu und spähte nach den Fenstern des Wohnhauses hinauf, ob sich dort nicht ein bekanntes Gesicht erblicken ließ.

Der Viskulenhof war ein umfangreicher, vielgliedriger Bau mit Vorder-, Seiten- und Hintergebäuden, mit lang gestreckten Speichern und Salzräumen, mit Beamten- und Arbeiterwohnungen, Stallungen für Frachtgäule und Reitpferde und mehreren Höfen. Dieses in sich abgeschlossene Ganze machte den Eindruck des gediegensten Wohlstandes

und glich einer wahren Handelsveste, der das damit verbundene hochgiebelige Wohnhaus an der Ecke als Herrensitz würdig voranstand. In den Häusern und auf den Höfen regte sich ein lautes, lebhaftes Treiben von vielen eifrig beschäftigten Menschen. Stückgüter von den verschiedensten Formen und dem mannichfaltigsten Inhalt wurden hinein und heraus gefahren, getragen, gewälzt und gerollt, die Winden ächzten und knarrten, und an Seilen schwebten Fässer und Ballen zu den Bodenräumen empor. Auf der Ilmenau vor der einen Langseite der Waarenhäuser lagen Schiffe, die befrachtet oder deren Ladungen gelöscht wurden. Es war das bunt bewegte Bild eines ausgedehnten Großhandels, der die Erzeugnisse des Nordens mit denen des Südens austauschte, denn hier begegneten sich die Kostbarkeiten des Orients und der Levante, über Venedig kommend, und die Reichthümer aus den Küstenländern des deutschen und des baltischen Meeres, durch die Häfen der Hansestädte dem Binnenlande zugeführt.

Daß dieser blühende Handel seine guten Zinsen trug, bezeugte die innere Pracht des großen Wohnhauses. Da war viel reicher Schmuck und feines Geräth, Teppiche, Bildwerk und schöne Gefäße an den Wänden, auf Schränken und Tischen, lauschige Winkel und bequeme Sitzplätze, und über alle Fülle des Köstlichen und Seltenen war doch eine höchst anmuthende Wohnlichkeit und Behaglichkeit ausgebreitet. Während draußen Hast und Bewegung, Arbeit und Geschäft geräuschvoll durch einander flutheten, war hier innen Alles zum glücklichen Genießen geschaffen, daß die Bewohner und ihre Gäste schon von diesen üppigen Räumen eingeladen wurden, sich einer fröhlichen Geselligkeit hinzugeben oder einer beschaulichen Ruhe zu pflegen.

Gilbrecht trat von der Straße nicht in das Wohn-

haus, sondern ging durch die offene Durchfahrt eines Seitenflügels, in der an jeder Wand vier mannshohe, unbehauene Prellsteine Wache hielten. Rechts im Winkel dieses Hofes war eine breite Treppe von Felsplatten und gewaltigen Quadern, die in das Wohnhaus führte. Diese beschritt Gilbrecht, weil er so am nächsten zu den Schreibstuben im unteren Geschosse kam, wo er die Viskules, Vater und Sohn, zu finden hoffte. Er fand sie auch, und nach einer Begrüßung, wie sie freudiger und herzlicher nicht sein konnte, gingen sie hinauf in Herrn Viskule's Wohngemach. Hier wurde Gilbrecht nun nach den Erlebnissen seiner vierjährigen Wanderschaft ausgefragt, und es wäre schwer zu entscheiden gewesen, wer ihm dabei eine lebhaftere und innigere Theilnahme entgegenbrachte, der Sohn oder der Vater.

Herr Heinrich Viskule war ein ältlicher Herr unter Mittelgröße mit fast weißem Haar und klugen, lebhaften Augen. Er hatte in seinem ganzen Wesen und Gebaren etwas Vornehmes, das sich bis auf die wohl gepflegten weißen Hände und die gewählte Kleidung erstreckte. Wenn er sprach, so bewegten sich schon vor dem ersten Worte die schmalen Lippen mit einem fast lächelnden Ausdruck, als wenn er den Gedanken erst mit der Zunge kostete wie einen guten Bissen oder einen edlen Tropfen. Sein Sohn Balduin war von geschmeidigem Wuchse, aber nicht so stark gebaut wie Gilbrecht, obwohl ein Jahr älter als dieser. Er hatte braunes Haar und sprühende Augen; sein fein geschnittenes Gesicht und seine raschen Bewegungen machten den Eindruck des Leichtlebigen, ja Leidenschaftlichen.

Als die Drei mitten im Plaudern waren, öffnete sich eine Seitenthür, und herein lugte ein braunlockiger Mädchenkopf mit den Worten: „Ich höre eine Stimme,

die ich kennen sollte, und doch — Gilbrecht! Gilbrecht Henneberg, bist Du es wirklich?"

Roth vor Freude sprang er ihr entgegen, reichte ihr die Hand, in die sie herzlich einschlug, und sprach: „Hil — Hildegund! ja ich bin es, o wie freu' ich mich! wie freu' ich mich!"

Er stockte, und auch sie gerieth ein wenig in Verlegenheit, überrascht von der kraftvollen Männlichkeit des Jugendfreundes, der sie weder mit der Hand noch mit den Augen losließ. Aber die Viskulentochter war auch des Ansehens werth, und Ilsabe hatte Recht: das kleine Mädchen, das Gilbrecht manchmal gegen den eigenen Bruder beschützen mußte, war sehr hübsch geworden mit seinen neunzehn Jahren. Hildegund war eben so groß wie Ilsabe und ihrem Bruder Balduin sehr ähnlich; auch in ihren Adern rollte das rasche Viskulenblut.

Gilbrecht nahm den durch Hildegund's Eintritt unterbrochenen Bericht von seiner Wanderschaft wieder auf und hatte an der Hinzugekommenen eine aufmerksame und dankbare Hörerin, die ihm mit ihren dunklen Augen jedes Wort vom Munde nahm. Als er von seinem Aufenthalt am Rhein und von seiner Küferarbeit in den großen Weingeschäften erzählte, sagte Herr Viskule freundlich: „Ei, Gilbrecht, da könntest Du uns ja mal ein Probestückchen Deiner Küferkunst ablegen. Ich habe mir ein Fäßlein Malmesier vom Stahlhof aus London kommen lassen, wohin man ihn von Venedig zu Schiffe bringt; willst Du mir das abziehen? und wollt Ihr ihm dabei helfen?" fügte er, sich an seine Kinder wendend hinzu.

„Ja, ja! versteht sich!" riefen freudig alle drei, „und Ilsabe hilft auch mit."

„Gut,“ sagte der Rathsherr, „aber es muß noch eine oder zwei Wochen liegen, um sich vollends zu klären. Du magst dann selber bestimmen, wenn es Zeit ist. Nun schwatzt Euch nur aus, ich habe noch Briefe zu besorgen. Gilbrecht, auf Wiedersehen! auf recht häufiges Wiedersehen!“ Damit ging er.

Die Jugendgespielen riefen sich nun eine Menge kleiner Erlebnisse und Auftritte früherer Zeiten ins Gedächtniß zurück. Wie ihre Väter schon von klein auf innig befreundet waren, so wurden es auch die vier Kinder, die sich in den Jahren am nächsten standen. Sie empfingen von denselben Lehrern in der Klosterschule der Prämonstratenser denselben Unterricht, und Gilbrecht und Ilsabe brachten ihre freie Zeit mehr auf dem nahen Viskulenhof, als im Elternhause zu. Dort tummelten sie sich auf den Höfen und in den großen Waarenhäusern umher und machten dem alten Lagermeister viel zu schaffen, wenn sie aus Fässern, Ballen und Säcken sich Stuben oder Festungen bauten, die jener dann wieder einzureißen und bei Seite zu schaffen hatte. Der gutmüthige Alte drohte und schalt dann wohl und that wunder wie grimmig, hatte aber doch seine stille Freude an den vier hübschen Kobolden, die in seinem Gehege herumspukten und das Unterste zu oberst kehrten.

Die Mutter hatten die Viskulenkinder leider schon früh verloren; auf Base Barbara, die nun an ihrer Statt im Hause des Wittwers schaltete, hörten sie nicht, und der Vater hatte zu wenig Zeit, sich um sie zu kümmern, gönnte ihnen auch ihre Lust.

Als sie heranwuchsen, die beiden Jungen in die väterliche Lehre kamen und die Mädchen jungfräulich sittsam und gesetzter wurden, hörten zwar die übermüthigen Streiche

und das arglos tolle Kopfüber-Kopfunter allmählich auf, aber in der Freundschaft blieb sich das vierblättrige Kleeblatt treu und hielt nach wie vor zusammen, bis nach überstandener Lehrzeit erst Gilbrecht und bald darauf auch Balduin in die Welt hinaus zog. Balduin war erst zwei Jahr am Stahlhof in London und dann fast eben so lange in einer großen Faktorei zu Brügge gewesen, von wo er als ein in kaufmännischen Dingen Wohlbewanderter zurückgekommen war. Da hatte er Hildegund und Ilsabe zu voller Jugendblüthe entfaltet vorgefunden und hatte sich ihnen als ihr Ritter und Freund gleich wieder angeschlossen, als wenn sich das ganz von selbst verstünde. Auch die beiden schönen Mädchen faßten es so auf, und seitdem verkehrten sie nun wieder zu dreien vertraut und unbefangen wie Geschwister.

Daß sie aber alle Vier auf den großen Standesunterschied zwischen einem Rathsherrn, der zugleich der bedeutendste Kauf- und Handelsherr der Stadt war, und einem Böttchermeister, wenn er auch seiner Gilde als Amtsmeister vorstand, keine Rücksicht nahmen, ihn bis zu ihrer Trennung vielleicht noch nicht einmal begriffen hatten, bewirkte das Beispiel ihrer Väter, denn diese verkehrten als alte Jugendfreunde durchaus auf gleichem Fuße mit einander. Kein Handwerksmeister genoß ein so allgemeines Vertrauen in der ganzen Bürgerschaft wie Meister Gotthard Henneberg, und wenn er sich einmal, was selten geschah, in der Trinkstube der Sülfmeister blicken ließ, so däuchte er sich keineswegs geringer, als der reichste unter ihnen; im Gegentheil, er blickte mit einem Anflug von Mißachtung auf diejenigen, die früher auch Handwerksmeister gewesen und weil sie Sülfmeister geworden waren, ihr Handwerk aufgegeben hatten.

Das hatte er nicht gethan; seinem Fleiß und seiner Tüchtigkeit verdankte er seine Stellung, darum wollte er auch sein Böttcherschurzfell nicht ablegen, denn er liebte sein Handwerk.

Der Rathsherr ließ dem Handwerkerstolz seines Freundes Gerechtigkeit widerfahren, hielt große Stücke auf ihn und hatte vor seiner unantastbaren Rechtschaffenheit und seinem klaren Verstande eine so hohe Achtung, daß er den Meister in manchen wichtigen Dingen um seine Meinung frug, sich bei ihm nach der Stimmung und den Wünschen der Bürgerschaft erkundigte und seine Winke oft im Rathe benutzte, von dem Herr Biskule eines der angesehensten Mitglieder war. Zudem war er auch Morgensprachsherr bei der Böttchergilde, und so hatten diese beiden erfahrenen und ehrenwerthen Männer Berührungspunkte genug, um sich gegenseitig ihre Freundschaft dauernd zu bewahren.

Als Gilbrecht den Biskulenhof betrat und hier das großartige Geschäftstreiben erblickte, konnte er sich doch der Frage nicht erwehren, ob er wohl noch hierher gehöre; denn er sah dieses reiche Kaufmannswesen heute mit ganz anderen Augen an als damals, da ihm diese Räume nur Spielplätze, diese aufgestapelten Güter nur Hindernisse oder willkommene Anstalten und Gelegenheiten zu Kletterübungen, Verstecken und fröhlichen Kämpfen gewesen waren. In ebensolchen Handelshäusern, wenn auch anderer Art, hatte er am Rheine als Knecht gedient, und was war er denn jetzt mehr, als ein Böttcherknecht, der zwar sein Handwerk verstand, sich aber sein Brod und Bier mühsam mit seiner Hände Arbeit verdienen mußte.

So schlug ihm denn das Herz etwas zweifelnd und bänglich, als er die mächtige Steintreppe zu den Schreibstuben aufstieg. Es kam ihm in Erinnerung, wie herrisch und hoch-

fahrend sein Freund Balduin gegen Untergebene und auch gegen Gleichstehende manchmal sein konnte. Wie würde ihn der stolze, weitgereiste Junker nun wohl empfangen, nachdem ein Zeitraum von vier Jahren die alte Vertraulichkeit vielleicht in Vergessenheit gebracht und das inzwischen erwachte Standesbewußtsein das Freundschaftsband vielleicht stark gelockert hatte?

Um so größer war nun seine Freude über die Herzlichkeit des Empfanges, der ihm von den Viskules, Vater und Sohn, zu Theil wurde. Da war kein Junker und kein Böttcherknecht, da war nur wieder Balduin und Gilbrecht, Gilbrecht und Balduin; der ganze Unterschied lag in den Händen, von denen die eine das Böttcherbeil, die andere die Kaufmannsfeder geführt hatte.

Aber Hildegund! Was war denn nach der ersten freudigen Begrüßung zwischen sie und Gilbrecht getreten, daß sie jetzt fast scheu und schüchtern gegen einander waren und den harmlos heiteren Ton, mit dem sie sich früher begegneten, nicht recht wiederfinden konnten? Es war nicht die Sprödigkeit eines sorgsam erzogenen Geschlechterfräuleins, nicht die bescheidene Zurückhaltung eines sich unterordnenden Handwerksgesellen, und noch weniger war es die Erkaltung freundschaftlicher Gefühle, die an der Ausdehnung von Zeit und Raum zu Grunde gegangen waren. Denn das Herz klopfte beiden, und wenn sie sich ansahen und zu einander sprachen, ward es ihnen heiß in den Wangen.

Sie hatten sich immer lieb gehabt; Gilbrecht hatte stets Hildegund's leiseste Wünsche zu errathen und dann mit einem Eifer und einer Aufopferung zu erfüllen gesucht, die von ihr nicht unbemerkt bleiben konnten, und die sie ihm mit stummen Blicken dankte, mit fügsamer, unwandel-

barer Anhänglichkeit schmeichelnd erwiederte. Wenn er gegen sie kämpfen mußte, wie vorsichtig und schonend gebrauchte er dann die weit überlegene Kraft, um ihr nicht weh zu thun. Aber wie gern auch ließ sie sich von ihm besiegen und entwaffnen, während sie gegen Balduin und Ilsabe sich bis aufs Äußerste vertheidigte. War es nur ein Streit mit Worten, so hatte für Gilbrecht stets Hildegund Recht, und Gilbrecht's Meinung war stets auch ihre Meinung. Nun sahen sie sich wieder, gedachten jener seligen Zeit und bedauerten vielleicht heimlich, nicht mehr Brust an Brust mit einander ringen zu können; dabei weh thun würden sie sich auch jetzt nicht. Sie saßen sich gegenüber, die Spitze seines Fußes berührte nicht den Saum ihres Gewandes; aber mit allen seinen Gedanken hielt er sie umschlungen. Paßten denn diese Zwei zu einem Paar zusammen? Vor der Welt waren sie sehr ungleich, aber vor dem ersten Sonnenblick der Liebe sank die Scheidewand zwischen ihnen wie ein Nebel, der am warmen Frühlingsmorgen zerrinnt und in Millionen blinkender, funkelnder Tropfen an Blumen und Gräsern zu des Wanderers Füßen liegt. Gilbrecht war in diesem Sonnenglanze wie ein junger Ritter anzuschauen, der mit überschwellenden Gefühlen zu jeder höchsten Siegesthat bereit ist, und Hildegund war von einer stillen Seligkeit erfüllt und der ungestandenen Sehnsucht nach einem Glücke, von dem sie noch nicht ahnte, daß sie davon eben so viel zu geben als zu empfangen hatte.

So erglühten sie beide in Freuden, die sie kaum verbergen konnten, und wenn sie nicht in hellen Jubel ausbrachen, so war es, weil den schwingenden, klingenden Saiten noch jener wohlthuende Dämpfer aufgesetzt war,

der junge Liebe in Schüchternheit und Bangigkeit niederhält, daß sie im Verborgenen wachse und sich erst Kraft und Sicherheit aus sich selber hole. Da bleibt denn vorläufig nichts übrig, als hoffen und schweigen. Und das thaten Gilbrecht und Hildegund, denn Keiner wußte und Keiner glaubte, daß der Andere ihn wiederliebte, daß der erste Blick des Wiedersehens in beiden Herzen zugleich gezündet hatte.

Balduin merkte nichts von dem, was eine unsichtbare Macht hier rechts und links neben ihm spann und wob. Er plauderte so lebhaft und unaufhörlich, daß die anderen Beiden gar nicht zu Worte kommen und höchstens auf sein oft wiederholtes: Wißt Ihr noch, wie wir einmal u. s. w. ein kurzes Ja in die einseitig geführte Unterhaltung einstreuen konnten. Dann schlug er den Freund auf die Schulter und sagte in seiner raschen Art: „Aber nun bleibst Du doch hier, Gilbrecht, nicht wahr? Nun kann es wieder losgehen, hast uns schon lange gefehlt. Bist zwar noch größer und stärker geworden, und nun nimmt es Keiner mehr mit Dir auf, höchstens Hildegund, wenn sie sich noch an Dich heran wagt und Du Dich wieder von ihr bezwingen läßt wie ehemals."

Hildegund erröthete, aber durch des Bruders lustiges Wesen mehr und mehr aus ihren träumenden Gedanken und dem Verlorensein in Gilbrecht's Anblick zur Munterkeit erweckt und zur Theilnahme am Gespräch aufgefordert, sagte sie heiter: „Die Kräfte zu messen, wollen wir nun Euch beiden allein überlassen, aber auch Dir rathe ich nicht, mit Gilbrecht anzubinden."

„Werde mich hüten!" lachte Balduin.

„Du hast nun wohl hier ein fleißig Schaffen und

Wirken für Dich gefunden?“ wandte sich Gilbrecht zu dem Freunde. „Ich muß noch eine Weile den Lediggänger spielen, um meines Vaters zweiten Knecht nicht zu verdrängen. Da hab' ich nun sehr viel freie Zeit und —“

Er blickte auf Hildegund, und die frug: „Würdest Du Arbeit nehmen, die ich Dir gebe?“

„Jede, wenn sie nur rechte Mühe macht, und am liebsten, wenn ich sie unter Deinen Augen verrichten könnte.“

„O wir helfen dabei, Ilsabe und ich,“ erwiederte sie. „Aber ich muß es Dir allein sagen, Balduin darf es nicht wissen, der kann nicht schweigen.“

„Was?“ rief Balduin, „ein Geheimniß vor mir? sieh Dich vor, Gilbrecht! sie führen nichts Gutes im Schilde.“

„Balduin, da in die Ecke! Gesicht gegen die Wand! So! und nun die Ohren zugehalten!“ befahl Hildegund.

„Was wohl der Mummenschanz bedeuten soll!“ brummte Balduin, gehorchte aber, hielt auch beide Hände an die Ohren, jedoch nicht platt schließend darauf, sondern hohl davor wie große, nach hinten offene Muscheln, damit er desto besser nach rückwärts lauschen konnte. Aber es half ihm nichts, er verstand nichts von dem, was Hildegund mit Gilbrecht in der anderen Ecke des Zimmers flüsterte.

„Der Sturm hat in unserem Garten vor dem Bardewiker Thor die Laube umgerissen, in der der Vater immer so gern saß,“ sprach Hildegund leise. „Nun laß' ich heimlich eine neue zimmern, und bis sie grün berankt ist, will ich sie wie ein Zelt mit Leinen überspannen, damit sie Schatten giebt. Ilsabe hilft mir, aber wir Mädchen können nicht allein in den Garten gehen und das Zeug abmessen und anpassen. Willst Du uns beistehen? Du kletterst ja gut.“

„Jawohl!“ sagte Gilbrecht, „Alles, was Du willst.“

„Seid Ihr noch nicht fertig?" rief Balduin ungeduldig und sah sich um.

„Nein!" sagte Hildegund laut, „dreh Dich um!" und dann leise: „Ich will den Vater damit überraschen, der in dieser Zeit nicht in den Garten kommt."

„Aber Balduin?" frug Gilbrecht.

„Der kann nicht hinein," kicherte sie, „ich habe den Schlüssel an mich genommen."

„Recht! das war klug."

„Ilsabe wird Dir Bescheid sagen, wann wir einmal hingehen."

„Je eher, je lieber!"

Sie hatte beim Sprechen die Hand auf seinen Arm gelegt, wie um sich zu stützen, indem sie sich empor reckte, während er den Kopf ein wenig niederbeugte. Er fühlte ihren Athem, ihr Haar streifte das seine; sie spürten es beide; es war nur eine ganz leise Berührung, aber es durchbebte sie wie knisternde Funken vom Scheitel bis zur Sohle, und Keiner zog den Kopf zurück aus der willkommenen Nähe. Wenn sie sich bewegten, so stieß Locke sanft an Locke, Braun an Blond, zur stillen Lust des Blonden und der Braunen.

„Jetzt hab' ich's satt!" rief Balduin und sprang herum.

„Wir sind auch fertig," lachte Hildegund.

Nun hatten sie schon ein Geheimniß mit einander, ein ganz unschuldiges, aber doch ein Geheimniß, und das ist der erste Schritt zum Einverständniß auch in anderen Dingen. Ein Geheimniß giebt ein Recht, mindestens eine Veranlassung zum Tuscheln und Flüstern und Alleinsein unter vier Augen, wohl gar bei verschlossenen Thüren und erzeugt eine Annäherung, eine Vertraulichkeit, zu der zwei Menschen ohne ein Geheimniß dreimal, zehnmal so viel Zeit gebrauchen, als

mit einem Geheimniß, und wenn es so unschuldig wäre wie die Gartenlaube an ihrem Schicksal, vom Sturm zertrümmert zu werden.

Gilbrecht brach auf, weil er vor Tisch noch zum Altschaffer der Böttcherknechte wollte, um sich bei diesem zum Eintritt in die Brüderschaft zu melden. Die Geschwister geleiteten ihn hinaus, und als sie mit ihm auf den Vorraum kamen, trat dort aus einem anderen Zimmer Vase Barbara mit einem geistlichen Herren, dem Propst vom Kloster Lüne, Herrn Dietrich Schupper. Barbara von Erpensen, ein schon betagtes Fräulein und eine Verwandte des Herrn Viskule, begrüßte Gilbrecht ziemlich kühl und herablassend, und als Hildegund wie zu seiner Entschädigung nun erst recht freundlich und vertraulich gegen ihn war, beobachtete sie diese Beiden mit altjüngferlichem Spürsinn und suchte mit gespreizter Vornehmthuerei dem jungen Manne recht absichtlich seinen großen Abstand von ihr fühlbar zu machen.

„Du trittst nun wohl bei Deinem Vater als Knecht in Arbeit," sagte sie hochmüthig, „nun, das ist ja recht schön, da werden wir Dich wohl selten sehen; halte Dich nur recht fleißig und ehrlich."

Balduin lachte hell auf und sagte: „Bedanke Dich doch, Gilbrecht, für die vortreffliche Lehre! Vase Barbara ist reich an Weisheit und Erfahrung."

Hildegund aber fuhr zornroth heraus: „Unser lieber Freund Gilbrecht bedarf solcher Mahnung nicht, Vase! und der Vater hat ihn eingeladen, sich recht, recht oft bei uns sehen zu lassen."

„So!" sagte das Fräulein spitz, „und das scheint Deinen Wünschen ganz besonders zu entsprechen."

„Allerdings!“ sprach Hildegund, „meinen Wünschen ganz besonders.“

„Meinen auch, Base!“ rief Balduin, „meinen auch, wenn Du günstig erlaubst.“

„Meinetwegen!“ sagte Barbara und sah über die Schulter, „was kümmern mich die Hennebergs!“

Der geistliche Herr dagegen zog ganz andere Saiten auf und sagte, als er den Namen hörte: „Henneberg? Gilbrecht Henneberg? der Sohn des Sülfmeisters? ei, das freut mich ja ungemein, den Sohn eines so braven und ausgezeichneten Mannes, der in der ganzen Stadt ein so hohes Ansehen genießt, hier kennen zu lernen.“ Und er reichte Gilbrecht eine kalte, feuchte Hand.

„Das klingt schon besser,“ spottete Balduin, auf die wüthenden Blicke der Base nicht achtend.

Der Propst fuhr fort: „Bestelle Deinem wackeren Vater — Gott stärke ihn selig und gesund auf lange Zeiten! — meinen dienstwilligen, ganz freundlichen Gruß und sage ihm, daß er sehr hoch in meinem Herzen angeschrieben stünde.“

„Als ob der Sülfmeister danach was früge!“ knurrte Balduin leise zu seiner Schwester, die ein Lachen verbiß.

Gilbrecht dankte kurz und ernst, denn die tiefliegenden, lauernden Augen in des Propstes gelbem Gesicht mit dem süßlichen Grinsen waren ihm unheimlich. Als er sich zum Gehen wandte, trat Herr Viskule ein, grüßte den Propst kalt und höflich und sagte zu Gilbrecht: „Willst Du denn fort, Gilbrecht? willst Du nicht mit uns essen?“

„Nein, Herr Rathsherr, ich danke!“ sprach dieser, „die Mutter erwartet mich.“

„Er ist ja erst gestern Abend angekommen,“ sprach Hildegund.

„Freilich, da gehen die Eltern vor,“ sagte Herr Biskule, „aber daß Du mir bald wiederkommst, lieber Junge!“ fuhr er fort und klopfte Gilbrecht freundlich auf die Wange, „mir geht das Herz auf, wenn ich Dir in Deine blauen Augen sehe; ganz der Alte, ganz der Alte, wie er so jung war, wie Du. Grüß' ihn, Gilbrecht, und dann — der Malmesier! denk' an den Malmesier!“

„Ja, Herr Rathsherr!“ lachte Gilbrecht, „den vergessen wir nicht; es muß aber gut Wetter sein, wenn wir ihn abziehen.“

Barbara knirschte vor Ärger. Hildegund aber sprang zu ihrem Vater, hing sich an seinen Arm und zog den Rathsherrn mit sich in das Zimmer.

„Ich bringe Dich ein Stück Weges,“ sagte Balduin zu Gilbrecht und ging mit ihm die Treppe hinab. Auf der Straße fing er an: „Den Pfaffen und die alte Jungfer hat der Teufel zusammengekuppelt; sie beten zusammen und klatschen zusammen und brauen allerhand Unheil. Dabei quälen sie die arme Hildegund mit Andachtsübungen, und ich weiß wohl, was dahinter steckt. Der Barbara ist's nicht recht geheuer mehr im Hause, wir kehren uns nicht an sie und ärgern sie zu viel, und nun will sie ins Kloster Lüne in der Hoffnung, dort einmal Äbtissin zu werden. Da aber jetzt keine Stelle frei ist, so wartet sie in christlicher Liebe und Geduld auf den Tod einer der alten Klosterkatzen. Ein sauberes Paar, sie und ihr Beichtiger! Trau' nur dem Fuchsschwanz von Pfaffen nicht über den Weg! Seine Freundlichkeit gegen Dich und seine Wohlmeinenheit über Deinen Vater ist die niederträchtigste Heuchelei; er will gewiß etwas von ihm, hofft wahrscheinlich, in dem Streite mit dem Rath ihn auf seine Seite zu locken.“

„Da schneidet er sich höllisch ins Fleisch," lachte Gilbrecht.

„Das hoff' ich auch," sprach Balduin und trennte sich von dem Freunde mit warmem Händedruck. —

Pünktlich zur Essenszeit, wie der Vater es liebte, war Gilbrecht wieder zu Hause, und Frau Johanna empfing den Sohn so herzlich nach seinem ersten Gange in die Stadt, freute sich so sehr, ihn nach den paar Stunden Abwesenheit wieder zu haben, als wäre er ihr zum zweiten Male aus weiter Fremde heimgekehrt.

Bei Tisch erzählte er von seinen Besuchen beim Bürgermeister und auf dem Viskulenhof, und als er dem Vater den Gruß des Propstes bestellte, sagte der Meister: „Schade! hättest ihm antworten können, in meinem Herzen stünde er gar nicht angeschrieben, weder hoch noch niedrig."

Viertes Kapitel.

Vier Tage schon besaß der erste Bürgermeister Herr Johann Springintgut den ihm von Gilbrecht überbrachten Brief als ein drückendes, aber wie er meinte, wohlbewahrtes Geheimniß, und noch immer war der Briefschreiber selber nicht nach Lüneburg zurückgekehrt.

Wenn aber der Bürgermeister wähnte, die Ankunft des Briefes wäre den Bewohnern der Stadt völlig unbekannt geblieben, so irrte er sich. Die Familie Henneberg hatte zwar darüber geschwiegen und that es auch ferner, aber nicht der eingewanderte Schuhmachergesell Timotheus Schneck. Dieser glaubte, als er die Arbeit in der Werkstatt Daniel Spörken's angefangen hatte, sich bei Meister und Meisterin nicht besser und bedeutender einführen zu können, als mit der großen Nachricht, er und sein Wanderbursch, der Böttcherknecht Gilbrecht Henneberg — Sohn des Sülfmeisters, fügte er nachdrücklich hinzu — hätten einen sehr, sehr wichtigen, versiegelten Brief des Rathsherrn von der Mölen an den ersten Bürgermeister mit nach Lüneburg gebracht.

Der Meister legte den Hammer bei Seite, der Meisterin fiel die Scheere aus der Hand, und beide starrten dem Gesellen voll Verwunderung und fieberhafter Neugier ins Gesicht.

Sobald der schlaue Timmo diesen überwältigenden Ein-

druck seiner Mittheilung merkte, nahm er erst recht den Mund voll und log lustig darauf los, der Rathsherr hätte ihnen beiden zugleich, — ihm, Timmo, sowohl wie Gilbrecht — das Schreiben feierlich übergeben und als ein höchst gefährliches Botenstück mit schweren Eiden auf die Seele gebunden. Dabei hätte er sorgenvoll, bleich und düster ausgesehen und dunkele Worte von Krieg und Frieden gesprochen. Sie hätten den Brief aber auch wie einen verzauberten Schatz gehütet, und in Ülzen, wo sie die nächste Nacht zusammen geschlafen, hätten sie sich stündlich abgelöst, während der Eine schlief, hätte der Andere beim Felleisen Wache gehalten, damit nur der Brief nicht verloren ginge. Der Böttcherknecht als geborener Lüneburger hätte es dann auf sich genommen, das ihnen anvertraute Schreiben heute Morgen dem Herrn Bürgermeister einzuhändigen.

Das kam Meister Daniel Spörken wie gepfiffen, und mit der Schusterei war es nun für heute mal wieder vorbei; alles Pech der Welt hätte ihn jetzt nicht auf dem Dreibein festgehalten. Er nahm ein Paar Schuhe und ging ab. Ganz Lüneburg kannte ihn so, wie er mit einem Paar Schuhe unter dem Arm, die ihm Niemand bestellt und die er auch nirgendwo abzuliefern hatte, durch die Gassen lief, bald hüben, bald drüben in ein Haus trat, und die allerneuesten, oft ungeheuerlichsten Geschichten zum Besten gab. Weil aber seine Erzählungen später oft als unwahr und fast immer als übertrieben befunden wurden, so glaubte ihm so leicht Niemand mehr. Diesmal aber fand er geneigteres Gehör als sonst, weil die Angelegenheit, um die es sich hier zweifellos handelte, alle Gemüther in der Stadt bewegte, weil ferner die Thatsache bei dem unerwartet langen Ausbleiben des zweiten Bürgermeisters viel Wahrscheinliches

für sich hatte, und endlich, weil es dabei über den Rath herging, der die Stadt in so böse Händel verwickelte. Die Rathsherren selber frug man gar nicht, ob das Gerücht von dem Briefe Grund und Boden hätte oder nicht, denn sie durften ja von städtischen Geschäften nicht das Geringste verlauten lassen. Trotzdem begegnete die Kunde auch starken Zweifeln in der Bürgerschaft, zumal in diesen Tagen keine Sitzung auf dem Rathhause gehalten wurde, was nach dem Eintreffen eines so bedeutungsvollen Briefes doch selbstverständlich hätte geschehen müssen. So verlief sich das Gerücht bald wieder wie so manches andere, das der biedere Meister Daniel in der Löwengrube aufgebracht und umgetragen hatte, und Niemand glaubte mehr daran.

War das Gerede aber auch nicht bis zu dem ersten Bürgermeister gedrungen, so fühlte sich dieser von dem ihm allein bekannten Inhalte des Schreibens doch von Tag zu Tage mehr beunruhigt, so daß er die schwere Verantwortlichkeit dem Rathe gegenüber nicht länger tragen mochte. Er beschloß daher, einige ihm näher befreundete und besonders einflußreiche Rathsherren ins Vertrauen zu ziehen, um ihre Meinung zu hören und dann in der demnächst anzuberaumenden Sitzung an ihnen eine Hülfe und Stütze zu haben. Er wählte dazu die Rathsherren Ludolf Töbing, Marquard Mildehövet, Heinrich Viskule und den zeitigen Sodmeister Herrn Matthias Garlop. Letzterer war ebenfalls Rathsherr, mußte es sein, durfte aber nicht im Eide sitzen, so lange er das Sodmeisteramt verwaltete.

Der Sodmeister war der erste Beamte oder vielmehr der leitende Oberherr des ganzen Sülzwerkes und hatte eine mühevolle aber auch sehr hervorragende Stellung. Er wurde jährlich kurz vor Fastnacht neu gewählt, und Herrn

Matthias Garlop's Amtsdauer war längst abgelaufen; allein unter den gegenwärtigen Verhältnissen hatte sich keiner der Rathsherren zur Übernahme des schwierigen Amtes verstehen wollen, so daß Herr Garlop sich wohl oder übel zur Weiterführung desselben bequemen mußte. Endlich hatte sich der Rathsherr Wigand Kruse dazu bereit finden lassen, war erst vor Kurzem gewählt, aber noch nicht vereidigt und eingeführt worden, welche Feierlichkeiten man bis zur Rückkehr des zweiten Bürgermeisters verschoben hatte.

Um jedes Aufsehen zu vermeiden, das durch eine Zusammenkunft auf dem Rathhause oder bei einem der Berufenen leicht hätte entstehen können, wurden die genannten Herren zu einer vertraulichen Besprechung nach der Küntje eingeladen, dem Verwaltungs- und Beamtenhause der Sülze draußen am Sülzthor; ein Gang dahin hatte nichts Auffallendes.

Pünktlich trafen die Herren im Gemache des Sodmeisters ein, und nach gegenseitiger Begrüßung theilte der Bürgermeister Springintgut ihnen mit einem Gesicht, das für Lachen zu ernsthaft und für Verzweifeln zu lustig aussah, die Neuigkeit mit, daß er ein Schreiben von Herrn Albrecht von der Mölen erhalten habe.

Er hatte die wenigen Worte mit seiner gewöhnlichen Stimme und gar nicht sehr laut gesprochen; hätte er aber hier im Zimmer ein in des Rathes Glocken- und Büchsenhause gegossenes Stück abgefeuert, so hätte es einen viel größeren Lärm, aber kaum eine größere Überraschung verursacht. Statt jeder Antwort auf die ihn bestürmenden Fragen zog er das Schreiben aus der Tasche seiner kostbaren Pelzschaube, entfaltete es den Hochgespannten viel zu langsam und las es ihnen vor. Es lautete also:

Celle, Montag nach Quasimodogeniti
Ao 1454.

Edler, ehrenfester, hochachtbarer Herr!
Großgünstiger, lieber Freund und Collega!

Maßen sich mir heute eine unverhofft vorfallende Gelegenheit bietet, wollte ich doch Eurer hochehrbaren Weisheit hiermit eine Botschaft senden, die — Gott sei's geklagt! — Euch und E. E. E. Rath zu geringem Troste gereichen wird. Wir sind vom Kaiserlichen Hofkammergericht mit allem Ernste verwiesen und angehalten worden, daß es bei der mit dem hochwürdigsten Bischof von Verden geschlossenen Concordie sein unabänderliches Bewenden haben soll, wie und welchergestalt wir also schuldig und verbunden sein sollen, an einem Viertheil der Sülzeinkünfte unser bescheidenes Genügen zu finden und das andere Viertheil, so wir in den letztvergangenen Jahren den Sülzbegüterten nach E. E. E. Rathes Vollbord und Beschluß eingezogen haben, denselbigen ohne alle Ausflucht und Verweigerung ungesäumt und willig aus gemeiner Stadt Säckel wieder herauszugeben. Widrigenfalls soll ohne einige Gnade des Reiches Acht über unsere gute Stadt verhängt werden. Aber lieber, großgünstiger Freund und Collega, das ist noch nicht Alles.

Unsere Feinde haben eine Gesandtschaft nach Rom an den Papst abgerichtet und haben von dem heiligen Vater eine Bulle erwirkt, — ich hätte fast ein anderes Wort gebraucht, aber das bleibe in der Feder — wonach wir sogar mit dem Anerbieten der Prälaten de anno 1450 nothgedrungen uns beholfen sein lassen oder aber als Räuber an Kirchengut angesehen, aller Ehren und Würden verlustig, des Geleites unwürdig erklärt und in den großen Bann gethan

werden sollen. So stehet denn unsere Sache gar übel, wofern uns nicht Gott der Allmächtige aus unserer großen Bedrängniß gnädiglich hilft und errettet. Ich warte hier in Celle auf die Rückkunft des Herzogs, die jeden Tag zu erwarten steht. Alsobald ich mit Herrn Friedrich mich beredet, kehre ich ungesäumet nach Lüneburg zurück und verhoffe, Eure hochachtbare Weisheit und die anderen edlen und ehrenfesten Herren bei guter Gesundheit anzutreffen.

Wollte Gott, ich könnte Euch mit einer besseren Botschaft unter die Augen treten, der ich bin, großgünstiger, lieber Freund und Collega,

Euer
allezeit dienstwilliger und getreuer
Albrecht von der Mölen.

Die vier zuhörenden Herren hatten das Verlesen des Briefes mit manchem Köpfschütteln und manchem zornigen Ausruf begleitet. Der Bürgermeister und Töbing erhoben sich, schritten in raschem Gange über kreuz von einer Ecke des Zimmers zur anderen und machten dabei ihrem Unwillen in den heftigsten Ausdrücken Luft. Schalt der Eine auf das Reichskammergericht, so schonte der Andere ebensowenig den Abgesandten des Rathes, aber Kaiser und Papst kamen bei beiden am schlechtesten weg. Dann setzte sich Töbing wieder zu den schweigenden drei anderen Herren, schlug mit der flachen Hand kräftig auf den Tisch, als ob er damit alle Furcht und Sorge niederschlüge und rief: „Blut und Blau! Kopf hoch und Faust am Griff! was schiert uns Kaiser und Papst! wir haben das Regiment, und wer's uns nehmen will, der soll selber kommen!"

Der Bürgermeister blieb vor ihm stehen und sagte:

„Töbing, Du hast mir aus der Seele gesprochen, so soll es sein und wenn's an Kopf und Kragen geht!"

„Wäre auch nicht gar unmöglich," warf Marquard Mildehövet halblaut dazwischen.

„Aber," fuhr der Bürgermeister fort, „ein kurzweilig Spiel ist's nicht. Bedenke, daß wir's mit Pfaffen zu thun haben und mit Pfaffen, denen wir an Herz und Nieren, d. h. an den Beutel gehen. Es sind nahe an sechzig Prälaten, Klöster nnd Domkapitel, über ganz Nieder-Sachsen zerstreut, die sich gegen uns verschworen haben."

„Hinhalten ist mein Rath," sagte der Sodmeister Matthias Garlop, „scheinbar nachgeben, in Wirklichkeit fest darauf sitzen bleiben, die Verhandlungen in die Länge ziehen."

„Nun ich sollte fast meinen, lang genug wäre die Sache schon hingezogen," sprach Mildehövet.

„Und unsere Schulden?" frug der Bürgermeister, „da bleiben wir auch drauf sitzen. Und unsere Gläubiger?"

„Hinhalten!" lachte Töbing und reckte seine mächtigen Glieder, daß der Stuhl knackte.

„Wie hoch beläuft sich's denn jetzt?" frug Garlop, weil er schon über ein Jahr aus dem sitzenden Rathe und daher nicht so eingeweiht war.

„Auf eine halbe Million lübische Mark ungefähr," sprach der Bürgermeister.

„529,306 Mark,*) 10 Schilling, 2 Pfennig," ergänzte ruhig und sicher Viskule.

„Und die Kleinigkeit an Zinsen für diese Schuld," fügte Mildehövet hinzu, „acht vom Hundert, aber nur von drei Jahren."

*) Etwa zwei und ein viertel Millionen unserer heutigen Reichsmark.

Auf diese erschreckenden Zahlen schwiegen sie wieder eine Weile, bis der Bürgermeister anhub: „Vor der Reichsacht fürchte ich mich nicht sonderlich, so lange uns die Hansa nicht im Stiche läßt."

„Das verhüte Gott!" fuhr Viskule heraus, der in Lübeck und Hamburg starke Antheile an Seeschiffen besaß.

„Das zu verhüten ist Eure Sorge, Herr Viskule," sprach der Bürgermeister, „Ihr habt ja Freunde in Lübeck und kennt die gebietenden Herren der Hansa besser als ich. Über die Acht läßt Kaiser Friedrich wohl noch mit sich reden, aber schlimmer, viel schlimmer ist —"

„Der Bann!" fielen Garlop und Mildehövet gleichzeitig ein.

„Ja, der Bann!" sagte der Bürgermeister sehr ernst und bestimmt.

„Etwa für Dich?" spottete Töbing.

„Nein, nicht für mich, so wenig wie für Dich und uns Alle hier," sprach Springintgut, „aber für den gemeinen Bürger der Stadt, für die Handwerker, denen die Weiber dann keine Ruhe lassen, bis sie den Bann wieder abgeschüttelt haben, und das können sie nur, wenn —"

„Nun, wenn?"

„Wenn sie uns abschütteln!"

„Ihr habt Recht, Herr Bürgermeister," sagte Garlop, „hier ist die größte Gefahr. Wir müssen uns der Ämter und Gilden versichern; haben wir die, so sind wir geborgen."

„Ämter und Gilden! also die Schurzfelle, die Schneiderscheeren und Schustermesser, vor denen fürchtet Ihr Euch!" höhnte Töbing.

„Wenn wir sie auch nicht fürchten," sprach der Bürgermeister, „so können wir sie doch diesmal nicht entbehren;

es frägt sich nur, ob wir sie einschüchtern oder fangen, ihnen schmeicheln oder drohen."

„Drohen mit Galgen und Rad, wenn sie sich mucksen!" rief Töbing. „Für meine Schneider steh ich ein." Er war nämlich Morgensprachsherr beim Schneideramt.

„Versprecht nicht zu viel, Herr Töbing!" warnte Mildehövet, während seine rundliche Gestalt sich bequem in den Sessel zurücklehnte. „Neun Schneider machen auch einen Mann. So gut wie Ihr für Eure tapferen Schneider glaubt einstehen zu können, so gut kann ich es auch für meine unruhigen Schuhmacher, ein so vermessentliches Haupt der ganzen Schustergilde mein querköpfiger Amtsmeister Jochen Hesterwegen auch ist. Viskule, was meinst Du?"

„Freunde der Prälaten sind die Handwerksmeister nicht," nahm Viskule das Wort, —

„Etwa des Rathes?" frug Töbing.

„Aber," fuhr er fort ohne diesen Einwurf zu beachten, „wenn sie unsere Gegner würden, so stünde es nicht gut mit unserem Regiment, denn nicht wir, die Kaufleute und Geschlechter, sondern die Handwerker sind der gesunde Kern, der feste Grund und Boden des gemeinen Wesens. In den Handwerksgilden ruht die Kraft und die Freiheit unserer Stadt."

Die Anderen hörten ihm erstaunt und betroffen zu, und Mildehövet sagte: „Wenn Du sie zählst, Viskule, so magst Du Recht haben; mit der Kraft ihrer Arme sind sie uns über, aber die Gewalt haben doch wir."

„Wunderbar genug, daß wir sie haben," sprach Viskule unbeirrt weiter, „und daß sie sich's gefallen lassen! Sie thun es aus Gewohnheit und aus ehrfürchtiger Achtung vor dem alten Herkommen, an welchem in allen Dingen

festzuhalten ihr Recht, ihr Glück und ganzes Leben ausmacht."

„Das kommt ihnen auch zu," sagte Mildehövet.

„Und doch," sprach Viskule, „haben es in anderen Städten die Ämter schon öfter versucht, sich in den Rath zu drängen und Antheil am Regiment zu fordern. Und Hand aufs Herz, Ihr Herren! könnt Ihr's ihnen denn so ganz und gar verdenken? Wenn sie es jetzt auch in Lüneburg versuchen wollten, die Gelegenheit wäre nicht schlecht dazu."

„Hören wir denn hier einen hochedlen, wohlweisen Rathsherrn aus altem Lüneburgischen Geschlecht oder einen Böttchermeister aus der Rothen Hahn-Straße sprechen?" frug hochfahrend Matthias Garlop.

„Einen Rathsherrn, Herr Sodmeister," entgegnete Viskule scharf, „der die Handwerker kennt und darum glaubt, daß wir am besten thun, wenn wir ihnen unsere Lage mit füglichen Worten klar machen und ihnen in freundlicher und gütlicher Meinung ernstlich zu Wege sagen, daß sie sich wohl vorsehen und nichts beschließen, was gegen Nothdurft, Nutz und Wohlfahrt dieser Stadt wäre. Auf meinen Freund, den Meister Gotthard Henneberg in der Rothen Hahn-Straße kann ich mich verlassen; wenn ich nach rechter Maße mit ihm rede, so wird er ein gebührliches Einsehen haben und unbilliger Gewalt mit Vernunft begegnen. Den einen Mann sehen die meisten Handwerker hier, auch die von anderen Gilden, als ihren Führer an, ihm folgen sie alle —"

„Wie eine Herde Schafe dem Leithammel," lachte Töbing, „jawohl! gegen den Rath, aber nicht für uns. O diese Wetterhähne! diese Stubenhelden!"

„An den Sülfmeister habe ich auch schon gedacht,"

sprach der Bürgermeister. „Sehet zu, Herr Viskule, was Ihr bei ihm ausrichtet. Eure Meinung ist gut; die Morgensprachsherren müssen in ihren Gilden ein fleißiges Aufsehen haben und bei gelegener Zeit aller Unordnung und allem Mißdünken klug und vorsichtig begegnen."

„Wir müssen sie gewinnen," sprach Mildehövet; „es sind noch manche Punkte in ihren Rollen, nach deren Änderung sie schon lange trachten; da ließe sich aus besonderer, günstiger Gnade vielleicht noch dieses und jenes versprechen, —"

„Was natürlich nachher nicht gehalten würde," unterbrach Töbing.

„Was wir ihnen dann auch halten würden, Herr Töbing!" entgegnete in zurechtweisendem Tone Mildehövet, und sein freundliches, vollblütiges Gesicht verdüsterte sich und wurde noch röther. „Bei den großen Ämtern ist das freilich schwierig, die Brauer, die Bäcker, die Knochenhauer sind trotzige Gesellen."

„Und Herr Dietrich Dassel steht mit seinen Brauern keineswegs auf gutem Fuße," meinte Viskule.

„Ist seine Schuld," murrte Töbing, „weiß nicht gehörig mit ihnen umzuspringen."

„Ist wohl nicht so geduldig, nicht so sanft wie Du?" lachte Springintgut.

„Ihr Herren," sprach Matthias Garlop, „ich weiß ein Mittel, das seine Wirkung nicht verfehlen wird. Bestechen lassen sich die Handwerksmeister nicht und mit Gewalt einschüchtern auch nicht, aber sie lassen sich ködern und kirren, wenn wir ihnen zu verdienen geben von Raths wegen. Laßt von den Maurern und Zimmerleuten noch ein paar Thürme oder Wighäuser bauen, laßt wenigstens

die Pläne und Risse dazu machen; bestellt bei den Goldschmieden ein paar Trinkgeschirre für des Rathes Silberzeug; die Bänke in der Gerichtslaube und in der großen Audienz könnten vielleicht neue Lederkissen brauchen; für die Schmiede, Schnitzler, Maler und Glaser findet sich auch wohl Beschäftigung im Rathhause, und wegen der Harnischmacher werdet Ihr auch nicht in Verlegenheit sein mit Werk und Arbeit für allerhand kriegerische Nothdurft. Auch im eigenen Hause muß Jeder von uns nachsehen, was er sich wohl machen lassen könnte der guten Sache wegen."

„Nicht übel, gar nicht übel!" meinte Töbing.

„Jeder Morgensprachsherr," fuhr Garlop fort, „muß außer dem Amtsmeister nicht etwan die geschicktesten Meister, sondern die gefährlichsten, die größten Schreihälse in seiner Gilde, die heftigsten Gegner des Rathes auskundschaften, und denen müssen wir die Arbeit geben."

„Und bezahlen!" sagte Viskule, „und das Geld dazu?"

„Findet sich," sprach der Bürgermeister.

„Eilt auch nicht," sagte Töbing.

„Nur vergeßt Ihr dabei," sprach Mildehövet, „daß Ihr damit in jeder Gilde ein paar Meister kirrt und die anderen dafür desto grimmiger auf den Rath macht."

„Und Ihr vergeßt dabei noch etwas ganz Anderes," erwiederte Garlop, „etwas, das zehnmal stärker wurmt und bohrt als das Bischen Groll auf den Rath. Ihr vergeßt den hündischen, bissigen, giftigen Brodneid, der lügt und verleumdet, der Ehre und Schamgefühl im Menschen erstickt und überwuchert wie Unkraut die Blumen im Garten. Ich kenne kaum etwas Elenderes, Erbärmlicheres und Nichtsnutzigeres, aber das Messer sitzt uns an der Kehle; im Guten kommen wir nicht weit mit den Kumpanen, versuchen

wir einmal, ob sie so viel Ehre im Leibe haben, sich vor dem Neide zu retten. Ich glaub's nicht."

„Aber wo soll denn das hinaus?" frug Mildehövet.

„Ich merk's, ich merk's!" rief Töbing.

„Seht," sprach Garlop mit einem listigen Blick und einem häßlichen Lächeln, „wenn wir vorerst einmal drei oder vier Meistern in jeder Gilde Arbeit, reiche, lohnende Arbeit geben, so werden die anderen einen solchen Brodneid auf sie werfen, werden sie so lange anfeinden und schimpfiren, bis der helle, lichterlohe Streit ausbricht und sie sich darüber in den Haaren liegen. Ist aber in den Ämtern nicht mehr Eintracht und Friede, sind sie erst uneins unter sich, so haben wir leichtes Spiel mit ihnen. Hab' ich Recht oder hab' ich Unrecht?"

„Recht, Recht habt Ihr, Matthias Garlop!" riefen Springintgut und Töbing. Mildehövet sagte: „Mir will das nicht gefallen; es ist kein ehrliches Mittel."

Viskule schüttelte bekümmert sein graues Haupt.

„Und den tollsten Schreiern, den schofelsten Neidern sagt man dann im Vertrauen, jedem Einzelnen heimlich: schweig fein still, stelle Dich gut zum Rath, gieb Deine Stimme für den Rath, so bekommst Du auch noch zu thun, wir haben noch Arbeit für unsere Freunde, hörst Du? für unsere Freunde! Das werden sie wohl verstehen, werden sich ducken, und dann, dann haben wir sie im Sack."

„Dazu biete ich meine Hand nicht," sprach Viskule, „und ich warne Euch, liebe Herren! Ihr geht da einen gefährlichen Weg. Wenn die Ämter dahinter kommen, wie wir mit ihnen gespielt haben, so stellen sie sich augenblicks auf die Seite unsrer Gegner."

Aber die Anderen schlugen seine Warnung in den

Wind, und der Bürgermeister sprach: „Herr Matthias Garlop, Euer Vorschlag ist gut und wohl bedacht, und also soll's geschehen. Ich will mich des Tages freuen, an dem Euch zum ersten Male die Glocke wieder zu Rathe ruft, großgünstiger Freund! und ich hoffe, er ist nicht fern, wir wollen bald Kopefahrt halten, dann seid Ihr Eures Sodmeisteramtes quitt und wieder der Unsrige. Im Übrigen bleiben wir bei dem, was wir gefordert und genommen haben, die Hälfte der Sülzeinkünfte trotz Kaiser und Papst. Ich hab's gesagt, und so lange ich zu Rathhause auf meinem Stuhle sitze, halt' ich's fest, mag's mich gereuen oder nicht!"

Die Herren besprachen sich nun, wie man die Sache wohl am besten in der nächsten Sitzung durchbrächte und der Bürgerschaft die Wahrheit verheimlichte. Jeder Einzelne von ihnen fühlte den vollen Ernst der Lage mehr, als er eingestehen mochte, und Jeder ließ sich gern vom Andern durch muthige Reden und kluge Vorschläge trösten und über die Größe und Nähe der Gefahr hinwegtäuschen. Freilich, ein kaiserliches Reichsheer vor den Thoren Lüneburgs erscheinen zu sehen, brauchten sie nicht zu fürchten, und ihr Landesherr, Herzog Friedrich der Fromme, konnte ihnen auch nicht viel anhaben. Auch der angedrohte Bann drückte die eigenen Gewissen der Rathsherren nicht schwer, aber wenn als die nächste Folge die Geistlichkeit ihre Verrichtungen in der Stadt gänzlich einstellte, so würde den Bürgern der Hausfriede von Stund an gründlich gestört werden, und es gab dann kein anderes Mittel, die bedrängten und erregten Gemüther zu beruhigen, als Wiederlossprechung vom Banne, der ihnen nach dem Schreiben des zweiten Bürgermeisters so gut wie sicher war. Darin lag aber eben das Verzweifelte der nächsten Zukunft, daß entweder jetzt

die Abwendung des Bannes oder nachher seine Aufhebung nur für den einen Preis zu haben war: Unterwerfung des Rathes und Zurücknahme seiner Forderung an die Sülzbegüterten. Wie sollten sie sich da herauswinden? Und nun die Hansa. Diese würde zwar niemals zur Unterstützung der Prälaten Maßregeln gegen die Bundesstadt ergreifen, vielmehr ließ sich im Fall einer Fehde mit äußeren Feinden auf ihren Beistand hoffen. Wenn aber Acht und Bann über die Stadt verhängt wurde, so war auch die Verhansung Lüneburgs sehr wahrscheinlich. Eine Verhansung aber, besonders wenn sie längere Zeit aufrecht erhalten wurde, ging der betroffenen Stadt geradezu an Mark und Leben. Wie der Kirchenbann die Wohlthaten und Segnungen des Glaubens und die Hoffnung auf die himmlische Seligkeit vernichtete oder wenigstens in Frage stellte, so traf eine Verhansung die irdischen Güter, die Sicherheit des Verkehrs und Besitzes, kurz die zeitliche Wohlfahrt der ganzen Bürgerschaft mit schwerem Schlage. Sie hatten Alle ohne Ausnahme mehr oder minder, selbst in kleinen, beschränkten Lebensverhältnissen, darunter zu leiden, am meisten aber der Großhandel Lüneburgs in seinen Verbindungen mit dem Auslande, also zunächst die Kauf- und Handelsherren, auf deren Aventiure werthvolle Güterladungen über See und Sand beständig ein und ausgingen. Die meisten Rathsherren und ihre Freunde und Verwandte waren Kaufherren oder Sülfmeister oder beides zugleich. Was sollte nun aus ihrem Handel werden, in welchem der größte Theil ihres Vermögens steckte? Wo sollten sie mit den fünfundzwanzigtausend Wispel Salz hin, wenn die anderen Hansestädte, in deren Häfen und Märkten es seinen Absatz fand, nicht mehr mit ihnen handeln und wandeln durften? Litten

aber die Großen Lüneburgs Noth, wie sollte es den Kleinen ergehen? wovon das Handwerk seine Nahrung haben? Die gesammte Einwohnerschaft der Stadt war ja durch vielfach verschlungene Fäden mit einander verbunden, jeder Bürger gehörte zu irgend einer Genossenschaft, sei es zu einer Handwerksgilde oder zu einer weltlichen oder geistlichen Brüderschaft, in der sich Vornehm und Gering zusammen fand. Das ganze Gemeinwesen war ein einziger lebendiger Leib mit vielen tausend Köpfen und Gliedern, die unter sich fast niemals einig waren, die aber doch geschworen hatten, Liebe und Leid mit einander zu leiden bei der Stadt und wo es Noth geschehe, und kein Glück oder Unglück konnte in ihre Ringmauern einziehen, ohne daß jeder Einzelne auch sein Theilchen davon abkriegte.

Das wußten die fünf edlen Herren hier im Sodmeistergemach auf der Küntje recht gut. Sie dachten freilich zunächst an sich und ihr eigenes Schicksal, an die Ehre und die Zukunft des Rathes und der rathsverbündeten vornehmen Geschlechter, und wenn sie Angesichts der drohenden Gefahren noch scherzen konnten, so erhielt sie theils die noch ungebrochene Macht, der noch nie gedemüthigte Stolz und der angeborene und anerzogene Hochmuth, mit dem sie auf den gemeinen Bürger und Handwerker herabsahen, noch bei so guter Laune, theils hatte die letztere ihre zweifelhafte Abstammung aus einem bequemen Leichtsinn, der oft dem Zaghaften gestattet, seine Angst hinter einer erzwungenen Lustigkeit zu verstecken, und den Muthigen verführt, ernste Sorgen mit einer herausfordernden Keckheit zu bekämpfen.

Die Herren trennten sich, und der Bürgermeister ging in lebhaftem Gespräch mit seinem trutzigen Freunde

Ludolf Töbing zur Stadt. Viskule und Marquard Mildehövet folgten ihnen langsam, denn der Letztere ging an einem Stocke, und als er auch noch Viskule's Arm zu seiner Stütze nahm, frug ihn dieser: „Was ist denn? zwickt es Dich wieder einmal?"

„Ach ja!" seufzte der Andere mit einem Stirnfalten, das doch ein verschämtes Lächeln und ein lustiges Blitzen seiner klugen Augen nicht verhinderte, „da, da!" und er zeigte mit dem Stocke nach seinem linken Fuße.

„Ja, ja, lieber Alter!" sagte Viskule, „nun, Du weißt doch wenigstens, wovon Du es hast."

„Ist das Dein ganzer Trost?"

„Hinhalten, scheinbar nachgeben! würde Garlop sagen," neckte Herr Viskule.

„Das ist das Schändliche bei diesem vermaledeiten Gebresten, daß man zum Schaden auch noch den Spott selbst seiner besten Freunde hat!" sagte Mildehövet, und sie setzten ihren Weg, der Eine führend, der Andere hinkend, in ernsterem Gespräche langsam fort.

Der Sodmeister begab sich nach dem Sode.

Da lag nun in tiefem Frieden und segensreicher Werkthätigkeit der eigentliche Herd des großen Streites, das edle Kleinod der Sülze, wie es die Lüneburger mit gerechtem Stolze nannten. Dort aus der Erde strömte die Quelle, die Hunderten von Arbeitern mit ihren Familien im eigentlichen wie im bildlichen Sinne des Wortes das Salz zum Brode gab, ihren Eigenthümern und Pächtern Wohlstand und Reichthum und der Stadt Lüneburg Macht und Ruhm verlieh. Da standen die vierundfünfzig Siedehütten, einem regelmäßig gebauten Dorfe mit rechtwinklig sich kreuzenden Gassen ähnlich, das in einer mäßigen Vertiefung wie in

einem offenen Schachte lag, so daß von ferne gesehen, nur die Strohdächer über dem das Häuserviereck umgebenden Erdboden hervorragten.

In diesen Häusern und Gassen, in den abseits gelegenen Werkstätten und auf den Ladeplätzen war ein lautes, geschäftiges Treiben. Unter der Aufsicht der Beamten, des Barmeisters und des Fahrtmeisters, der Ober- und Untersegger, der Stiege- und Flodschreiber, hantirten dort die Sülzknechte, die Gestängewärter und Brunnenmacher, die Pfannengießer und Büttenträger, die Sieder und Hüter, die Holzträgerinnen und die Salzführer, weit über dreihundert fleißige Menschen.

In jedem Hause brodelten vier Bleipfannen mit der flüssigen Sole über dem Feuer, und das Innere der Hütten schimmerte und glänzte wie Silber von den feinen, blitzenden Krystallen, die sich mit dem Wasserdampf noch verflüchtigt und an Wänden und Gebälk niedergeschlagen hatten. Aber das war geringfügig gegen den vollen Segen, der in den Pfannen als trockenes Salz zurückblieb und von hier auszog, um in den Küstenländern der Ostsee den Fisch und das Fleisch des Reichen und des Armen schmackhaft zu würzen.

Die Lüneburger Sülze war eine Welt für sich und ohne ihres Gleichen. Wer sie in ihrem wohlgeregelten, Tag und Nacht unausgesetzten Betriebe sah und den weißen Dampfwolken, die aus den Strohdächern zum blauen Himmel aufwallten, träumerisch nachschaute, der kam schwerlich unbelehrt auf den Gedanken, daß die allen Menschen unentbehrliche Gottesgabe hier der Gegenstand eines erbitterten Streites werden konnte, der eine mächtige, blühende Stadt mit Acht und Bann bedrohte.

Fünftes Kapitel.

In Meister Daniel Spörken's Schuhmacherwerkstatt, genannt die Löwengrube, wurde von allen Insassen fleißig gearbeitet, nur nicht vom Meister selber, der sich an diesem Vormittage wie gewöhnlich nicht zu Hause befand, sondern wieder einmal auf Kundschaft ausgegangen war. Wohl zu verstehen, nicht etwa in seine Kundschaft, um bei seinen Kunden Aufträge in Empfang zu nehmen oder fertige Arbeit abzuliefern, sondern auf Kundschaft desjenigen, was sich gestern in der Stadt begeben hatte oder doch hätte begeben können. Die Meisterin aber, Frau Gesche — der Kosename für Gertrud — saß auf ihrem Platz am Fenster und nähte an dem Tuchbezug für ein Paar Frauenschuhe. Timotheus Schneck, der Gesell, saß auf einem dreibeinigen Schemel vor dem niedrigen Werktisch, auf dem das Geräth wirr durcheinander lag, zog den Draht und stach und hämmerte rüstig darauf los, und der Lehrjunge Hans versuchte seine unmündige Kunst an einem Rüster, den er auf einen derben Arbeiterschuh setzen sollte.

Abgesehen von dem unvermeidlichen Geräusch der Arbeit herrschte in dem von einem kräftigen Leder- und Pechgeruch erfüllten Zimmer tiefes Schweigen, das aber nichts Anheimelndes, sondern seine guten oder vielmehr bösen Gründe hatte. Die Meisterin stand mit ihrem Knechte be-

reits auf sehr gespanntem Fuß und hatte dabei ihren Mann ausnahmsweise diesmal auf ihrer Seite. An Timmo's Arbeit hatten sie nichts auszusetzen, im Gegentheil, er war fleißig, flink und sehr geschickt, aber er log, wie sie meinten, gar zu fürchterlich, und sie glaubten bemerkt zu haben, daß er sie mit seinen Aufschneidereien nur zum Besten haben wolle. Der Meister konnte es seinem Gesellen nicht verzeihen, daß dieser ihm eine so handgreifliche Lüge aufgebunden hatte wie die Geschichte mit dem aus Celle mitgebrachten Briefe des zweiten Bürgermeisters. Timmo hatte das wichtige Ereigniß mit den genauesten Einzelheiten erzählt und sich für die Richtigkeit seiner Erzählung hoch und theuer vermessen und verbürgt, und nun war an der ganzen Geschichte kein wahres Wort, und Daniel Spörken wurde wieder einmal verspottet und ausgelacht Diese gleich nach seinem Antritt verübte Niederträchtigkeit des neuen Gesellen gegen seinen Meister brachte das sich so freundlich anlassende Verhältniß sofort wieder aus dem Gleise, um einem erbitterten Mißtrauen Platz zu machen. Hätte der Knecht nicht so fleißig und der Meister nicht so ungern gearbeitet, so hätte der Letztere dem Ersteren am liebsten gleich wieder Glück auf den Weg gewünscht, aber er wußte wohl, daß es für ihn nicht leicht war, einen tüchtigen Gesellen zu finden wegen seiner Löwin. So behielt er Timmo, sprach wenig mit ihm und glaubte ihm nichts mehr. Die Meisterin machte es ebenso. Heute war sie mal wieder in ihrer unnahbarsten Stimmung; die sonst so Gesprächige schwieg sich in eine wahre Wuth hinein und ließ sie an ihrem Nähwerk aus. Die Nadel flog förmlich in ihrer Hand, und sie zog und schnellte den Faden so heftig, daß er öfter zerriß. So oft dies aber mit einem leisen

Krach geschah, schlug Timmo, der die Meisterin trotz seiner Arbeit heimlich beobachtete, mit dem Hammer so unnöthig laut auf den Klopfstein, daß Frau Gesche diesen herausfordernden Hohn endlich bemerken mußte. Da riß ihr denn außer dem Faden zuletzt auch die Geduld, die ohnehin von diesen beiden Gegenständen, so zu sagen, der schwächere war. Sie sprang auf, und den halbfertigen Schuh in der ausholenden Rechten wetterte sie: „Wenn Du Dich noch einmal unterstehst, hier so hämisch und dämisch aufzuklopfen, sobald mir der Faden reißt, so fliegt Dir dieser und alle anderen Schuhe in Deines ehrbaren Meisters Werkstatt an den Kopf, so wahr ich Gesche Spörken, geborene Mushund bin!"

Wie die lange, häßliche und knochige Gestalt mit den wüthigen grauen Katzenaugen so dastand, sah sie wahrhaftig aus, als könnte sie wenigstens einen Theil ihrer geschwinden Drohung zur fühlbaren Wahrheit machen.

Timmo lachte laut auf, und mit einem Blicke durch die Werkstatt, als ob er schnell die rings herum liegenden Schuhe zählte, die ihm alle an den Kopf fliegen sollten, sagte er: „Alle Hagel, Meisterin! das müßte ein hübsches Maikäferburren um mich herum werden."

Bautz! hatte er den Schuh aus der Meisterin Hand gut getroffen am Kopfe, und ihr breiter Mund unter der spitzen Nase zuckte, vergeblich nach Worten der äußersten Entrüstung suchend; sie bebte am ganzen Leibe vor Wuth über des Knechtes Lachen.

Das Stück war aber auch dem lustigen Timmo zu stark. Er schnellte vom Schemel empor, und den Hammer in der Rechten, trat er der Meisterin ein paar Schritt entgegen. Hans, der Lehrjunge, wollte schon dazwischen springen, um

einen Mord zu verhüten, aber Timmo sprach ziemlich ruhig: „Meisterin, es ist nicht weit mehr bis Mittag, und mit leerem Magen ist der Mensch am gefährlichsten. Ich muß Euch etwas sagen, was ich Euch ohne diesen Auftritt billig verschwiegen haben würde, aber jetzt muß es heraus, oder es giebt ein Unglück. Habt Ihr schon einmal einen Menschen gekannt, der einen Blutwurm hat?"

Der Meisterin Zorn begann einem starren Schrecken und einem maßlosen Staunen zu weichen. Halb mißtrauisch, halb neugierig frug sie: „Einen Blutwurm? wo denn?"

„Hier! hier drin!" rief Timmo und klopfte sich mit der Faust heftig und rasch hintereinander auf die Brust, als ob es in höchster Erregung geschähe, während er sich kaum das Lachen verbeißen konnte. „Setzt Euch hin," fuhr er fort, „und ich will's Euch erklären, aber — Meisterin! bei Eurer Seele Seligkeit! schweigt darüber, oder —! Und Du!" wandte er sich drohend zu dem Lehrjungen, „wenn Du nur ein einzig Wort darüber verlauten läßt, so frißt Dich der Blutwurm zuerst mit Haut und Haaren!"

Hans guckte den Gesellen mit dem pfiffigsten und zugleich unverschämtesten Schusterjungengesicht an, das er fertig bringen konnte; und das wollte etwas sagen. Hans besaß Ehrgeiz; er wollte vor allen Schusterjungen des ganzen Amtes etwas voraus haben. Wenn die anderen nach Feierabend oder auf ihren Botengängen in der Stadt sich im Pfeifen übten, so legte Hans sich außerdem noch auf das Gesichterschneiden und hatte es darin mit geringen Mitteln schon zu einer staunenswerthen Fertigkeit und Mannichfaltigkeit gebracht. Der Ausdruck seines Gesichtes war manchmal unübersetzbar tiefsinnig oder drollig, und zuweilen lag eine lange, schweigende Rede oder eine ungesprochene, aber schlagende Antwort

darin. Der Hauptinhalt der letzteren, die er mit seinen beweglichen Zügen auf Timmo's Drohung jetzt herausschnitt, mochte, von allem Beiwerk losgelöst und in die dürftigsten Worte gebracht, ungefähr heißen: Hm! fürchten thu ich mich gerade nicht vor Deinem Blutwurm, aber schieße nur los, ich kenne Dich schon!

Die Meisterin saß wieder steif und steil auf ihrem Stuhle und in ihrem Blicke auf den Gesellen lag halb noch der Ärger und halb der angstvolle Gedanke: Alle vierzehn Nothhelfer, steht mir bei! der Mensch ist verrückt. Aber Timmo begann ernsthaft und geheimnißvoll: „Wie ich eigentlich dazu gekommen bin, weiß ich selber nicht recht, ich glaube, es schreibt sich schon von meinem Großvater her. Hier, Meisterin, hier im Herzen sitzt mir der schreckliche Wurm. Gesehen hat ihn noch Keiner, aber ich fühl' ihn, ich fühl' ihn. Für gewöhnlich hält er sich ganz ruhig und nährt sich fromm und friedlich von meinem warmen Herzblut; nur manchmal spüre ich einen leisen Kitzel, wenn er sich bewegt, und dann muß ich mich in Acht nehmen, ihn nicht zu stören und zu reizen. Gerathe ich aber in Ärger, so daß mir das Herz anfängt zu klopfen, so ärgert er sich auch und wird wild. Ich fühle es, wie er mit dem Schwanze um sich schlägt, und wenn mein Herz dann nicht sehr bald wieder ganz ruhig wird, so geht's los. Dann rast er mir wie besessen durch alle Adern und bringt mein Blut ins Wallen und Kochen, und dann, dann kenn' ich mich selber nicht mehr, dann hat der Blutwurm Gewalt über mich, und dann hilft nichts mehr im Himmel und auf Erden, dann muß Blut fließen, oder der Wurm stößt mir das Herz ab, und ich bin verloren."

„Lügen! Lügen! nichts als Lügen, verdammte Lügen!" eiferte die Meisterin.

„So? meint Ihr?“ sprach Timmo, „nun ich will Euch und mir wünschen, daß wir's nicht beide mal erleben. Für diesmal ist mir's noch gelungen, ihn zu beschwichtigen, weil ich mich zusammen nahm und mein Herz am allzu lauten Klopfen hinderte, aber er fing schon an, sich zu krümmen und zu winden. Ich könnte Euch eine Geschichte von meinem Graßvater erzählen, — aber davon will ich lieber schweigen.“

Frau Gesche schlug die Hände zusammen und rief: „Und solche Teufelsbrut muß ich in meinem Hause haben!“

„Teufelsbrut?“ sprach Timmo, „o nein, so gefährlich das Thierlein sein kann, so wohlthätig ist es auch für mich und diejenigen, für die ich arbeite. Denn der Wurm nährt sich meist von den bösen Säften, die im Blute sind, befreit mich davon und macht mir dadurch einen klaren Kopf, der leicht begreift, und eine ruhige Hand, die geschickt ist in Allem, was sie anfaßt. Mancher Meister hat den Segen meines Blutwurms schon an meiner Arbeit empfunden, ohne daß er wußte, wie und woher das kam, denn ich spreche nicht gern davon. Das Eine nur will ich Euch noch sagen: man kann etwas dazu thun, daß der Wurm ruhig bleibt und mich durch das Reinhalten meiner Lebenssäfte immer klüger und geschickter macht.“

„So?“ frug die Meisterin neugierig, „und was wäre denn das?“

„Er ist fast schleckerhaftig,“ erwiederte Timmo, „und hat es gerne, wenn ich recht viel gutes Fleisch esse und möglichst viel starkes Getränk zu mir nehme, das giebt Blut, und davon lebt er ja.“

„Aber wird er davon nicht zu stark,“ versetzte Gesche, „so daß Du ihn gar nicht mehr bändigen kannst?“

„Hat nichts zu sagen, Meisterin,“ sprach Timmo; „aber

damit er ja nicht einmal wieder gegen Euch, meine ehrbare Frau Meisterin, in Wuth geräth, will ich Euch jedesmal ein heimliches Zeichen geben, wenn ich merke, daß er unbändig wird oder es ihm an etwas fehlt. Seht! wenn ich hier an der Stelle meines Herzens mit dem Finger einen Ring beschreibe, so thut's Noth."

„Ich will mir's merken," sprach die Meisterin, „wenn ich Dir nur das Alles glauben dürfte."

„Das könnt Ihr, Meisterin!" sagte Timmo, „so was kann sich der Mensch nicht ausdenken, und ich lüge gewiß und wahrhaftig nicht. Aber Eins bitt' ich noch: sagt's keinem Menschen, auch dem Meister nicht, denn Ihr wißt wohl, der schwatzt es aus, und dann werde ich nicht mehr lange bei Euch bleiben, dann wollen alle Schuster in Lüneburg den klugen Gesellen mit dem Blutwurm haben, der aus seinem Sitz im Herzen heraus so feine Arbeit spinnt. Ihr könnt mir's glauben!"

Da that sich die Thür auf, und herein platzte Meister Daniel Spörken und rief jubelnd: „Er hat Recht, Gesche! er hat Recht! Timmo hat nicht gelogen, es ist Alles wahr, was er gesagt hat."

„Hast Du gehorcht?" frug die Meisterin bissig.

„Gehorcht! gehorcht!" rief der Meister und sprang im Zimmer herum, „was ist da groß zu horchen? die ganze Stadt spricht ja davon und von ihm und von mir."

„Was? von dem —" Blutwurm, wollte sie sagen, aber Timmo fiel ihr rechtzeitig ins Wort: „Von dem Briefe, Meister, nicht wahr?"

„Freilich von dem Briefe, wovon denn sonst?" rief Daniel. „Herr Albrecht von der Mölen ist gestern Abend heimgekehrt, aber vorher schon, gestern Vormittag ist Sitzung

gewesen auf dem Rathhause, und da ist der Brief zur Sprache gekommen, der Bürgermeister hat ihn selber vorgelesen, sie machen gar kein Hehl daraus. Es steht Alles vorzüglich für die Stadt, der Rath gewinnt und ist oben auf, und in seiner Siegesfreude will er uns Handwerkern nun auch brav was zu verdienen geben. Er will bauen lassen und noch mehr Silberzeug bestellen und neue Schränke und Bänke im Rathhause machen lassen und was weiß ich! Und ich hab's gleich gesagt, ich hab's zuerst gewußt und überall erzählt von dem Briefe, sie haben's mir bloß nicht glauben wollen. Aber Timmo hat Recht gehabt und hat nicht gelogen, und von jetzt an glaube ich Alles, was Timmo sagt. Gesche, gieb dem Timmo einen Krug Bier zu Mittag!"

Wie groß stand nun Timmo da, Timmo und sein Blutwurm! Die Meisterin blickte beinahe mit Stolz auf den Gesellen und hatte sogar ein gütiges Lächeln für ihn, das sich aber in ihrem eckigen Gesichte nicht recht zu Hause fühlte und sich darum schleunigst wieder aus dem Staube machte. Sie ging in den Keller und holte Bier.

Hans schaute Timmo mit einem unnachahmlichen Gesicht an, und dieser sagte gönnerhaft: „Hans, Du kriegst einen Schluck von!"

Meister Daniel Spörken hatte sich gesetzt und trocknete sich die Stirn. Er war von kleinem, ziemlich schmächtigen Körper mit hastigen, zappligen Bewegungen. Die Ohren standen ihm weit ab von seinem dicken, geröthеten Kopfe, der auf diese hohen Schultern nicht recht zu passen schien und den er wie ein Vogel beständig hin und her wandte, als wenn er immer beobachten, immer horchen und etwas fragen wollte. Sein Haus auf der Techt, einer schmalen, krummen Gasse in der Nähe des Michaelis-Klosters, war nur klein,

bot aber für das kinderlose Ehepaar und die beiden Gehülfen hinreichenden Raum und hatte, wie die meisten Häuser in Lüneburg, im Erdgeschoß einen viereckigen, erkerartigen Ausbau, der im Innern das Zimmer um einen Sitzplatz am Fenster vergrößerte und die Utlucht hieß. Übrigens litten sie in dem kleinen Hause keinen Mangel, denn sie wirthschafteten sparsam, und Meister Daniel war von Natur ein mäßiger Mann, und wenn er es nicht schon gewesen wäre, so hätte ihn Frau Gesche, geborene Mushund, wohl dazu gemacht. Sie hielt den Daumen auf dem Beutel und gab ihrem Manne, der acht Jahre jünger war als sie, nur wenig Biergeld und das wenige auch nur darum, weil er aus der Trinkstube und auch sonst von seinen vielen Gelegenheitsgängen stets eine Menge Neuigkeiten mit nach Hause brachte, die sie sehr liebte und auf deren Einsammlung er sich besser verstand als auf seine Schusterei. Nur schade, daß seine Neuigkeiten oft mehr Löcher hatten, als das ausbesserungsbedürftigste Schuhwerk, das er zum Flicken bekam.

Während des einfachen Mittagsmahles, bei dem die Meisterin ihrem plötzlich wieder in Gunst gekommenen Gesellen ein ungewöhnlich großes Stück Hammelfleisch vorlegte, war Meister Daniel sehr aufgeräumt und erzählte unter Anderem, der Rathsherr Marquard Mildehövet habe ihn, als er zufällig vorbeigekommen, zu sich herein rufen lassen und ihm seine Noth geklagt über das leidige Podagel, das ihm im linken großen Zeh arge Schmerzen verursache; er habe es nun schon fast bei allen Schuhmachern in Lüneburg versucht, — und es giebt doch vierzig Schuster in Lüneburg, Gott sei gelobt! — aber keiner hätte ihm das Schuhzeug recht zu Danke machen können; ob er, Daniel, ihm nicht Hülfe schaffen könne.

„Freilich können wir ihm Hülfe schaffen," sagte Timmo, „habt Ihr ihm denn Maß genommen, Meister?"

„Maß hab' ich ihm genommen," sagte Daniel, „aber auf das Podagel verstehe ich mich auch nicht."

„Wir müssen ihm ein Paar Pelzstiefel machen aus weichem Kalbleder und inwendig mit Rauchwerk gefüttert," sprach Timmo.

„Rauchwerk!" wiederholte der Meister, „wir können doch den Pelzern nicht ins Handwerk pfuschen, das würde eine schöne Buße kosten."

„I was werden wir denn da die Pelzer groß drum fragen!" sprach Timmo, „das machen wir Alles selbst, hab' ich schon öfter gethan, und ein paar Karnickelfelle werden sich ja wohl noch auftreiben lassen."

„Bönhase!" drohte der Meister, „wenn es herauskommt, machen sie Jagd auf uns, und was der Gesell gesündigt hat, muß der Meister ausbaden."

„Hat sich was auszubaden!" lachte Timmo, „der Rathsherr wird froh sein, wenn er sein Podagel aus dem großen Zeh los wird, und Euch nicht ans Pelzeramt verrathen. Schneidet nur die Stiefel recht weit und bequem zu und laßt mich machen, und die Karnickelfelle, — Hans, für die sorgst Du!"

„Kleinigkeit!" sagte Hans mit einem Gesichte wie ein Fuchs, der auf der Lauer liegt und eben zuspringen will.

Es war doch wirklich ein vortrefflicher Mensch, der Timmo! Einen so geschickten und erfahrenen Gesellen hatte Daniel Spörken noch nicht gehabt; der wußte für Alles Rath, war in allen Sätteln gerecht oder auch, wie man's nun nehmen will, mit allen Hunden gehetzt. Wenn der Meister dem Rathsherrn die Pelzstiefel brachte, so gab es

gewiß ein gut Stück Geld dafür, aber ein Bönhase war er dann doch, und das war gefährlich.

„Ist das Paar Stiefel für Mildehövet's Podagel Alles, was Du von den vielen Aufträgen abkriegst, die der Rath den Ämtern geben will?" frug Gesche.

„Vorläufig ja," sagte Daniel etwas kleinlaut, „wird aber schon noch mehr kommen."

„Die Goldschmiede werden wohl wieder das Fett abschöpfen, die können ja nie den Hals voll kriegen mit Arbeit für den Tresor des Rathes. Sie wissen schon gar nicht mehr, wo sie mit allem Gelde hin sollen, und ihre Weiber können sich vor Hochmuth nicht lassen und spreizen sich wie die Pfauen mit ihren Ketten und Klunkern, womit sie sich behängen."

„Dafür sind sie auch Goldschmiedsfrauen," bemerkte der Meister.

„Mehr wie ich sind sie darum auch noch nicht," muckte Gesche. „Den Tischlern und Schnitzlern fliegt die Arbeit auch immer wie gebratene Tauben ins Maul. Wozu braucht denn der Rath neue Schränke und Bänke auf dem Rathhause? So oft sitzt er doch nicht zu Rathe, daß er die alten schon durchgesessen hätte."

„Er läßt sich auch neue Kissen darauf machen," sagte Daniel.

„Natürlich! damit nur die armen Beutler nicht verhungern," sagte Gesche, „und mit den Plattenschlägern und Harnischmachern ist es ebenso, die können auch bald von Silber essen, so viel giebt ihnen der Rath Jahr bei Jahr zu verdienen. Da geht denn das schöne Geld alle hin, und unsereins kann zusehen, wie er satt wird, wenn Andere sich mästen und im eigenen Fett ersticken."

„Meisterin, seid froh, daß Ihr mit diesem Schaden nicht behaftet seid,“ sagte Timmo zu der Spindeldürren, „allzu fett taugt nicht, das giebt kurzen Athem und einen schweren Gang.“

„Brauchst ja nicht mit mir zu tanzen,“ schnob ihn die Meisterin an.

Timmo schüttelte sich unwillkürlich bei dem bloßen Gedanken. Die Meisterin sah es nicht und fing noch einmal von dem berühmten Briefe an. Es wäre doch eine Sünde und eine Schande, daß die Hennebergs die Botschaft abgestritten hätten. Was sie sich eigentlich dabei dächten.

„Das will ich Euch sagen, Meisterin,“ sprach Timmo. „Ein paar Tage nachher erzählte mir Gilbrecht, der Bürgermeister hätte ihm Schweigen geboten; aber da war's zu spät, da wußtet Ihr's schon.“

„So! Du bist bei Hennebergs gewesen! nun? wie haben Dir denn die vornehmen Leute gefallen?“

„Gut, Meisterin, recht gut, besonders —“

„Die Jungfer Tochter, natürlich!“ sagte die Meisterin mit dünner, spöttischer Miene. „Guck ihr nur nicht zu tief in die blauen Vergißmeinnichtaugen.“

„Warum denn nicht, Meisterin? ist schon der Mühe werth!“ schmunzelte Timmo.

„Warum nicht? weil sie Dich ablaufen läßt, wenn Du ihr zu nahe kommst, die hochnäsige Kreatur. Mit einem Schusterknecht nimmt die nicht fürlieb.“

„Ist doch eine Handwerkertochter,“ entgegnete Timmo.

„Oho! da kommst Du schön an! eine Sülfmeistertochter ist sie, wenn Du's wissen willst; die schaut höher hinaus,“ sagte Gesche. „Haben sie Dich denn eingeladen, wieder zu kommen?“

„Ja, die beiden ältesten Söhne haben es gethan," sagte Timmo nicht ohne ein gewisses Selbstbewußtsein. „Der Älteste, Arnold, will gewiß bald das Amt eschen, denn er frug mich kreuz und quer aus, wie es anderwärts mit den Meistersöhnen gehalten würde."

„Der Arnold will seiner selbst werden?" forschte die Meisterin, „ach ja, er zieht sich ja schon lange mit der Ursula Dippold herum, der Tochter des Freiböttchers, aber die wird wohl der Frau Sülfmeisterin nicht als Schwiegertochter anstehen. Übrigens sind sich auch die beiden Alten spinnefeind und sehen sich beim Wege nicht an. Der Sülfmeister hat Dippold aus dem Amte gestoßen, und das vergißt ihm der sein Lebtag nicht."

„Der Sülfmeister war in seinem Rechte," bemerkte Daniel, „Dippold hatte sich schwer vergangen gegen das Amt, hatte zu kleine Tonnen gemacht und verkauft, also mit unrichtig Maß gehandelt. Da haben ihm die Brüder den Schuh niedergelegt, ihn an Gewerk und Nahrung gestraft und ihn auf drei Jahre ausgeschlossen, bis er den Frevel abgesöhnt hat; Henneberg konnte ihn nicht retten und halten."

„Wenn er nur gewollt hätte!" sagte Gesche. „Seitdem ist Dippold Freiböttcher und hat so wenig Arbeit, daß er sich keinen Knecht in seinem Brode halten kann. Sie sind sehr zurückgekommen, und es geht ihnen schlecht. Die Frau sitzt als Hökerin auf dem Mittwochsmarkte, aber der Pfennigkram wirft ja leider wenig ab."

„Ja, ja," seufzte Meister Daniel, „man hat seine liebe Noth, sich ehrlich durchzuschlagen, es ist 'ne Thränenwelt." Bald darauf erhob er sich satt und befriedigt vom Tische, sagte: „Gottlob! wieder einmal gegessen und nicht gezankt!" und setzte sich in eine Ecke, um ein wenig zu nicken.

Timmo hatte nun wieder Oberwasser bei seinen Meistersleuten, und als er die Arbeit jetzt wieder aufnahm, war er sehr zufrieden mit sich. Er hing seinen Gedanken nach, wie er auf dem Schemel saß und Stich bei Stich in den Schuh machte, den er unter dem Knieriemen hatte, um ein unsträflich Werk herzustellen, in dem ein fester Fuß stehen und gehen könne. Er wußte nicht, wem der Fuß zugehörte, für den er sich hier mühte, aber ebenso wie den Schuh wollte er sich selber Stich für Stich, Schritt für Schritt weiter bringen, bis er selber in gut gemachten und gut beschlagenen Schuhen stünde, was und so viel er in Bezug auf sein Wünschen und Streben darunter verstand. An seiner selbst werden und heirathen dachte er nicht und hatte sparen nicht gelernt. Wenn er etwas hatte, so ließ er auch was drauf gehen, weniger zu seinem Vergnügen, als um sich groß zu thun und sich Anhang zu schaffen. Bei Meister und Meisterin war er ja auf dem besten Wege, für etwas Besonderes zu gelten, hatte das eigentlich schon erreicht. Er hatte eine höchst wichtige Nachricht mit nach Lüneburg gebracht und seinen Meister in den Stand gesetzt, sie zuerst zu verbreiten und damit schließlich Recht zu behalten. Ein helles Streiflicht dieses Ruhmes fiel auf ihn, denn wenn Daniel gefragt wurde: woher weißt Du das? so mußte ja die Antwort lauten: Von meinem ehrbaren, biderben Knecht Timotheus Schneck aus Darmstadt. Sein Name ging durch die Stadt von Mund zu Mund; bald würde ihn Jedermann sehen wollen, und das mit Fug und Recht. Bei seiner Meisterin hatte er noch mehr erlangt, hatte die böse Sieben im rechten Augenblick mit einem übermüthigen, abenteuerlichen Einfall gezähmt und sich in ein so geheimnißvolles, überlegenes Ansehen bei ihr gesetzt, daß er sich von ihrer

Angst wie von ihrer Habgier in Hinsicht auf die Gefährlichkeit wie auf die Wunderkraft seines Blutwurmes fortan gute Tage bei Frau Gesche versprach. Von seinen Kumpanen, den Schusterknechten, kannte er noch wenige, aber das sollte nicht mehr lange dauern, dann wollte er ihnen zeigen, was für ein Mordskerl er war; er hatte schon seine Pläne, wie er sich ihnen gegenüber aufspielen, wie er bessere Arbeitsbedingungen in Kost und Lohn bei den Meistern, mehr freie Zeit, mehr lustige Montage durchsetzen wollte u. s. w. Und die Mädchen, o, das war das Wenigste! er hatte ein Paar Augen im Kopf, in die noch Keine ganz ungestraft geblickt hatte. Hauptsache war: mehr Freiheit, mit den Gesellen trinken und mit den Mädchen karessiren zu können; mehr brauchte es nicht für ihn. Als Nächstes dünkte ihn gut, bei den Hennebergs festen Fuß zu fassen, denn die waren die angesehensten unter allen Handwerksleuten hier. Es galt also, erst die Söhne zu Freunden zu gewinnen, dann den Alten zu gefallen und zuletzt — Ilsabe, das Prachtmädel, wie die Mutter Hombrok'sche sagte, und so fort, immer Stich für Stich, bis die Schuhe fertig waren, in denen er in Lüneburg einher zu stolziren gedachte.

Und er stach und nähte wohlgemuth weiter, in Leder und in Gedanken.

Sechstes Kapitel.

Nun war es gut Wetter zum Abziehen des Malvasiers. Die Sonne stand am heiteren Himmel und legte es den Menschen recht warm ans Herz, doch endlich an den Frühling zu glauben. Sie blickte ihnen durch die Fenster in die Stuben und in die Werkstätten und lachte den Ofen aus, der nun aufs Altentheil gesetzt wurde, weil man ihn doch aus seinem Schmollwinkel nicht verdrängen konnte, den guten, freundlichen Alten, dessen letzter Gedanke beim Kaltwerden war: Undank ist der Welt Lohn! Auch in die Gassen schien die Sonne und auf die Dächer und Giebel, daß die Wetterhähne da oben ihr vergoldetes Gefieder funkeln ließen und vor Hoffart und Gefallsucht nicht wußten, wie sie sich drehen und wenden sollten; krähen konnten sie ja nicht, sonst hätten sie es vielleicht noch lauter gethan, als die lebendigen Haushähne unten auf den Höfen, die mit den Flügeln schlugen und mit geschwollenem Kamm ihr Kikeriki aus Leibeskräften in den Tag hinein schrieen.

Und wo die liebe Sonne unter Anderem auch noch hinein schien, das war Herrn Heinrich Viskule sein Weinkeller. Nur einen einzigen Strahl konnte sie hinein schicken, der durch das Kellerfenster wie ein breiter Schrägbalken auf die Steinfliesen fiel, und in dem Millionen von winzigen

Sonnenstäubchen tanzten und flirrten, daß es eine Lust zu sehen war. Hell war das dicke, steil hinabgehende Gemäuer der tiefen Kellerluke beleuchtet und auch die Stelle, wohin der Sonnenstrahl traf, aber das eingeengte Licht stufte sich schon in der nächsten Umgebung zu einer schnell wachsenden Dämmerung ab, die sich in dem ferner liegenden Raume des Kellers zur völligen Dunkelheit verdichtete oder vielmehr verdichtet haben würde, wenn dort nicht drei brennende Kerzen wieder so viel Licht verbreitet hätten, wie zu dem heiteren Geschäft des Weinabziehens erforderlich war.

Vor dem Faß am Hahn saß Gilbrecht als Kellermeister des Viskulenhofes und zapfte den goldbraunen Wein aus Griechenland in grünliche Flaschen, die ihm Hildegund zu seiner Rechten zureichte und Ilsabe zu seiner Linken gefüllt wieder abnahm, um sie zu pfropfen und dann an Balduin weiter zu geben, der mit einem hölzernen Schlägel die Pfropfen tiefer hinein trieb. Und wie fröhlich und guter Dinge waren die Vier dabei! den Mädchen glühten die Wangen, Balduin sprudelte von Muthwillen, und auch Gilbrecht hatte einen rothen Kopf, weil er am Zapfen den Duft des starken Weines aus erster Hand bekam. Sie saßen freilich nicht bei trockenem Munde, sondern auf dem Lager neben dem Faß standen zwei Gläser, und Gilbrecht sorgte dafür, daß sie nie leer, die Anderen, daß sie nie voll waren, und auch hierbei half er den Freunden.

Ein ausgelernter und geübter Weinzapfer war er übrigens noch nicht, denn er zeigte sich beim Empfangen der leeren Flaschen noch recht ungeschickt. Statt nämlich die Flasche, wenn Hildegund, sie am Halse haltend, ihm zureichte, nun etwas tiefer an der stärkeren Ründung zu fassen, ergriff er sie stets an derselben Stelle wie Hilde-

gund, so daß diese ihre Hand erst unter der seinigen hervorziehen mußte, was sehr behutsam geschehen mußte, damit die Flasche nicht hinfiel. Hildegund war nachsichtig genug, ihm diese Ungeschicklichkeit nicht vorzuwerfen, und so lernte er's nicht und beging fort und fort denselben Fehler, den ihm ein alter Küfermeister gewiß nicht so leicht verziehen hätte wie die junge, liebenswürdige Freundin.

Mit den zwei Gläsern war das auch so eine Sache. Warum tranken denn die beiden Mädchen nicht aus einem und die beiden Junggesellen aus dem andern? Freilich, das eine Glas stand rechts, das andere links von dem Fasse, und da Ilsabe zwischen Gilbrecht und Balduin und ebenso Gilbrecht zwischen Hildegund und Ilsabe saß, so mußten die Mädchen, bloß der größeren Bequemlichkeit und Zeitersparniß wegen, sich der zwingenden Nothwendigkeit fügen, mit ihrem nächsten Nachbar zur Linken, d. h. nicht mit dem Bruder, sondern mit dem Freunde aus demselben Glase zu trinken. Und das soll sehr gefährlich sein, soll sehr leicht berauschen, daher auch die glühenden Wangen. Daß aber Gilbrecht etwa, wie er die Flaschen an derselben Stelle wie Hildegund mit der Hand erfaßte, auch das Glas an derselben Stelle wie Hildegund mit dem Munde berührt hätte beim Trinken, das hat Keiner gesehen, denn sonst wäre es gewiß streng gerügt worden.

„Ich kann nicht mehr," sprach Ilsabe, als Gilbrecht das linke Glas wieder gefüllt hatte.

„Gut!" sagte Balduin, „machen wir eine Weile Schicht und trinken einmal ordentlich dazwischen."

„Ach, ich meine ja, ich kann nicht mehr trinken; pfropfen kann ich noch."

„Ruhe Dich ein wenig," sprach Balduin, „so ein

Schemel hat keinen Rückhalt; komm, hier ist Dein Platz!“ Er legte den Arm um sie, und sie lehnte sich an seine Schulter. „Ach, Ilsabe! so möcht' ich Dich ewig halten!“

Sie machte eine Bewegung, als wollte sie aufstehen, aber er drückte sie fester an sich, und sie ließ es sich wohlig gefallen.

„Bist Du auch müde?“ wandte sich Gilbrecht zu Hildegund und hob schon den Arm.

„Nein,“ sprach sie, „und trinken kann ich auch noch,“ nahm das rechte Glas, hielt es zwischen ihre und Gilbrecht's Augen und sagte bloß: „Dir!“ und trank die Hälfte.

Gilbrecht nahm es ihr ab: „Und Dir!“ und trank die andere Hälfte.

Was leuchtete heller, was glänzte feuriger? der funkelnde Wein vor dem flackernden Wachslicht oder die vier Sterne in den Angesichtern der beiden sich also Grüßenden?

„Seht den Sonnenstrahl!“ sprach Ilsabe, „wie der so hell dort in den Keller fällt.“ Sie sprang auf und stellte sich mitten hinein, und wie das Sonnenlicht ihr blondes Haar umspielte, gab es einen goldigen Schein, als wäre ihr Haupt von einer Glorie umstrahlt.

„Welch ein Bild!“ rief Hildegund, „wie eine Madonna sieht sie aus, von einem Mönche gemalt!“

So war es wirklich. Rings um Ilsabe war tiefer Schatten, sie allein stand mit ihrer schönen Gestalt in hellem Lichte und hob sich in ihrem farbigen Gewande von dem dunklen Hintergrunde wunderbar herrlich ab. Über dem blühenden Angesicht, dem von Sonnenglanz umwobenen Haupte spannte sich dämmernd im Bogen das schmucklose Gewölbe und diente mit seinem steingrauen Ernst der an-

muthsvollen Erscheinung zum gewaltigen Rahmen, ihre Schönheit noch erhöhend.

„Bleib' stehen, bleib' stehen!" rief Balduin, „so schön hab' ich Dich noch nie gesehen!"

Bald kam Ilsabe zu den Andern zurück. Der Sonnenstrahl flimmerte nach wie vor an derselben Stelle, aber es war nicht mehr so hell und goldig dort, seit der holde Zauber daraus verschwunden war.

„Weiter!" rief Gilbrecht, „Hildegund, gieb Flaschen her! Ilsabe, paß auf!"

Und das Zapfen nahm seinen lustigen Fortgang. Flasche nach Flasche wanderte an dem Faß unter dem Hahn vorüber von Hand zu Hand, leer herankommend, gefüllt bei Seite gestellt, und die den Umschwung besorgten, plauderten und scherzten und lachten und vergaßen auch das Trinken nicht ganz. Die umgekehrt im Korbe stehenden Flaschen klirrten oft laut gegen einander, wenn Hildegund eine herausnahm, und Balduin's Klopfen mit dem Schlägel klang durch den gewölbten Raum, so daß die Geschäftigen nicht hörten, wie Herr Heinrich Viskule die Treppe herabstieg. Auf den mittleren Stufen blieb er stehen, und sprach zu sich: „Da sitzen sie, glückselige Kinder, beim Herzenströster Wein und wissen nichts, worüber er sie trösten könnte."

Er kam vollends herab, und nun bemerkten sie ihn.

„Nun? ist er gut, Gilbrecht?" frug er, „ist er klar?"

„Klar und süß, Vater!" rief Hildegund schwärmerisch, „ein Göttertrank!"

Der Rathsherr blickte seiner stolzen Tochter etwas verwundert in das schön erregte Antlitz und bemerkte lächelnd: „Ist wohl stark und feurig, der braune Grieche?"

„O, das geht," meinte Balduin.

Gilbrecht hatte inzwischen eins der Gläser gefüllt, hielt es am Rande des Fußes gefaßt dem Rathsherrn artig entgegen und sagte den Küferspruch:

„Ich hab' ihn gepflegt in Dauben und Band,
Bis daß er bekommen sein Kraft und Verstand,
Ich hab' ihn gelassen, wie Gott ihn gemacht,
Nicht Sauer noch Süß in sein Spündlein gebracht,
Er ist wie ein' Jungfrau so rein und so fein,
Gott segne den Trunk! 's ist Wein, 's ist Wein!"

Herr Viskule nahm dankend das Glas und trank, neigte den Kopf vor und kostete vorn auf der Zungenspitze, bog den Kopf zurück und kostete hinten am Gaumen. Dann bewegte er die Lippen bedächtig, trank noch einmal und nickte freundlich: „Ein sauberes Weinchen, Gilbrecht! ein edles Blut! aber nichts für Euch junges Volk, zu stark, zu heiß für Euch, den dürfen ungemischt nur wir Alten trinken." Und er leerte das Glas.

„O Herr Rathsherr, wir Jungen können's auch," sprach Ilsabe und klopfte ans Faß. „Es ist bald leer, und wenn Ihr die Flaschen zählt, werdet Ihr finden, wieviel daran fehlt."

„Ich gönn' es Euch, Kinder," lächelte Herr Viskule, „aber nehmt Euch in Acht! er steigt in den Kopf."

„Dem Einen in den Kopf, dem Andern ins Herz, Herr Rathsherr!" rief Ilsabe; „was wäre das für ein Wein, der uns kalt und nüchtern ließe!"

„Sie hat Recht, Vater," sprach Hildegund; „ich liebe den Geist, der im Weine wohnt, lasse mich von ihm erfreuen und erwärmen und doch nicht bezwingen. Gilbrecht, was meinst Du?"

„Mir ist er bald ein Freund und lieber Geselle, bald

ein vornehmer Herr, dem ich nur mit Ehrfurcht nahe," sprach Gilbrecht.

„Laß sie streiten, Vater!" lachte Balduin, „uns soll der Malmesier gut schmecken, und ich bitte Dich, schließe Du ihn weg, laß es nicht Base Barbara thun."

„Warum, mein Sohn?"

„Ich gönn' ihn dem Propste nicht!"

Mit einem schlauen Lächeln klopfte der alte Herr den Sohn auf die Schulter: „Balduin, — ich auch nicht! Sag's nur dem Martin, er soll ihn zu meinen firnen Rheinischen legen, den Schlüssel führ' ich selbst."

„Soll geschehen, Vater! verlaß' Dich darauf!" frohlockte Balduin.

Der Rathsherr strich Ilsabe über das Stirnhaar und sagte liebevoll: „Grüß' mir Deinen braven Alten, Du blonde Maid! und auch Frau Johanna meinen dienstwilligen Gruß; ich besuche Euch bald einmal."

„Wird uns viel Ehre und Freude sein, Herr Rathsherr!" sagte Ilsabe lebhaft, sich auf den Fußspitzen wiegend, und drückte seine Hand an ihre jungfräuliche Brust.

Endlich war das Faß leer, die beiden Geschwisterpaare trennten sich mit Lachen und herzlichen Grüßen, und die Hennebergs gingen nach Hause. —

„Ihr seht gut aus!" sagte die Meisterin Frau Johanna, als sie Sohn und Tochter erblickte. „Habt Ihr den Malmesier in Flaschen gefüllt oder —?"

„Einiges auch in Flaschen, Mutter," lachte Gilbrecht, „aber das Meiste davon hat Ilsabe getrunken."

„Aber Mädchen! Du!" sagte die Mutter.

„Ach, Mutter, es ist nicht so schlimm," sprach Ilsabe, „ich habe kaum genippt, aber schön war es, war er, und

süß und roth wie — nein, braun, nicht wahr, Gilbrecht? braun sah er aus.“

„Jawohl, braun, braun, so braun wie — wie Malmesier.“

„Nun setzt Euch mal hierher und erzählt,“ sagte die Mutter.

Das thaten sie denn unter beständigem Lachen, und wenn sie auch nicht Alles beichteten, so errieth doch die Mutter auch manches Ungesagte und dachte sich noch mehr. Sie merkte wohl, daß die überlustige Stimmung ihrer Kinder nicht bloß vom Weine kam, sondern daß es noch etwas Anderes, ein tieferes Glück sein mußte, was sie so erregte und ihnen aus Herzensgrund so fröhlich und selig durch die Augen blickte. Was für eine Art von Glück das war, wußte sie bald so gut und sicher, als wäre sie selber dabei gewesen.

Gilbrecht hatte keine Ruhe auf dem Stuhl im Zimmer; er lief treppauf in die Kammer, legte dort ein kurzes Wams an, band sich sein Schurzfell um und kam so in die Werkstatt, wo der Meister, sowie Arnold, Jakob und Lutke fleißig bei der Arbeit waren, sie aber jetzt unterbrachen und verwundert auf Gilbrecht schauten. Dieser stellte sich vor seinen Vater hin und sprach mit lauter Stimme: „Mit Gunst und Erlaubniß, ehrbarer, günstiger Meister! ich wollte Euch um Arbeit und Beförderung angesprochen haben, nach Eurer und meiner Beliebung, nach Handwerks Gebrauch und Gewohnheit, so lange es Euch und mir gefällt.“

Der Meister sah ihn groß an.

„Ich habe das Faullenzen satt, Vater! muß was um die Hand nehmen.“

„Schon?" lächelte der Vater, „meinetwegen, nur zu!" und wies auf ein paar Tonnen hin, an denen noch sämmtliche obere Bände fehlten.

Gilbrecht nahm sich Werkzeug, wählte Reifen aus, paßte sie um, schnitt sie zurecht und fing an zu arbeiten.

„Wenn Du schaffst, so kann ich feiern," sagte Meister Gotthard und ging in die Stube zu seiner Frau.

Als er eintrat, sprang Ilsabe auf und eilte hinaus.

„Was ist denn das?" frug der Meister, „der Junge schnallt sich das Schurzfell um, spricht mich um Arbeit an und fängt an zu binden, und das Mädchen läuft fort, sowie ich komme; was haben denn die Beiden?"

Frau Johanna klärte ihn auf, und er begriff sehr schnell. „Was?" sagte er lachend, „und der will geraden Weges vom Rheine kommen, will ein halber Küfer geworden sein und läßt sich ein Fäßchen Malmesier in den Kopf steigen? Und die Ilsabe! das hätte ich dem Mädchen gar nicht zugetraut, daß sie sich zu ihren zwei blonden Zöpfen noch einen braunen dazu trinkt. Was sagst Du dazu?"

„O es ist nicht so schlimm," begütigte die Meisterin, „der kleine Weinrausch vergeht bald wieder, aber — der andere —"

„Welcher andere?"

Nun suchte die Meisterin ihrem Manne die Beobachtungen, die sie über die ungewöhnliche Heiterkeit ihrer Kinder gemacht hatte, und die Vermuthungen, die sie daran knüpfte, behutsam beizubringen. Ganz verhehlen konnte und wollte sie ihm die wichtige Entdeckung nicht, aber sie als unumstößliche Gewißheit hinzustellen wagte sie auch nicht, so wenig sie auch an der Richtigkeit ihrer Schlüsse zweifelte. Ihre Entdeckung stand mit ihren geheimsten

Wünschen im Einklang, und eben darum, weil sie eine Verbindung ihrer Kinder mit dem reichen und hochangesehenen Hause der Viskule für ein großes Glück der ersteren ansah, so hütete sie sich, durch eine bestimmte Meinung die schnelle Entscheidung ihres Gatten und seine immerhin mögliche Einsprache dagegen herauszufordern. Was bei ihr nicht mehr bloß Wunsch und Hoffnung, sondern schon Überzeugung war, daß nämlich ihre Kinder liebten und geliebt würden, das stellte sie ihrem Gotthard als eine Möglichkeit, als etwas sich Vorbereitendes und noch Werdendes hin, kaum den Grad der Wahrscheinlichkeit erreichend, und das gedachte und gefühlte Gewiß übersetzte sie abschwächend mit dem gesprochenen Vielleicht.

Meister Gotthard hatte in seinem hölzernen Lehnstuhl sitzend seine Frau, die in einem ganz ebensolchen, nur etwas kleineren ihm gegenüber saß, ruhig ausreden und dabei oft nach Worten suchen lassen, die ihre Gedanken mehr verhüllen, als verrathen sollten. Als sie mit ihrem leise anklopfenden Berichte fertig war und gespannt auf eine Äußerung von ihm wartete, sagte er: „Du meinst also, es könnte sich da etwas anspinnen; hm, hm!“ und er schüttelte das mächtige Haupt. „Daß es ernsthaft wird, glaube ich nicht und kann es kaum wünschen. Sie haben mal wieder wie Kinder gespielt, und der Malmesier hat mitgespielt. Sie sind wie Geschwister zusammen aufgewachsen und halten daran fest, was wir ihnen nicht verübeln wollen. Freilich sind ihnen mit den Jahren auch die Augen aufgegangen, und da haben sich die Jungen in die beiden hübschen Mädchen ein wenig verliebt. Aber Du hast ganz Recht, das ist auch nur ein anderer Rausch, der sich schon wieder geben wird, wenn sie sich besinnen, daß daraus doch nichts werden kann.“

„Du sagst, Du möchtest es kaum wünschen?" frug Frau Johanna.

„Kannst Du es denn wünschen?" frug er zurück. „Traust Du dem flinken Junker schon Stetigkeit genug zu, sich ehelich einzulassen fürs ganze Leben, fest und unverbrüchlich?"

„Er ist ein Viskule," sprach die Frau, „wenn er Handtreu gelobt, so wird er sie auch halten, das Vertrauen hab' ich zu ihm."

„Ich will's ihm nicht absprechen," sagte der Meister, „wenn er erst älter ist und das Mädchen ehrlich von Herzen liebt, aber er soll ihr nichts in den Kopf setzen, was sie vielleicht schwerer vergißt als er."

„Und die anderen Beiden?"

„Gilbrecht? o ich möcht' ihm die Hildegund wohl gönnen, kann mir aber nicht denken, daß die Viskulentochter große Lust hat, eine Böttcherfrau zu werden, und dann — er ist ja noch lange nicht Meister."

„Hier sitzt Dir Eine gegenüber," sprach Johanna lächelnd, „die recht gern eine Böttcherfrau geworden ist und —"

„Und die auch unter ihrem Stande gefreit hat, willst Du sagen."

„Nein, Gotthard! — und die es keinen Augenblick ihres Lebens bereut hat, wollte ich sagen."

„Bist ein braves Weib!" sprach er, „hattest immer den Fuß an der Wiege und die Hand am Wocken. Aber hat es uns in unseren jungen Jahren nicht trübe Stunden genug gemacht? Du hast wohl vergessen, welchen Kampf Du mit den Deinen um mich gekämpft hast und wie Deine ganze Sippe den jungen Böttchermeister und seine Frau nicht mehr kennen wollte, mit Ausnahme Deines guten Vaters,

Gott hab' ihn selig! Welche Kränkungen haben wir hinnehmen, welche Behandlung haben wir ertragen müssen!"

„Und wir haben sie ertragen, haben uns lieb gehabt und sind glücklich gewesen; vergißt Du das? Und, Gotthard, Du bist Sülfmeister, und Gilbrecht wird es auch einmal; ich habe Dir wenig zugebracht außer der halben Pfanne erst vor zwei Jahren, aber Hildegund Viskule —"

„Macht ihren Mann einmal reich; das ist es ja, was mir gegen den Strich geht," sprach der Meister, „der Mann soll die Frau ernähren, soll sie durch seine Kraft und Arbeit auf Rosen betten, wenn er kann, aber sein Wohlleben nicht ihr verdanken. Willst Du es in unseren Kindern noch einmal und doppelt erleben, was wir durchgemacht haben, daß sie über die Achsel angesehen werden?"

„Des Sülfmeisters Kinder werden nie über die Achsel angesehen werden," sprach Johanna mit einem stolzen Blick auf ihren Mann, „und seine Enkel dereinst sind auch Viskulenenkel."

„Du möchtest Deine Tochter gern als Herrin auf dem Viskulenhof sehen, als Frau eines Rathsherrn, wohl gar eines Bürgermeisters, wenn Du es erlebst; nun ja, sie ist nicht niedrig geboren, ist groß und schön genug, um dem Kaiser den Ehrentrunk der Stadt mit aller Würde zu kredenzen. Das mag noch gehen, wenn Balduin sie liebt und zum Weibe begehrt, aber das andere Paar —"

„Leg' ihnen nichts in den Weg, Gotthard!" sprach Johanna mit flammenden Augen bei der Vorstellung von dem möglichen, künftigen Glück ihrer Tochter und froh, auf keinen entschiedeneren Widerspruch bei ihrem Manne gestoßen zu sein. „Stell' es Gott anheim, der wird's wohl machen."

„Top, Johanna! anders, als Gott will, kommt es

doch nicht." Er erhob sich und sagte: „Höre nur, welchen Höllenlärm sie draußen machen; ich glaube, der Gilbrecht will sich seinen Rausch fortböttchern, den einen, mein' ich, den Weinrausch, aber am liebsten wäre mir's, er schlüge auch bei dem anderen das Faß zu." Und er wandte sich zur Thür, die auf die Diele führte.

Als Gilbrecht in der Werkstatt den ersten Band um seine Tonne gelegt hatte, nahm er Treibhammer und Beil und trieb den Reifen an, indem er in hüpfendem Gang um die Tonne schritt und in singendem Tone dazu sprach:

„Zum Riegel,
Zum Spriegel,
Zum Prunk und Prank,
Wohl auf dem Tische,
Wohl unter der Bank."

Aber es wollte mit dem Binden nicht recht gehen, er kam öfter aus dem Takte, und die anderen Drei lachten ihn aus. Arnold sagte: „Ja, ja, Bruder Dichtbinder! Eisenband und Holzreif sind zweierlei Dinge. Das Setzeisen macht eine zu schwere Hand für den hölzernen Treiber."

„Nur Geduld! werd's schon wieder lernen," sagte Gilbrecht und trommelte weiter. Er kam auch wirklich bald hinein und beim zweiten Bande ging es schon besser. Dann hielt er inne und sagte: „Wenn das ein Weinfaß wäre —"

„Und voll Malmesier!" lachte Arnold.

„Wenn das ein Weinfaß wäre, so wollte ich Euch mit dem Setzeisen die schönsten Schläge zeigen und kurzweilige Verslein dazu, die ich in Hochheim und Mainz gelernt habe."

„Mach's uns doch mal vor," sagte Jakob.

„Ich will's versuchen," sagte Gilbrecht, „sie gehen viel

langsamer. Also paßt auf! Dies ist der rothe Mönchs- oder Klosterkellerschlag; es giebt nämlich auch einen weißen, aber der rothe geht so:

Im Kloster die Brüder
Schnipp schnapp, schnipp schnapp!
Die steigen in den Keller
Tripp trapp, tripp trapp!
Und bohren am Fasse
Ripp rapp, ripp rapp!
Und wie sie nun lecken
Schlipp schlapp, schlipp schlapp!
Da kommt der Herr Abt,
Der Herr Abt, der Herr Abt."

„Ach was! das hat keine Art," unterbrach er sich, „auf Holz klingt's nicht."

„Kannst Du denn unseren kleinen Wachtelschlag noch?" frug Arnold.

„Ja, den kann ich noch," sagte Gilbrecht.

„Auch den kurzen Hundeschwanz? und rückwärts den hinkenden Krebs?"

„Ich denke doch. Erlaubt denn der Herr Vater das Klappern hier in der Werkstatt?"

„Eigentlich nicht," meinte Arnold, „aber heute wird er wohl nichts darüber sagen; sonst schieben wir's auf Dich."

„Na, denn mal los geklappert alle Viere! aber ordentlich!" sprach Gilbrecht.

„Welchen?" frug Jakob.

„Den Kunterbunten, den kann ich am besten."

„Gut! also los!"

Nun ging's los, und wie! Alle Vier sprangen sie in einem besonderen Tanzschritt jeder um ein Faß herum und hieben mit dem Treibhammer in der Linken und dem

Beil in der Rechten darauf los, daß die Diele dröhnte, während sie zu dem schnellen Takte halb sprachen, halb sangen:

„Klipperklapper klipperklapper eins zwei drei!
Kunterbuntes Mädel, du kommst auch bald an die Reih,
Klipperklapper klipperklapper vier fünf sechs!
Hast zwei schwarze Augen wie ein' Wetter-Wetterhex,
Klipperklapper klipperklapper sieben acht neun!
Laß uns mal im Dunkelmunkel lustig sein.
Klipperklapper klipperklapper eins zwei drei! . . .“

Jetzt erschien der Meister auf den Stufen, setzte die Arme in die Seiten und besah sich den Spaß. Da er gutmüthig lächelte, so klapperten die Vier munter weiter, bis er herab kam und ihnen zuwinkte. Nun ließen sie von dem Lärm ab, und jeder nahm seine vorige Arbeit wieder auf, aber Gilbrecht fuhr mit dem Binden fort und hielt nun auch den rechten Takt dabei.

Der Meister setzte sich rittlings auf die Schneidebank und bearbeitete mit dem Krummeisen sein Stabholz. Dabei ging ihm das Gespräch mit seiner Frau noch einmal durch den Sinn, und er frug sich, ob Johanna nicht vielleicht mehr aus ihren Wünschen, als aus ihren Beobachtungen die Schlüsse gezogen hätte, die eine Verbindung der Familien Henneberg und Viskule in Aussicht stellten. Wenn er im Geiste die beiden jungen Paare betrachtete, die so vertraut mit einander umgingen und so gut zu einander paßten, so wurde er den Gedanken an den großen Standesunterschied nicht los, der sich wie ein scharfer Keil in diese Hoffnungen hineinschob. Warf er aber einen Blick seitwärts auf Gilbrecht, der eben mit dem Bandhaken einen Reifen auf die Tonne zwängte, so war das gerade in diesem Augenblick ein rechtes Sinnbild der vorliegenden Verhältnisse. Was

sich schwer zusammenfügen wollte, die sich sperrenden Faßdauben, das zwang Gilbrecht mit starker Hand zu einander, und die Stellung, die er mit vorgesetztem linken und etwas eingebogenem rechten Fuß eben einnahm, während er den linken Arm ausgestreckt gegen die Tonne stemmte und mit dem rechten den Bandhaken fest und sicher niederbog, brachte seine jugendschöne Gestalt und Kraft vor des Vaters Augen in das vortheilhafteste Licht. Sich selber sah der Meister in dem Sohne wieder. Gerade so wie Gilbrecht jetzt hatte Meister Gotthard vor siebenundzwanzig Jahren eine Tochter aus vornehmerem Hause geliebt, hatte um sie geworben und nicht von ihr gelassen, allen Weigerungen und Abweisungen ihrer Familie zum Trotz, hatte sie endlich auch errungen und war mit seiner Johanna glücklich geworden. Sein Vater lebte damals schon nicht mehr, und er, der einzige Sohn, führte als Meisterknecht die Werkstatt der Mutter, die ihm zu seinem eigenen Feuer und Rauch ihren Segen gab. Sollte er der Kraft seines Sohnes weniger vertrauen, als seiner eigenen? sollte er den Sohn sein Glück nicht versuchen lassen, wie er seines versucht hatte? Immer tiefer dachte er sich da hinein und die Erinnerung an jene Zeit des eigenen Kampfes und Sieges stieg immer lebendiger vor ihm auf. Wie er mit dem Eisen an den Dauben auf der Bank schnitzelte und schabte, und Span auf Span abfiel, so fiel auch ein Bedenken, ein Hinderungsgrund nach dem anderen in seinen Erwägungen, und wie sich das Holz unter seinen Händen immer mehr ründete und glättete, so glättete sich auch mehr und mehr in seinen Gedanken die Zukunft seiner Kinder. Dem Meister wurde frei und froh ums Herz, und er fing an leise zu pfeifen.

Siebentes Kapitel.

Die Nachmittagsstunden zogen leise wie die Wolken am Himmel durch die Böttcherwerkstatt und ließen sich von der geräuschvollen Thätigkeit weder aufhalten noch zur Eile treiben. Es hatte jede ihre sechzig Minuten, und in jeder Minute kamen so und so viel Schläge vom Beil auf die Tonne, fielen so und so viel Späne von der Bank auf den Boden.

Meister Gotthard und seine beiden Gesellen, Arnold und Jakob, sowie Lutke, der Lehrjunge, und der freiwillig mitschaffende Gilbrecht wechselten während der Arbeit nur dann und wann ein paar Worte, bei denen aber keine Hand feiern durfte. Immerhin ging es bei der Böttcherei laut genug her, daß sie alle Fünf nicht gleich bemerkten, wie sich die Hausthür öffnete und zwei Männer eintraten. Über das scharf gezeichnete, verbissene Gesicht des Einen von ihnen, eines langen, hageren Mannes in den fünfziger Jahren, flog ein häßliches Frohlocken, und fast auf der Schwelle noch wandte er sich halb zu seinem Begleiter um und sagte leise: „Das ist gut! er arbeitet mit drei Gesellen und einem Lehrjungen.“ Dann gingen sie auf den Meister zu, der sie jetzt erblickte, sich von der Schneidebank erhob und ihnen entgegentrat. Auch die Gesellen stellten die Arbeit ein, und der Erste der Eingetretenen sprach: „Gott grüße Euch, Gott

weise Euch, Gott lohne Euch, ehrbarer, günstiger Meister, und Euch, hübsche Gesellen! wir kommen, Eure Gelegenheit zu besehen nach Handwerks Gebrauch und Gewohnheit."

„Seid willkommen wegen des Handwerks!" sagte der Meister.

„Wir wissen wohl," nahm jetzt der Zweite das Wort, „daß es bei Dir nicht von Nöthen ist, Henneberg, aber Du weißt auch, daß wir es thun müssen mit eines hochedlen Rathes Vollbord und Befehlich und nach des ehrbaren Amtes Ordnung."

„Ich weiß," sagte der Meister, „thut Eure Pflicht, Ihr Herren! Ich hoffe, Ihr sollt nichts Wandelbares finden. Zählt und meßt die Großheit und die Kleinigkeit und die Unwissenheit, wo ich gefehlt habe."

„Ei, lieber Meister, was redet Ihr!" sagte der Lange wieder, „Ihr, der Amtsmeister der ehrbaren Böttchergilde und aller Handwerker leuchtend Vorbild, solltet Wandelbares haben; das ist ja zum Lachen." Aber das Lachen kam nicht von Herzen, und der Meister gab auch keine Antwort darauf, sondern schüttelte dem Zweiten, einem kräftigen, untersetzten Manne, freundlich die Hand und sagte, als er dessen besorgten Blick erst auf Gilbrecht und dann auf ihn selber sah, ruhig lächelnd: „Ist Gilbrecht, mein Zweiter, ist eben aus der Fremde gekommen und wirkt aus Langeweile und zu seinem Vergnügen heute hier ein wenig mit, ist aber nicht mein Knecht." Das Gesicht des Anderen heiterte sich auf, und die beiden Männer fingen nun an, mit Visirruthe und Kettenmaß ein paar Tonnen auszumessen und das Boden- und Stabholz sowie die Reifenbunde flüchtig zu überzählen. Aber sie thaten es nur zum Schein, um der Vorschrift äußerlich zu genügen, denn sie

wußten wohl, daß hier Alles echt und gerecht und unsträflich war.

Es waren die Wardirer, welche die Pflicht hatten, in bestimmten Zeitabschnitten und zwar unangemeldet und überraschend in den Werkstätten die Gelegenheit zu besehen und alle Handwerksarbeit genau zu prüfen, zu wägen und zu messen, ob sie genau nach der strengen Handwerksordnung von tadellosem Rohstoff, nach rechtem Maß und Gewicht und in der vorgeschriebenen Art und Weise hergestellt und mit des Meisters Hausmarke gezeichnet war. Sie mußten das Holz, das zu Wasser oder zu Wagen gekommen war, untersuchen, ob es trocken und nicht rissig, von der richtigen Art und von den geschworenen Holzwrackern auf dem Platz hinter dem Kaufhause ausgewählt war. Und wie hier das Holz und die Tonnen, so wurde anderwärts das Gold und Silber, das Kupfer, Leder, Tuch, Korn u. s. w. und alle daraus gefertigte Arbeit geprüft in allen Werkstätten jeglichen Gewerbes und bei jedem Meister ohne Ausnahme. Wurde irgendwo ein nicht ganz tadelloser Rohstoff oder eine wandelbare, fehlerhafte Arbeit entdeckt, so wurde der eine wie die andere sofort zerschlagen oder ohne Topf gekocht, d. h. verbrannt. Man ging dabei sehr streng zu Werke, und die Wardirer hatten kein angenehmes Geschäft. In der Regel besorgten es ein oder zwei von den vier geschworenen Älterleuten der betreffenden Handwerksgilde, die unter dem Amtsmeister standen, und daneben ein Abgeordneter des Rathes, der ein Buch mit den darin enthaltenen Vorschriften mit sich führte, während die Älterleute die Maße und Gewichte hatten. Hier war es der Altermann der Böttchergilde Meister Ditmar Elvers und als Abgeordneter des Rathes ein gewisser Heinrich Sengstake, eben jener

Lange, Hagere mit dem blassen Gesicht, ein Mensch von bedeutenden Fähigkeiten und Kenntnissen, aber etwas zweifelhafter Vergangenheit. Er war früher Stadtschreiber gewesen, hatte sich aber ein Vergehen oder vielleicht gar ein Verbrechen zu schulden kommen lassen, über das man zwar den Schleier des Geheimnisses und der Vergessenheit zu decken suchte, das aber doch schlimm genug gewesen sein mußte, um den sehr geschickten Mann seines Amtes zu entsetzen. Daß der Rath ihm trotzdem wieder eine Anstellung gegeben hatte, legte man in der Bürgerschaft dahin aus, daß Heinrich Sengstake ein zu kluger und, in des Wortes dehnbarstem Sinne, sehr brauchbarer Geselle war, den der Rath schon darum nicht ganz fallen lassen durfte, weil er zu viel Dinge wußte, die dieser nicht gern an die große Glocke gehängt haben mochte. Beliebt war er nirgends und galt allgemein für einen gefährlichen Menschen voll Ehrgeiz und Habgier.

Das Geschäft der Wardirer war schnell beendet, und die Beiden wollten wieder abgehen, als Meister Gotthard sagte: „Wollt Ihr nicht eintreten, liebe Herren, und Euch mit einer kleinen Verehrung zu Hülfe kommen lassen?"

Es war Brauch, sich gegen die Älterleute mit einer kleinen Verehrung, einem Trunk oder leichten Imbiß gutwillig zu zeigen; sie lehnten es aber beide dankend ab, und Altermann Elvers nahm die Thür in die Hand. Sengstake dagegen sagte zu Meister Gotthard's großer Verwunderung: „Wenn's Euch nicht ungelegen ist, lieber Meister Gotthard, so trete ich einen Augenblick bei Euch ein, um noch ein vertraulich Wörtlein mit Euch zu reden."

Der Altermann ging weg, und Meister Gotthard führte Sengstake in die Wohnstube, wo sich Frau und Tochter

befanden und den hier noch nie gesehenen Gast höflich, aber etwas erstaunt begrüßten. „Ei sieh da!" sagte Sengstake, „die ehr- und tugendsame Hausfrau und ihr schönes Töchterlein! Meinen dienstwilligen, ganz freundlichen Gruß, großgünstige Frau Meisterin und holde Jungfrau Ilsabe! Das ist ein Bild: die Tochter, der Mutter wie aus den Augen geschnitten, und die Mutter nur die ältere Schwester ihrer eigenen Tochter scheinend. Daß mir die Heiligen helfen mögen! so etwas hab' ich noch nie gesehen. Das Geschlecht Henneberg blüht wie kein zweites in der Stadt, Männer wie die Eichen und Frauen wie die Rosen!"

Er hatte Wahrheit gesprochen, und die beiden Frauen fühlten sich durchaus nicht gekränkt dadurch, aber Meister Gotthard wußte, was er davon zu halten hatte, und lud den Gast zum Sitzen ein, Frau und Tochter einen Wink gebend, daß sie sich aus dem Zimmer entfernten. „Verschmäht Ihr wirklich einen Trunk, Herr Sengstake?" frug er noch einmal, ehe sich die Thür hinter Ilsabe geschlossen hatte.

„Ich danke Euch vielmals, Meister Gotthard!" sagte Sengstake, „ich bin nur hier geblieben, um das Urtheil des Mannes zu hören, dessen Wort in der Bürgerschaft mehr gilt, als das jedes Anderen."

„Laßt solche Reden," sagte der Meister, „ich bin ein Handwerksmeister wie die anderen auch."

„Nein, nicht wie die anderen," sprach Sengstake, „und eben darum thut es mir so leid, daß gerade Euer lieber Sohn Gilbrecht unserer guten Stadt eine so schlimme Botschaft heimbringen mußte."

„Nennt Ihr das Obsiegen des Rathes in dem alten Streite eine schlimme Botschaft?" frug der Meister streng.

„Meister Gotthard!" lächelte Sengstake, „laßt uns doch

offen gegen einander sein und habt Vertrauen zu mir; ich weiß so viel wie Ihr, vielleicht noch ein wenig mehr."

„Dann weiß ich überhaupt nichts."

„Meister, aus Eurem Munde kommt keine Unwahrheit, und doch sprecht Ihr vom Obsiegen des Rathes. Hat Euch Euer guter Freund Herr Heinrich Viskule wirklich nicht in den wahren Stand der Dinge eingeweiht?"

„Ich habe Viskule seit meines Sohnes Heimkehr noch nicht gesprochen, und hätt' ich's auch, des Rathes Heimlichkeit darf Niemand austragen. Ich wiederhole Euch: ich weiß nichts, als was die ganze Stadt weiß."

„So will ich's Euch sagen, Meister, daß die ganze Stadt belogen ist, belogen von Bürgermeister und Rath."

Der Meister wollte auffahren, aber Sengstake stand schon vor ihm, hielt ihn am Arme und drückte ihn auf seinen Stuhl nieder, indem er fortfuhr: „Der Rath ist vom Reichskammergericht sonder Gnade verurtheilt, sich an einem Viertel der Sülzeinkünfte genügen zu lassen und das andere schon mit eingezogene Viertel den Prälaten ohne Weigerung und Verzug herauszuzahlen. Ist das in kurzer Frist nicht geschehen, so trifft unsere Stadt des Kaisers Acht und des Papstes Bann."

Jetzt sprang der Meister doch auf und rief zornroth: „Ihr sollt mir Rede stehen für diese freventlich vermessenen Worte, Herr Heinrich Sengstake!"

„Das will ich!" sagte der ruhig und bestimmt, „ich glaube, es wäre gefährlich, dem Meister Gotthard Henneberg mit solchen Lügen zu kommen."

„Das wär' es!" sagte der Meister mit drohendem Blick, „und doch," fuhr er fort, „Ihr irrt Euch, Ihr seid selber belogen, es ist ja nicht möglich."

„So geht hin zum Rathsherrn Heinrich Viskule, der weiß es und lügt auch nicht; fragt ihn aufs Gewissen, und wenn ich Euch ein einzig Wort zu viel gesagt habe, so kennt mich nicht mehr.“

Der Meister ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und wiederholte: „Es ist ja nicht möglich, es ist ja nicht möglich!“ Dann blieb er am Tische stehen und sagte: „Und das verschweigt der Rath und läßt aussprengen, er habe gesiegt und läßt vor Freuden Arbeit und Aufträge an die Ämter vertheilen?“

„Ja, das thut der hochedle Rath,“ sprach Sengstake kurz und spöttisch.

„Gebt mir Beweise, sonst glaub' ich's nicht!“

„Fragt Viskule, wenn er's Euch sagen will. Außer dem Rathe wissen es noch nicht fünf Menschen in der Stadt, und von der ganzen Bürgerschaft seid Ihr der Erste, der es erfährt.“

„Wozu das Geheimniß?“

„Es ist nicht meins und nicht der Fünfe, die es nun wissen. Auch Ihr müßt verschweigen, wie Ihr's erfahren habt; aber jetzt, Meister, was gedenkt Ihr zu thun?“ frug Sengstake lauernd.

„Ich? was ich zu thun gedenke? Nun, dem Rathe meine Meinung sagen, wenn er sie hören will, über das verdammte Lügen, im Übrigen aber mit Leib und Leben, mit Ehr' und Gut zu ihm stehen in Gedeihen und Verderben,“ sprach Meister Gotthard mit fester Stimme.

„So, so!“ machte Sengstake, „das hätt' ich nicht gedacht.“

„Dann habt Ihr Euch in mir geirrt,“ sagte der Meister.

„Acht und Bann über die Stadt!“ betonte Sengstake.

„Ich werde mit dem Rath und den Bürgern tragen, was Gott der Allmächtige über uns verhängt, und halte meine geschworenen Eide.“

„Und wenn der Rath die Stadt ins Unglück bringt? die Stadt verräth?“

„Wenn das geschehen, so kommt zu mir und sagt es mir und beweist es mir, dann will ich der Erste sein, der die Sturmglocke zieht.“

„Seid Ihr denn mit dem Rathe so sehr zufrieden, Meister Gotthard Henneberg?“

„Nein, er thut Manches, was mir nicht gefällt, aber so lange er die Freiheit und Gerechtsame der Stadt aufrecht hält, so lange steh' ich zu ihm mit Gut und Blut.“

„Welcher Lüneburger wollte nicht die Freiheit seiner Stadt gewahrt wissen? Aber das kann geschehen, auch ohne daß die Stadt in so große Schulden gestürzt wird.“

„Die Schulden sind, Gott sei's geklagt! einmal da und müssen getilgt werden.“

„Aber nicht mit unrecht Gut und Kirchenraub.“

„Kirchenraub?“

„Ja, Kirchenräuber wird der Rath in des Papstes Bulle genannt, die uns mit dem Banne bedroht.“

„Ihr wißt ja sehr genau Bescheid, Herr Sengstake!“

Der Kluge war in diesem Augenblicke nicht klug gewesen, hatte sich in der eifrigen Verfolgung seiner heimlichen Pläne hinreißen lassen, mehr zu sagen, als er sagen wollte, und konnte das Wort nun nicht zurücknehmen. „Nun ja,“ sprach er ohne auf diese Bemerkung des Meisters näher einzugehen, „der Rath vergreift sich an dem wohlerworbenen Eigenthum von Klöstern und geistlichen Stiften, die unter dem Schutze der Kirche stehen.“

„Ihr seid wohl ein großer Freund der Prälaten, Herr Sengstake?"

„Ich bin ein Freund der Stadt wie Ihr es seid," antwortete ausweichend Sengstake, dem diese schnurgerade Frage sehr ungelegen kam, und um von der näheren Erörterung derselben abzulenken, fuhr er schnell fort: „Meint Ihr, ich wollte die Stadt ohne Regiment des Rathes wissen? bei Leibe nicht! aber muß es denn gerade dieser Rath sein? Seit hundert Jahren und länger sind die Stühle in denselben Geschlechtern erblich, seit hundert Jahren haben Eure Väter und Großväter danach getrachtet, den Ämtern, den Handwerksmeistern Sitz und Stimme im Rathe zu verschaffen, an dem Regimente Theil zu haben, über das Geld mit verfügen zu können, das sie selber mit ihrer Hände Arbeit aufbringen müssen, und auch für Recht, Förderung und Gedeihen des gemeinen Bürgers sorgen zu können, woran der Rath nicht denkt. Denn allen billigen Forderungen, allen vielfächtigen, fleißigen Bitten stellt sich der Stolz und Hochmuth der reichen Geschlechter wie ein Damm entgegen; das hängt und hackt zusammen wie ein Sack alter, verrosteter Nägel."

„Was wollt Ihr; das ist ein altes Herkommen, an dem wir zu Nutzen und Wohlfahrt gemeiner Stadt nicht rütteln dürfen. Die Ämter könnten die Freiheit der Stadt nicht besser bewahren, als es die Geschlechter gethan haben."

„Dann begrabt Eure Freiheit, wenn Ihr sie nicht einmal selber bewachen wollt! Sind denn Freiheit und Gerechtsame nur auf die Namen Springintgut, Töbing, Dassel, Brömbse u. s. w. eingeschrieben? Würden sich im Rathsdenkelbuche und unter den Briefen der Stadt die

Namen Rokswale, Dörgerloh, Schnewerding und allen voran Gotthard Henneberg nicht ebenso gut ausnehmen?"

„Ihr habt noch einen Namen vergessen," lächelte der Meister, „auf den es Euch doch wohl am meisten ankommt, — Heinrich Sengstake."

„Wenn Ihr mich ruft, so werde ich jeden Platz im Rath ausfüllen, den Ihr mir anweiset."

„Auch den obersten?"

„Auch den obersten; warum nicht? Ihr solltet mit mir zufrieden sein, Meister Gotthard!" sagte Sengstake mit einem beredten Blick und einer eigenthümlichen Betonung.

„Davor mag uns der Himmel in Gnaden bewahren!" fuhr der Meister heraus.

„Wie meint Ihr das, Meister Henneberg?" frug Sengstake grimmig und sprang vom Stuhl auf.

„Wie ich's gesagt habe, Herr Sengstake!" sprach der Meister, erhob sich ebenfalls mit der ganzen Wucht und Größe seiner hünenhaften Gestalt und blickte dem Anderen fest in die Augen. „Ihr an der Spitze der Stadt, und unsere Freiheiten und Gerechtsame flögen nach Wien und Celle um dreißig Silberlinge."

Das war eine bittere Pille, an der Sengstake zu schlucken und zu würgen hatte. „Meister, seht nach Euren Worten!" rief er in erstickter Wuth.

„Seht Ihr nach Euren Thaten! Eure Pläne kenn' ich jetzt," sprach der Meister. „Unlust und Zwietracht säet Ihr in unseren Mauern und wollt den guten, treuen Sinn gemeiner Bürgerschaft aufwühlen, um dann im Trüben zu fischen, worauf Ihr Euch so gut versteht. Kommt es aber zum Aufruhr, den Ihr schürt und hetzt, dann hütet Euch davor, daß wir uns Mann gegen Mann begegnen!"

Sengstake biß die Zähne zusammen und zischte mit giftigem Blick: „Wir sehen uns wieder, — Herr Sülfmeister!" Dann ging er zur Thür.

„Verlange nicht danach!" sprach der Meister und folgte ihm.

Auf der Diele sagte Sengstake: „Amtsmeister seid Ihr am längsten gewesen, denn Ihr arbeitet hier mit drei Knechten, wie ich sehe, und —"

„Mein Sohn Gilbrecht ist nicht mein Knecht," sprach der Meister.

„Und wenn ein Amtsmeister ein so übles Beispiel gegen die Ordnung giebt, so ist er —" fuhr Sengstake mit erhöhter Stimme fort.

„Hier sind keine drei Knechte," unterbrach ihn der Meister noch lauter.

„So ist er nicht werth —" schrie Sengstake.

„Jungens, schlagt drauf!" rief der Meister.

Mit einem Satze war Gilbrecht an seines Vaters Seite und hob die Faust zum Schlage. Der Meister wehrte ihm aber und lachte: „Nein, so meine ich's nicht, klappern sollt Ihr!"

„Ihr habt mich in Pflicht und Amt mit schmählichen Worten —"

Aber jetzt fingen die vier jungen Böttcher in der Werkstatt an, mit Treiber und Beil aus Leibeskräften auf die Tonnen loszuschlagen, daß Sengstake's Worte in dem betäubenden Lärm völlig verhallten. Sie sahen nur, wie er die Lippen bewegte, die Augen rollte und mit den Händen focht und drohte, aber zu hören war nichts von ihm. Er eilte wüthend aus dem Hause, gefolgt von höhnischem Gelächter.

Meister Gotthard legte sein Schurzfell ab und verließ

das Haus, ohne einem der Seinen ein Wort zu sagen. Er ging aus dem Bardewiker Thor hinaus in die Heide, um in ihrer tiefen Ruhe seine eigene wieder zu gewinnen.

Die Sonne neigte sich herab und sandte hinter einem vielgestaltigen, von Feuersgluth durchbrochenen, goldumsäumten Gewölk hohe Strahlenbäume hervor, die den abendlichen Himmel fächerartig überspannten. Die Luft war rein und klar; ein eigenthümlicher Glanz lag über der Heide, und schon war sie anders gefärbt, als wie Gilbrecht zuerst sie wiedersah. An dem Alles bedeckenden Heidekraut war ein frisches Grün erwacht und verlieh dem bräunlichen Grundton etwas Belebendes, Verjüngendes, fügte dem schweigsamen Ernst etwas Erfreuendes, Frühlingsberedtes hinzu, als sollte die Heide für den Mangel aller den Blick fesselnden Formen durch ein desto reicheres Spiel kräftiger Farben entschädigt werden, die mit ihrer tiefen Sättigung mehr zum Gemüth als zu den Sinnen des Wanderers sprachen.

Auch auf den starkherzigen Mann, der mit weiten Schritten in ihre Einsamkeit hinausstürmte, übte sie ihre wohlthuende Wirkung, seinen Groll besänftigend, seine Gedanken klärend.

Der Zank mit Sengstake hatte ihn nicht so erregt wie die überraschende Mittheilung, die ihm dieser gemacht hatte, und an deren Wahrheit er leider nicht zweifeln konnte, denn Sengstake schien sehr genau unterrichtet zu sein. Daß der Rath über den Stand seines großen Geldstreites ein falsches Gerücht in der Stadt verbreiten ließ, konnte Meister Gotthard keineswegs gutheißen, aber er sah diese Maßregel jetzt schon mit anderen Augen an. Er sagte sich, daß der Rath seine Gründe dafür haben müßte und die drohende Gefahr vielleicht in der Hoffnung verschwiegen hätte, das

Unheil von der Stadt noch abwenden zu können ohne die Bürgerschaft vorzeitig zu beunruhigen und um nicht durch eine Erhitzung der Gemüther und einen entbrennenden Streit der Meinungen sein Handeln beeinflussen zu lassen.

Im Rathe saßen stolze, hochmüthige Männer, aber ungeschickt und dumm waren sie nicht, und nicht einer war unter ihnen, den man für bestechlich und verrätherisch halten durfte. Darum bewahrte Meister Gotthard ihnen ein festes Vertrauen in der Handhabung der Angelegenheit und zwar umsomehr, als er einsah, daß die Rathsherren, sämmtlich an liegender und fahrender Habe reich, ihre eigene Haut so gut zu Markte trugen wie die übrigen Bürger der Stadt und dabei mehr wagten, weil sie mehr zu verlieren hatten. Er hätte die Verurtheilung des Rathes am liebsten ebenso geheim gehalten, wie dieser selbst, wenn sein Schweigen bei der Mitwissenschaft Sengstake's und seiner Genossen von Nutzen und Erfolg gewesen wäre. Die fünf Eingeweihten aber, von denen Sengstake sprach, konnte er sich an den Fingern seiner Hand herzählen und wußte, wessen er sich von denen zu versehen hatte. Aufwiegelung und Verhetzung der Bürgerschaft zu Gunsten der Prälaten würde — daran zweifelte er keinen Augenblick — ihr erst im Geheimen und demnächst offen betriebenes Geschäft sein mit keinem geringeren Ziel, als den Rath zu stürzen und sich selber auf seine Stühle zu setzen. Da er aber die Feinde des Rathes in ihrem gefährlichen Treiben nicht hindern konnte, so beschloß er, abzuwarten, was von Seiten des Rathes und von Seiten der Gegner desselben in nächster Zeit unternommen werden würde.

Einigermaßen beruhigt kehrte er in die Stadt zurück, und als er durch das Thor schritt, gelobte er sich noch

einmal, beim Rathe treu auszuhalten; denn in ihm erblickte er die Verkörperung und Vertretung der Freiheit und Unabhängigkeit seiner Stadt. Darum ging er mit ihm durch Dick und Dünn und frug nicht einmal danach, ob der Rath im Recht oder im Unrecht war.

Als der Meister nach Hause kam, hatten die Seinigen mit dem Abendessen schon auf ihn gewartet, denn er war in seinen Grübeleien unbewußt so weit in die Haide hinausgegangen, daß er nicht zur rechten Zeit wieder zurück sein konnte. Dies war ihm peinlich, besonders weil er zu Hause einen Gast vorfand, der nun Zeuge seiner Unpünktlichkeit war, nämlich Timotheus Schneck. Dieser Besuch war dem Meister überhaupt nicht angenehm, denn der Schuster hatte von vorn herein keinen guten Eindruck auf ihn gemacht, er hatte in seinem Wesen etwas Freches, was einem Knechte, zumal einem fremd eingewanderten nicht zustand, und wovon der Meister einen ungünstigen Einfluß auf seine Söhne fürchtete. Gleichwohl wurde Timmo, der sein Abendbrod bereits zu Hause genossen hatte, gastfreundlich aufgefordert, am Tische mit Platz zu nehmen und einen Krug Bier zu trinken, was er sich nicht zweimal sagen ließ.

Der Meister hing noch immer seinen Gedanken nach, war wortkarg und wenig froh gestimmt. Gilbrecht und Ilsabe waren stillvergnügt in seliger Erinnerung des heute Erlebten beim Abziehen des Malvasiers; unwillkürlich trafen sich öfter ihre Blicke, dann glitt über Gilbrecht's Gesicht ein glückliches Lächeln, und in Ilsabe's Wangen stieg ein höheres Roth. Nur Arnold versuchte mit Timmo ein Gespräch zu führen, und die Unterhaltung am Tische schleppte sich mühsam dahin, bis endlich Frau Johanna die Bemerkung nicht länger unterdrücken konnte: „Ich habe von Deinem Streit

mit Sengstake wenig verstanden, Gotthard, aber ich fürchte, Du hast Dir heut einen bösen Feind gemacht."

„Soll ich mir den etwa zum Freunde machen?" entgegnete der Meister etwas unwirsch, „der ist mir als Feind doch noch lieber."

„Was hat's denn zwischen Euch gegeben? wenn man's wissen darf," frug die Meisterin.

„Morgen werden es die Spatzen von den Dächern pfeifen," antwortete der Meister, „also könnt Ihr's auch heute schon erfahren. Das Gerücht vom Obsiegen des Rathes war ein Irrthum; er ist verurtheilt worden, die Hälfte des eingezogenen Geldes den Prälaten zurückzuzahlen."

Timmo spitzte die Ohren und machte sich einen Knoten in das Gedächtniß.

„Aber das wird er doch nicht thun?" sprach die Meisterin.

„Ich glaub' es auch nicht, aber dann haben wir Schlimmes zu gewärtigen. Ihr beiden, Gilbrecht und Timmo, habt die trübe Botschaft zuerst nach Lüneburg gebracht, kein feiner Ruhm für Euch!"

„Daß es keine gute war, ließ mich der Herr Bürgermeister schon bei der Übergabe merken," sagte Gilbrecht.

„Der scheint Dich schlecht genug behandelt zu haben," meinte Timmo, „wie kannst Du Dir das gefallen lassen!"

„Er ist unser erster worthabender Bürgermeister," sagte Gilbrecht bescheiden.

„Bürgermeister hin, Bürgermeister her! ist auch nicht aus anderem Teig geknetet, als unsereins. Ich lasse mir von keinem Menschen etwas bieten, was ich nicht nöthig habe," sprach Timmo.

„Da hast Du ganz Recht, Timmo; das sag' ich auch," stimmte ihm Arnold zu.

„Mit einem Schusterknecht wie Du würde er sehr wenig Umstände machen, wenn er Deine losen Reden hörte," versetzte der Meister sehr ernst und mit einem mißbilligenden Blick auf Arnold.

„Er steht auch unter Recht und Ordnung so gut wie jeder andere Mensch."

In Meister Gotthard kochte es, aber er hielt an sich und sagte bloß: „Was Du wohl davon verstehst!"

„Soviel doch, Meister," erwiederte Timmo, „daß ich mich von keinem Menschen schlecht behandeln lasse, und wenn er sonst was wäre!"

„Das wollte ich Dir auch sehr verdenken," sprach Arnold dazwischen, „ich thu's auch nicht."

„Nicht wahr? Jeder ist sich selbst der Nächste, und wo ich in meinem Rechte war, hab ich auch immer noch Mittel gewußt, meinen Willen durchzusetzen."

„Der Rath wird auch wohl ohne Dich nicht in Verlegenheit kommen, seinen Willen durchzusetzen," bemerkte der Meister mit festem Ton.

„Zunächst hat er die Stadt bis über ihren höchsten Kirchthurm in Schulden gestürzt, und so gut wie die Stadt den Rath eingesetzt hat, kann sie ihn auch wieder —"

„Schweig stille, Du Naseweiß!" brauste jetzt der Meister auf, „an meinem Tische duld' ich solche Reden nicht!"

Timmo wollte immer noch etwas erwiedern, doch Meister Gotthard's drohende Haltung ließ es ihm gerathener scheinen zu schweigen. Nach Tische versuchte er sich Ilsabe zu nähern und ihr einige, wie er glaubte, sehr witzige Schmeicheleien zu sagen; aber er wurde kurz von ihr abgefertigt, so daß er sich bald entfernte. Arnold ging mit ihm. Als er fort war, sagte der Meister zu Gilbrecht: „Bringe mir den

frechen Gesellen nicht wieder ins Haus! ich mag seine vermessenen Reden nicht anhören. Das mag sich auch Arnold hinter's Ohr schreiben!"

„Der Schuster ist nicht so böse, Vater," besänftigte Gilbrecht, „er liebt es nur, etwas zu prahlen, und das wollen wir ihm schon noch abgewöhnen. Übrigens kommt er auch wohl nicht gerade meinetwegen zu uns." Und dabei sah er neckisch seine schöne Schwester an.

Ilsabe lachte hell auf: „Doch nicht etwa meinetwegen, Gilbrecht? Wenn Du das glaubst, so will ich ihm auch das Wiederkommen in einer Weise abgewöhnen, daß er den Rücken kehren und weite Sprünge machen soll. Traust Du mir das zu?"

„O ja!" sagte Gilbrecht, und die Geschwister warfen sich einen fröhlichen Blick zu, den sie beide verstanden.

Achtes Kapitel.

Heute war wieder Sonntag, in der Stadt und auf dem Lande. Da durfte sich in Meister Henneberg's Werkstatt kein Beil und kein Messer rühren, und die Diele mußte schon Samstag Abend zur größten Ordnung aufgeräumt sein. Die Vorräthe an Holz und Reifen waren regelrecht aufgestapelt, die Tonnen wie alle in Arbeit befindlichen Werkstücke und die Schneide- und Fügebänke waren in Reih und Glied bei Seite gestellt, und alles Handwerkszeug lag oder hing so sorgfältig an seinem bestimmten Platze, als wenn es lange Zeit nicht gebraucht werden sollte. Die Wohnstube konnte nicht sauberer sein, als sie es immer war. Die runden, bleigefaßten Fensterscheiben waren spiegelblank; die derben Holzschemel mit den geschweift ausgeschnittenen Rücklehnen standen wohlgeordnet auf dem reinlichen Estrich, und den großen Eßtisch in der Mitte bedeckte ein weiß und roth gewürfeltes Laken. An dem schönen Nußbaumschrein wie an einem andern, auch kunstvoll gefügten aus Eichenholz war kein Stäubchen zu sehen. Die krausen Eisenbeschläge an den braunen Thüren der Wandschränke glänzten wie Silber; die schweren Messingleuchter auf dem Gesimse des mächtigen Ofens und die Krüge, die Schüsseln und Teller von Zinn auf den Kandelbrettern blinkten und blitzten heute wie immer. Auf dem kleinen, mit einem bunt-

gestickten Tuche belegten Tische zwischen den beiden Lehnstühlen an der Fensterwand harrte ein blauer Steinkrug seines Blumenschmuckes, und über die längliche Truhe, die zugleich als Sitzbank neben dem Ofen diente, war eine weiche, dunkelfarbige Decke gebreitet. Zum Morgenimbiß gab es Sonntags im Goldenen Ei feineres Brod, Wecksemmel und Schönroggen, und man blieb länger und ruhiger dabei sitzen. Jeder mußte dazu im Feiertagskleide erscheinen, und lauten Scherz und weltliche Kurzweil litt des Meisters frommer Sinn dabei nicht; dazu war nach der Kirche den ganzen übrigen Tag noch Zeit genug. Die Hausgenossen bewegten sich langsamer und gemessener, traten sachter auf, rückten die Stühle leiser und benahmen sich gegen einander rücksichtsvoller als sonst, wo man sich in der kurzen Ruhe zwischen der Arbeit nicht mit Förmlichkeiten abgab. Bloße Förmlichkeiten waren es aber auch heute nicht; es lag in diesem maßvollen Wesen nichts Gemachtes, sondern es war echte Sonntagsstimmung, die sich unwillkürlich den Gemüthern aufprägte als eine würdige Vorbereitung für den Gottesdienst.

Die Häuser selbst hatten ein ungewöhnliches Aussehen in dieser Sonntagsruhe; denn wenn sie auch nicht wie ihre Bewohner andere Kleider anziehen konnten, so standen sie doch, Giebel neben Giebel, still und ernst in den engen, gebogenen Gassen, und kein Arbeitsgeräusch drang aus ihren feiernden Dielen. Die Schlagfenster der Kramladen und Werkstätten waren geschlossen, ebenso die Fleischschrangen, die Brodbänke und die Kisten der Wandschneider, denn Sonntags durfte nichts verkauft werden, es sei denn, daß man das erste oder das letzte Gewand für ein armes Menschenkind zu seinem Eingange ins Leben oder zu seinem

Ausgange daraus nöthig hatte, eine Windel oder ein Todtenhemd. Das sechsthürmige Rathhaus lag in einer unnahbaren Würde breit und mächtig da; es brauchte ja heute nicht zu regieren, die Treppen ruhten sich aus von den gewichtigen Schritten der Gestrengen und Hochgewaltigen, und die Stuben waren gelüftet von all den weisen Gedanken und dumpfen Sorgen, die sonst darin brüteten und schwelten. Der Brunnen auf dem Markte mit dem Bilde der sagenhaften Göttin Luna sprudelte auch heute sein klares Wasser mit werktäglicher Eile und Geschwätzigkeit, und die hüllenlose Schöne mit Pfeil und Bogen in den Händen und dem Halbmond auf der lockigen Stirn hatte auch heut ihr gefälliges Lächeln für Jung und Alt. Der granitne Pranger daneben mit dem Halseisen und den Schandsteinen an der Kette, um den Jeder scheu herum ging, sah finster und mürrisch aus wie immer. Er dachte wahrscheinlich an seinen vornehmen Vetter draußen in der Heide vor dem Lüner Thor auf dem Prensberge, der mit seinem gemauerten Unterbau und den vier runden, durch Balken verbundenen Säulen hoch in der Luft meilenweit sichtbar war. Man nannte ihn nicht gern, denn wer spricht denn gern von der Hängerei? Auch der hölzerne Esel neben dem Brunnen auf dem Markte streckte seine langen Ohren träumerisch in den Sonntagsmorgen hinein, wahrscheinlich verwundert, daß seit längerer Zeit kein Verspotteter auf seinem schmachvollen Rücken gesessen hatte. —

Die Glocken läuteten zur Kirche, und die Gläubigen folgten dem feierlichen Rufe. Ernste Männer, Rathsherren, Sülfmeister und Handwerker, in pelzverbrämten Schauben oder in geschonten Leibröcken aus dunklem Tuch schritten langsam, bedächtig dahin. Geschmückte Frauen mit gold-

und silbergestickten Schapeln und schönen Gürtelketten, an denen die faltigen, sammetbesetzten Kleider geschürzt waren, und sittsame Jungfrauen mit niedergeschlagenen Augen, das Gebetbuch in den gefaltenen Händen, wandelten an der Seite der würdigen Eheherren, während Knechte und Mägde sich ihnen bescheiden anschlossen. Auch im Böttcherhause durfte Niemand zurückbleiben. Ilsabe ging mit der Mutter voran; und Meister Gotthard folgte ihnen mit seinen Söhnen und Jakob zur benachbarten Nicolaikirche, die zu Anfang des Jahrhunderts mit Hülfe von Stiftungen der in ihrer Nähe wohnenden Schiffer und Salztonnenböttcher erbaut war. Hoch oben im Mittelschiff lief an der Wand unter dem schließenden Gewölbe ein schmaler, schwindelerregender Gang rundum, der nur von einem dünnen Eisenstab umzäunt war und der Mönchsgang hieß. Auf den seitlichen Emporen waren die Priechen mit den Wappenschildern der vornehmen Geschlechter in der Gemeinde und unten im Schiff die Sitzreihen für die Bürger und Handwerker, gleichfalls mit den geschnitzten und gemalten Wappen der Gilden bezeichnet, die hier ihre bestimmten Bänke für die Meister und deren Angehörige hatten.

Wenn die Viskules die Hennebergs oder die Hennebergs die Viskules sehen wollten, so bedurfte es dazu nur einer geringen Wendung der Köpfe. Sie sahen sich auch heute, nickten sich nach ihrem Eintritt freundlich zu, und während des Gottesdienstes stahl sich mancher heimliche Blick von dort herab, von hier hinauf. Einer fehlte da oben in der Prieche, an deren Brüstung der Schild hing mit den drei silbernen Fischschwänzen in rothem Felde, die einen gemeinschaftlichen Kopf in der Mitte hatten und sich von ihm aus wie Radspeichen nach außen hin krümmten. Balduin fehlte, weil er, wie

Ilsabe später erfuhr, behauptete, sein Lieblingsprediger stünde auf der Kanzel der Michaeliskirche, die zu dem großen Kloster unter der Hut des Abtes Ludolf von Hitzacker gehörte.

Es war der erste Sonntag, also auch der erste mit Predigt verbundene Gottesdienst nach dem Bekanntwerden des wahren Sachverhaltes in dem Streite mit den Prälaten. Allerdings genossen Diejenigen, welche zuerst für dieses Bekanntwerden unter der Hand gesorgt hatten, wenig Vertrauen in der Bürgerschaft, und Viele aus der letzteren neigten sich immer noch lieber zu dem Glauben an einen günstigen Stand der Angelegenheit, als einen so bedrohlichen wie der war, mit dem man sie schrecken wollte. Allein mit dem allmählichen Umsichgreifen des erst scheu und schleichend und dann immer sicherer auftretenden, sich immer böswilliger gebärdenden Gerüchtes wuchsen auch die Zweifel an den von Seiten des Rathes kundgegebenen Nachrichten, und wenn etwas dazu angethan war, diese Zweifel noch bedeutend zu verstärken, so waren es Inhalt und Ton der heutigen Predigten in sämmtlichen Kirchen der Stadt. Wie sich nachher beim Austausch der Meinungen herausstellte, herrschte darin eine so auffällige Übereinstimmung des Gedankenganges, ja beinahe des Wortlautes, daß die Vermuthung nahe lag, diese Predigt hätten zwar sieben Geistliche gehalten, aber nur einer hätte sie verfaßt, und zwar einer, der die Macht hatte, den anderen vorzuschreiben, was und wie sie reden sollten. Ein unmittelbarer Hinweis auf den schwebenden Streit oder die darüber hin und her fluthenden Gerüchte wurde zwar von der Kanzel herab vermieden, aber der Anspielungen waren so viele und sie ließen an Deutlichkeit so wenig zu wünschen übrig, daß sie auch die Einfältigsten verstanden.

Die Übereinstimmung des Wortlautes lag zum Theil auch in den angeführten Bibelstellen. Die heilige Schrift befand sich nicht in den Händen der Laien, die sie in den fremden alten Sprachen doch nicht hätten lesen können. Umsomehr aber erfüllte es christgläubige Gemüther mit frommen Schauern der Andacht und der Ehrfurcht, wenn von dem geheimnißvollen Gotteswort gesprochen wurde, das nur in Klöstern in dicken Büchern aufbewahrt und abgeschrieben wurde. Wenn es dann von den Lippen des gelehrten Mönches klang: Es steht geschrieben „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist" oder „Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen," so wirkten die göttlichen Lehren wie Offenbarungen des heiligen Geistes. Aber wenn es nun an die Auslegung und Nutzanwendung derselben ging, so kamen sie den Hörern wieder wie rein menschliche Mahnungen vor, recht ausgesucht und zugestutzt zu Wahlspruch und Kriegsruf ihrer bei dem brennenden Streite stark betheiligten Geistlichkeit. Auch von der Obrigkeit, die von Gott eingesetzt ist, war die Rede, aber nicht der Rath, sondern der Kaiser und noch mehr der Papst in Rom wurden als höchste Obrigkeit auf Erden gepriesen, deren Willen und Ausspruch sich Männiglich in allen Dingen unbedingt zu fügen hätte. Des Rathes ward allerdings auch gedacht, aber in Ausdeutung des Spruches: „Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen." An die Drohung mit grausamen Höllenstrafen für den Ungehorsam gegen jene allerhöchste Obrigkeit knüpfte sich eine handgreifliche Ausmalung der fürchterlichen Folgen des großen Bannes. Der Schluß war: Wenn die Menschen Frieden auf Erden und die ewige Seligkeit im Himmel haben wollten, so sollten sie sich nur auf guten Fuß mit

der heiligen Kirche stellen und um Gotteswillen Alles thun, was die frommen Diener derselben von ihnen verlangten.

Die andächtig versammelte Gemeinde lauschte der Predigt mit sehr getheilten Gefühlen. Die Einen unter den Zuhörern gönnten dem Rathe die halb versteckte, halb offene Zurechtweisung, die Anderen ärgerten sich über die geistliche Anmaßung, die ihnen einen Abfall vom Rath und ein Aufgeben städtischer Vollmacht zumuthete. Die anwesenden Rathsherren selber hatten Alles vollkommen begriffen, ärgerten sich aber nicht mehr und nicht weniger darüber, als wie man sich über einen gut überlegten und geschickt ausgeführten Schachzug seines Gegners ärgert, gegen den man sich in dem Augenblick nicht schützen und vertheidigen kann. Hier in der Kirche freilich mußten sie es einstecken und schweigen, aber — so dachten sie — wenn der geistliche Herr da sich gefälligst einmal auf das Rathhaus bemühen und ihnen dasselbe dort noch einmal sagen wollte, so würden sie auch nicht auf den Mund gefallen sein, sondern ihm ganz gehörig heimleuchten.

Nach Beendigung des Gottesdienstes war eine große Erregung unter den Gemeindegliedern; die Männer besonders fühlten das Bedürfniß einer gegenseitigen Aussprache über das Gehörte, wesentlich unterstützt durch die Gewohnheit, nach der Kirche einen Morgentrunk zu sich zu nehmen. In des Rathes Bierkeller am Sande, — des Rathes Weinkeller befand sich unter dem Rathhause am Markte — über dessen Eingang ein eisengeschmiedeter Drudenfuß als Wahrzeichen hing, gab es eine Amtsmeisterstube, so genannt, weil hier die Amtsmeister und zuweilen auch einige Älterleute der Gilden ihr Bier zu trinken pflegten, namentlich Sonntags, wo man dann eine Stunde später zu Mittag aß. Da

war schon manche vertrauliche Berathung gepflogen, schon mancher hartnäckige Streit ausgebrochen, mancher aber auch mit einem tiefen Trunk und einem kräftigen Handschlag beigelegt und ausgeglichen.

Auf dem Heimwege von der Kirche trennten sich die Männer von ihren Familien und suchten die Trinkstuben auf, die sie auch schnell genug zu finden wußten. Die Amtsmeister gingen in des Rathes Bierkeller, wo die Amtsmeisterstube heute einen ungewöhnlich zahlreichen Besuch hatte. Sie schüttelten sich die Hände, erkundigten sich gegenseitig nach ihrem und ihrer Frau Eheliebsten Wohlergehen und ließen sich an den Tischen nieder zu einem Kruge Salzwedeler oder Hildesheimer Bier.

„Heute hat es der Rath aber mal gut gekriegt!“ fing der Eine an.

„So? bei Euch auch?“ frug ein Anderer.

„In Sankt Johannis ist es auch nicht schlecht über ihn hergegangen,“ sagte ein Dritter.

„Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen, hieß es bei uns,“ sprach wieder ein Anderer, „das war doch deutlich?“

„Was? so ungefähr klang es ja bei uns auch.“ — „Bei uns ganz genau so,“ riefen Zwei schnell nach einander. Nun kam es allmählich heraus, daß sie Alle fast dieselbe Predigt gehört hatten.

„Ich hab's dem Rathe gegönnt,“ sprach Dörgerloh der Bäcker-Amtsmeister.

„Ich auch! ich auch!“ riefen ein halbes Dutzend Andere.

„Und gesessen hat's!“ sagte Komrath der Sattler und Riemenschneider, „ich habe Ludolf Töbing dabei in Obacht

genommen, der wurde braun und blau vor Ärger und schoß ganz wüthende Blicke nach dem Predigtstuhle."

„Das glaub' ich," lachte Ryssupp der Reepschläger, „der hätte gewiß am liebsten dazwischen geschlagen."

„Wollt Ihr's ihnen etwa verdenken," sprach der Schiffer Kerkrink, „daß sie kein freundlich Gesicht dazu machen, wenn sie vor der ganzen Gemeinde mit schmählichen und frevent- lichen Worten überfahren werden?"

„Das hat noch Niemand gethan," rief Meister Dörger- loh wieder, „der Rath ist nur mit ziemlichen und christ- lichen Worten zu ehrbarer Billigkeit gegen die weltliche und geistliche Obrigkeit und zu Nutz und Nothdurft gemeiner Stadt ermahnt worden sonder Arglist und Gefährde."

„Die christlichen Worte hatten bisweilen einen recht scharfen Klang, lieber Meister Dörgerloh," sprach Hans Laffert, der reiche Goldschmiedemeister mit dem weißen Haar und dem freundlichen, klugen Gesicht. „Jeder sollte sich des Friedens und guter Einigkeit befleißigen und sich an Gleichheit und Recht genügen lassen."

„Ja, thut das denn der Rath?" fuhr Hesterwegen der Schuster auf, „was er dem Einen giebt, nimmt er dem Anderen und stiftet selber Zwietracht und schädliche Irrungen. Was meint Ihr, Meister Borchert?"

Doch ehe Burchard Rokswale, Amtsmeister der Brauer und ein stattlicher, stark gebauter Mann mit ausdrucksvollen Zügen, der bis jetzt ruhig zugehört hatte, antworten konnte, riefen mehrere Stimmen zugleich: „Da kommt der Sülf- meister! der wird's Euch schon sagen!"

Als Meister Gotthard Henneberg langsamen Schrittes eintrat, erhoben sich Viele, ihn freundschaftlich zu begrüßen. Sie machten ihm bereitwillig in der Mitte des größten

Tisches Platz, und er kam zwischen Dörgerloh und Laffert, Rockswale gegenüber zu sitzen.

„Seid wohl schon mit allem Fleiß dabei, Euch des Rathes günstig anzunehmen?“ frug er lächelnd sich im Kreise umschauend.

Da lachten sie Alle, und Rokswale sagte: „Jawohl, Henneberg! kommst gerade recht; hier wird immer noch weiter gepredigt.“

„Kann's mir denken,“ lachte Meister Gotthard.

„Könnt Ihr Euch auch denken, Henneberg, daß wir heut Alle dieselbe Predigt gehört haben?“ frug Dörgerloh.

Meister Gotthard's Gesicht wurde sehr ernst, und es war in diesem Augenblick tiefe Stille; Alle lauschten auf des Sülfmeisters Meinung über diesen seltsamen Umstand. Er sagte ruhig und bedächtig: „Dann, liebe Brüder, müssen wir auch Alle dieselbe Antwort darauf geben.“

„Aber was für eine Antwort?“ frug Dörgerloh.

„Ja, ja, was für eine? welche Antwort?“ wiederholten Mehrere zugleich.

Gotthard Henneberg hob das Haupt und hob die Stimme, als er mit einem entschiedenen Blick auf die Frager an den Nebentischen sprach: „Ich weiß nur eine: fest und treu zur Stadt und zum Rathe stehen, daß uns Keiner an unsere Freiheit rührt!“

„Das seh' ich nicht ein!“ rief Hesterwegen.

„Ne! ich auch nicht, ich auch nicht!“ klang ein vielfaches Echo.

Da kam es von der Thür her, an der mehrere Neueingetretene stehen geblieben waren: „Unsere Freiheit wollen wir uns nicht nehmen lassen, aber auch vom Rathe nicht, und wer das Feuer aufgeblasen hat, der sehe zu, wie er es wieder lösche!“

Aller Augen wandten sich zu dem Sprecher, der jetzt hervortrat. Es war Schuttenhelm der Schmied, ein breitschultriger, baumstarker Mann, der sich einer großen Beliebtheit erfreute.

„Recht so, Schuttenhelm! Meister Schuttenhelm hat Recht! Meister Schuttenhelm trifft das Eisen immer auf den richtigen Fleck!“ rief es laut durcheinander.

„Komm her, Schmied! schlag' eine Hitze mit!“ rief Schnewerding der Harnischmacher und Plattenschläger.

„Wer das Feuer aufgeblasen hat, Schuttenhelm, das will ich Dir sagen,“ sprach Gotthard Henneberg. „Das haben die Prediger gethan heut in der Kirche.“

„Was? wo? in der Kirche?“ frug der Schmied, „ich war nicht in der Kirche.“

Nun wurde ihm von den Umsitzenden kurz und schnell berichtet, was sich begeben hatte. „Steht es so?“ rief er da, „das ist ein ander Ding; Sülfmeister, dann bin ich Dein Mann! wenn ich die Pfaffen mal unter meinen Hammer kriegen könnte —“

„Dann kämen sie freilich vor die rechte Schmiede,“ lachte Schellepeper der Wandschneider, und Alle lachten aus vollem Halse mit, blickten auf des Schmiedes furchtbare Faust und tranken ihm zu. Denn wenn auch der Rath hier manchen Gegner hatte, so hatten doch die Prälaten hier keinen Freund.

Jetzt erhob sich Rokswale der Brauer und sprach: „Nicht so rasch, liebe Brüder! Wir können hier das Urtheil nicht finden, wer im Recht und wer im Unrecht ist, aber da wir hier freundlich versammelt und bei einander sind, so vermein' ich, wir könnten bei dieser umständlichen Gelegenheit uns wohl danach umthun, wie sich jeder von uns zu des Rathes Sache zu stellen gedenkt. Wenn das

zur Wahrheit käme, was Sengstake oder Dalenborg Euch gewiß eben so gut zugetragen hat, wie mir —" „jawohl! jawohl! die kennen wir ja!" riefen die Anderen dazwischen — „wenn das wahr ist, sag' ich, daß unsere gute Stadt Acht und Bann zu gewärtigen hat, so dürfen das die Ämter nicht ruhig mit ansehen, sondern dann ist es Zeit, daß wir unser Recht stärken und nicht verkränken lassen. Können wir das Übel abwenden mit dem Rathe, so ist es desto besser; wäre es aber, was Gott verhüten wolle, daß die Sache Grund und Meinung hätte und der Rath es aufs Äußerste ankommen lassen wollte, so müssen wir mit ganzem Ernst und Fleiß im gemeinen Nutzen des Handwerks uns berathen, was wir nach Gelegenheit der Zeit thun oder lassen wollen."

„So laßt uns die Gelegenheit der Zeit benutzen, unser Recht zu stärken," sprach Dörgerloh. „Was uns der Rath, dieser Vetterleinsrath und Säckelfeger, so lange er in seinem Hochmuth obenauf ist, nicht einmal auf unser vielfältiges, dienstliches Bitten nachgeben und verstatten würde, das ließe sich jetzt leicht durchdrücken sonder Gefährde."

„Jawohl!" sagte Regenstörp der Knochenhauer. „Wie ist es denn den Pantoffelmachern ergangen, als sie einen ehrbaren Rath mit inständiger Bitte anfielen, er möchte sie aus besonderer Bewegung mit einer Rolle günstiglich versehen und begnaden? Da hieß der Bescheid: Geht nur nach Hause, die Herren haben andere Dinge zu denken und zu schaffen, und wenn sie etwas beschließen wollen, so werden sie Euch nicht fragen. Da standen nun die Pantoffelmacher und gingen nach Hause und blieben fromme Leute."

„Und sie haben heute noch keine Rolle," rief Peter Flachs der Lohgerber, „wir aber, die wir eine haben, wir

wollen doch mal ernstlich nachsehen, ob wir nicht manchen Punkt darin finden, den wir mit Willen, Wissen und Wort des Rathes anders haben möchten."

„Freilich! genug!" rief Hesterwegen und sprang auf, „ich weiß gleich einen: daß wir Morgensprache halten können, so oft uns das gelüstet und beliebt, auch ohne eines ehrbaren Rathes Vorbewußt und Vollbord, auch ohne Gegenwart und Beisein der Morgensprachsherren."

Dieser Vorschlag fand von allen Seiten jubelnden Anklang. Ja, hieß es, wenn wir das durchsetzen könnten, wenn der Rath uns das nachgeben wollte, so sollte er auch in seinen Angelegenheiten auf uns zählen können. Noch andere Anträge wurden gestellt. „Der Rath soll sich nicht hineinmischen, wie und wo wir unser Holz, Korn, Leder, Tuch u. s. w. einkaufen, sondern das den Ämtern allein überlassen, die schon dafür sorgen werden, daß sich der Arme mit dem Reichen bergen kann," sprach Eekholt der Schreiner und Kuntormacher.

„Gut, gut! das war eine wackere Hobelpredigt, Meister Eekholt!" rief Sachtleben der Hutmacher. „Und wenn die Wardirer umgehen, so sollen das die Älterleute allein thun ohne einen Abgesandten des Rathes, denn was der vom Handwerk versteht, dafür gebe ich keinen Fünftageshut!"

„Alles, was Äste hat!" rief Eekholt, „Sachtleben, ich trinke Dir eins zu!"

„Und der Rath soll die Bannmeile erweitern, binnen der Keiner Arbeit machen und verkaufen darf, der nicht zur Gilde gehört," sprach der Schneider Vogelsang.

So wurden noch mancherlei Vorschläge laut, aber jetzt erhob sich Hans Lassert der Goldschmied mit dem schneeigen Haupt und dem geistvollen Antlitz. „Lieben Freunde," sprach

er, „Eure Wünsche mögen wohl nicht unbillige sein, aber weil ich hier der Älteste unter uns Werkmeistern bin, so nehmt ein friedsames Wort günstig von mir auf. Das Handwerk in unserer Stadt ist bei den Gewohnheiten, wie wir sie von unseren lieben Vorfahren seligen Andenkens von Alters her überkommen haben, in gutem, gedeihlichen Wohlstande. Darum bitt' ich Euch, tretet jetzt nicht mit neuen Forderungen vor den Rath, der Frieden und Einigkeit mit der gemeinen Bürgerschaft sehr von Nöthen hat. Alles, was Ihr begehrt, könntet Ihr leichtlich jetzt von ihm erlangen, aber er würde es uns später wieder nehmen und sprechen: es ist uns damals in der Noth abgedrungen und abgezwungen, darum hat es keine Kraft und Beständigkeit und soll nicht mehr gelten. Wartet ab, lieben Freunde, ob er nicht aus freien Stücken uns dies und jenes nachläßt und manchen Wünschen zuvorkommt, daß der gemeine Mann gestillet werde und dafür desto treuer zum Rathe stehe in dieser schweren Zeit."

„Ihr habt schon Recht, hochachtbarer Meister," sprach Dörgerloh, „aber soll denn Alles nur auf des Rathes Behagen stehen, wie viel er uns aus sonderlicher Gunst und Gnade verwilligen will? Muß denn Alles, was er sich vornimmt, recht oder krumm, nach seinem Willen gehen? Von der Zeit, daß Menschen in Lüneburg denken mögen, haben sie auch vom Rathe stets etwas zu fordern gehabt, weil er nie so viel giebt und gewährt, wie er nach Billigkeit und Ehrbarkeit geben und gewähren sollte Jetzt braucht uns der Rath und kommt ohne unseren Beistand aus der Patsche nicht heraus, in der er bis über die Ohren drin sitzt, aber wenn er von uns verlangt, daß wir Willen machen, so können wir auch von ihm verlangen, daß er Willen macht, wie wir's begehren."

Allseitige Zustimmung folgte diesen Worten. Aber Schuttenhelm sagte: „Wohl wahr, Dörgerloh, aber der ehrwürdige Meister Hans Laffert hat doch Recht: jetzt dürfen wir den Rath nicht drängen, sondern müssen ihn in Ruhe lassen, daß er sich erst seiner Feinde erwehre, denn seine Feinde sind unsere Feinde, sind gemeiner Stadt Feinde, und gegen die müssen wir ihn schützen mit Leib und Leben um unserer Freiheit willen." Und der lebhafte Mann faßte sich beim Sprechen mit der Hand an den Oberarm, wie um die stählerne Kraft zu prüfen, die er dem Rathe bereitwillig zur Verfügung stellte.

„Mit Kleinigkeiten wollen wir ihn auch jetzt nicht stören," nahm Rokswale das Wort, „aber wir Amtsmeister mit unseren Werkbrüdern und Kumpanen, wir haben die Gewalt in der Stadt, und ich wüßte wohl einen schönen, hohen Preis, für den es sich allenfalls der Mühe verlohnte, darüber nachzudenken, ob wir sie für oder wider den Rath gebrauchen wollen." Er machte eine kurze Pause, um die Erwartung noch mehr zu spannen, und sprach dann weiter: „In allen Städten des Reiches trachten die Handwerker danach, Sitz und Stimme im Rathe zu gewinnen, um das Handwerk zu ehren und zu fördern und zur Wohlfahrt des gemeinen Besten. Könnten wir, was anderwärts mit Glück geschehen ist, hier nicht ebenso gut erreichen?" — „Ja! ja! ja! gewiß können wir das! warum denn nicht? versteht sich!" riefen sie rings um ihn her. „Nicht wahr?" fuhr er fort; „ja, wenn Ihr aber der Meinung seid, wie ich es auch bin, dann, Brüder, dann heißt es handeln, und rasch handeln, denn wenn wir es jetzt nicht fordern, so können wir's nie, wenn wir's jetzt nicht erlangen, so erlangen wir's nie."

Wie Funken von Stahl und Stein in den Zunder, so sprangen diese Worte in die ehrbaren Meister. Sie standen auf, liefen Einer zum Anderen, sprachen laut und lebhaft auf einander los und führten sich gegenseitig eine Menge der triftigsten Gründe vor, warum das Handwerk durchaus im Rathe vertreten sein müßte und daß es gar nicht mehr anders ginge. Keiner von ihnen dünkte sich zu gering, um nicht hochedel und wohlweise auf einem Rathsstuhle sitzen zu können und sich Herr Rathsherr nennen zu hören, und die ihnen nur in der Ferne gezeigte lockende Aussicht brachte sie in große Erregung.

Meister Gotthard hatte still und ernst dagesessen mit einem wachsamen Blick auf Rokswale, den einflußreichen Amtsmeister der großen Mültergilde, der ersten und mächtigsten in Lüneburg. Jetzt aber erhob er sich und klopfte mit seinem Kruge so fest auf den Tisch, als wenn er seines Amtes in einer hohen Morgensprache waltete und den handfesten Böttcher-Regimentsstab befehlend in der Rechten führte. Da ward es still umher, Alle blickten auf ihn, und Gotthard Henneberg sprach:

„Günstige, liebe und getreue Brüder und Freunde! Ich habe bis jetzt geschwiegen, um erst Eure Meinung über unterschiedliche, hier in Betracht kommende Dinge zu vernehmen. Nun gönnt mir das Wort und schenkt mir ein freundlich Gehör.

Wir ehrbaren Handwerksmeister sind, wie Rokswale ganz richtig gesagt hat, mit unseren Gildebrüdern und unseren Knechten eine starke, streitbare Macht in den festen Mauern unserer guten Stadt Lüneburg, und wenn wir unter uns eines Herzens und eines Sinnes sind, so können wir hier schalten und walten, wie es uns beliebt. Unsere

Gilden und Brüderschaften sind aber auf Gottesfurcht und christliche Liebe, auf Einigkeit und Ehrbarkeit gegründet; unsere Ordnung nach altem Herkommen, Recht und Gewohnheit macht uns stark, und auf unsere Tüchtigkeit im Handwerk ist das ganze Leben gestellt. Was Menschen handhaben, gebrauchen und begehren zu Nutz und Nothdurft, in Lust und Traurigkeit vom ersten Schrei bis zum letzten Abschied, das schaffen Alles wir mit unserer Hände Arbeit. Darauf können wir stolz sein und sind es auch. Unser Stand ist ein Ehrenstand so gut wie die von Ritterschaft und Geistlichkeit, aber wir müssen auch auf Ehre halten, müssen dafür sorgen, daß in unseren Gilden Frömmigkeit und Zucht und Tugend walte. Das Handwerk muß so rein sein, als wäre es von den Tauben zusammen getragen, und das Werkzeichen des Handwerkers soll gleich sein dem Schild und Helm der Geschlechter. Dann dürfen wir aber auch nicht mit hochstrebendem Gebaren die Hand nach Dingen ausstrecken, die mit dem ehrbaren Handwerk nichts gemein haben, die uns entzweien und verwirren und uns den Boden unter den Füßen wegnehmen, so daß wir nicht mehr sind, was wir sein sollen. Wir sollen das Leben schützen und stützen, es bequem und fröhlich machen, aber es nicht lenken und leiten wollen. Ihr, liebe Freunde, strebt nach solchen Dingen, strebt nach dem Regiment dieser Stadt. Nun wohl, wenn wir Handwerksmeister nun im Rathe säßen, so würden wir nach Weisheit unserer fünf Sinne und mit unserer höchsten Redlichkeit die Stadt gerade so gut zu regieren suchen wie jeder andere ehrbare Rath. Was würden wir aber dabei wohl am ersten wünschen, worauf würden wir uns zu allermeist verlassen müssen, um überhaupt regieren zu können? Doch wohl darauf, daß die Bürger uns treu blieben

mit ihren geschworenen Eiden! Wie? was wir als Rathmänner von unserer Bürgerschaft verlangen würden, das sollen wir jetzt unserem Rathe verweigern? sollen ihm unsere Eide brechen?"

„Wer sagt das? Das hat noch Keiner gewollt," riefen ihm Dörgerloh und Hesterwegen nebst einigen anderen Meistern zu.

„Ihr wollt das nicht, Ihr habt Euch das nicht gerade vorgenommen," fuhr der Sülfmeister fort, „das will ich Euch glauben, aber Ihr seid trotzdem auf dem Wege dazu und treibt in den Eidbruch hinein, Ihr wißt selber nicht wie. Gutwillig giebt Euch das der Rath nicht nach, daß er Handwerksmeister zum Regiment zuläßt; aber wenn Ihr's erst einmal gefordert habt, so könnt Ihr nicht mehr zurück, wollt auch nicht, setzt es endlich mit Gewalt durch, und dann? dann seid Ihr eidbrüchige Leute!"

Ein deutliches Murren ließ sich von den Nebentischen hören. Der Redner schaute sich um und sprach weiter: „Ja, wißt Ihr ein ander Wort dafür? ich nicht. Du sagst, Rokswale, es wäre doch in anderen Städten mit Glück geschehen. Mit Glück? mit Blut, sag' ich, mit Bürgerblut und unsäglichem Elend. Sie haben den Rathsherren die Köpfe zwischen die Füße gelegt, aber den Handwerkern nachher auch und noch mehr; Andere sind gethurnt, gefoltert und auf ewige Zeiten verfestet. Wollt Ihr solch namenloses Unheil auch über unsere gute Stadt Lüneburg bringen? Sitzen Eure Köpfe fester, Dörgerloh und Hesterwegen, als die der Herren Springintgut und Töbing?"

Wieder murrten sie rings um ihn her.

„Hilft nicht, liebe Brüder," fuhr er fort, „ich muß Euch das sagen, ob Ihr's nun gern hört oder nicht. Ich habe als Bürger und Amtsmeister geschworen: daß ich dem

Rath und dieser Stadt treu und hold sein, ihr Bestes fördern, ihr Ärgstes abkehren will, daß ich dem Amt, dazu ich gekoren bin, treulich vorstehen will nach meinen Sinnen und Wissen, so ich am allerbesten kann, daß ich keine Morgensprache halten will ohne den Rath, daß ich auch nicht will richten, es gebühre mir denn zu richten, daß ich nicht handeln oder vollborden will, das wider den Rath und diese Stadt sei, und wenn ich etwas deswegen erführe, daß ich dem Rathe das wissentlich thun und vermelden will, so mir Gott helfe! Das habe ich geschworen und jeder Einzelne von Euch ebenso. Ist nun Einer unter Euch, der diesen Eid brechen will, der stehe auf und bekenne sich dazu. — Seht Ihr, liebe Brüder! Keiner von uns will das. Und wie sollten wir auch so schwere Sünde auf uns laden um einer Handvoll Prälaten willen, die sich Diener der Kirche nennen und statt Gottes heiliges Wort zu lehren uns Zwietracht und Aufruhr predigen! Als der Rath damals die Hälfte des Sülzeinkommens von den Begüterten forderte, da schwiegt Ihr und fandet es recht und billig, daß er die harte Steuer den Reichen auflegte und nicht der nothhaften Armuth. Habt Ihr damals geschwiegen, so schweiget auch jetzt; habt Ihr's damals gebilligt, so müßt Ihr's auch jetzt und müßt dem Rathe treulich beistehen, es durchzuführen. Wenn Ihr ihn jetzt im Stiche laßt und erlaubt, daß Andere, und sei es Kaiser und Papst oder gar die Prälaten fremder Klöster, in unser Regiment hinein reden, so schädigt Ihr das Ansehen und die Vollmacht des Rathes und verrathet die Freiheit unserer Stadt. Und, Freunde, das weiß ich, das wollt Ihr nicht!"

„Nein! nein! das wollen wir nicht! bei Gott! das wollen wir nicht!" riefen Alle laut und begeistert.

„Nun so laßt Euch auch nicht verlocken und verführen von den Winkelläufern, von den Land- und Leutebetrügern, deren Namen ich Euch nicht zu nennen brauche, die von Haus zu Haus, von Werkstatt zu Werkstatt schleichen, Euch schmeicheln und belügen, Euch aufwiegeln und hetzen zu Empörung und Eidbruch. Den Klöstern und Prälaten ist es um das Geld, ihren scheinbaren Freunden aber hier in der Stadt ist es um ganz andere Dinge zu thun. Das sind die Verräther, die uns umgarnen und dabei auf ihren eigenen Kuchen scharren wollen; und hinter diesen stehen noch Andere, Mächtigere, die nur darauf warten, daß wir in Unfrieden und Zwietracht gerathen, um unsere städtischen Privilegien, auf die sie schon lange ein Auge haben, mit List und Gewalt, mit Trug und Bestechung an sich zu bringen. Dazu reichen sie sich die unehrlichen Hände, die uns in die Häuser kommen und die heut auf den Predigtstühlen standen. Klug genug haben sie es angefangen, aber ich meine, sie sollen sich verrechnen und ihre List soll an dem treuen, festen Sinn gemeiner Bürgerschaft elendiglich zu Schanden werden. Wir dürfen unserer Freiheit, Recht und Gewohnheit, wie wir sie von unseren Vorfahren seligen Andenkens überkommen haben, nicht verlustig gehen, den vorigen Alten zum Schimpf und den Jungen zum Nachtheil und Verderben, sondern wir müssen sie voll und rein unsern Kindern und Kindeskindern überliefern, daß sie unsere Namen segnen und uns nicht über das Grab nachrufen: Ihr habt uns unser Erbe verschleudert!“

Einer nach dem andern von den Meistern war aufgestanden und hatte sich so gestellt, daß er dem Redner ins Gesicht sehen konnte. Allmählich bildete sich ein dichter Kreis um ihn. Sie nickten sich beifällig zu, stießen sich

mit den Armen an, ihre Augen glänzten, und Manchem klopfte das Herz. Wie Gotthard Henneberg hochaufgerichtet vor den Handwerksmeistern stand, die alle seines Gleichen und jeder in seiner Art auch tüchtige, ganze Männer waren, da riß sie seine Rede, die mit dem vollen Klange seiner Stimme ihm aus bewegter Seele kam, wie im Strome fort; er hätte sie zu dieser Stunde führen können, wohin und soweit wie er gewollt hätte.

Etwas ruhiger sprach er weiter: „Laßt uns an unserem alten, einfachen Glauben festhalten und uns nicht von römischem Eifer und pfäffischen Spitzfindigkeiten verblenden lassen. Wenn wir nur die heilige Schrift hätten und sie lesen könnten! Brüder, ich glaube, da steht Vieles ganz anders drin oder ist anders gemeint, als sie uns weißmachen wollen, ein besseres Christenthum, ein reineres Evangelium, als wir's heut zu Tage zu hören bekommen. Davon wollen wir uns aber nicht abdrängen lassen, wollen Gott und sein heiliges Wort vor Augen und im Herzen haben und brüderliche Liebe und Einigkeit pflegen. Denn wenn wir, wir ehrbaren, biderben Handwerker und Bürgersleute mit unserem Volk im Hause nicht an dem alten, reinen Glauben festhalten, wer soll es dann?"

„Wir, wir, nur wir!" murmelten sie.

„So sei denn Jeder seines Amtes klug und stehe in der Gilde seinen Mann. Wir haben Krieg und Frieden in unseren Händen, denn wie die Gilden denken, was die Gilden beschließen, das entscheidet über das Schicksal unserer Stadt. Liebe Freunde alle sammt und sonders! gebt mir Euer Wort, daß Ihr dem Rathe treu und gehorsam bleiben und die Werkbrüder stillen und beschwichtigen wollt. Kommt das Unglück über uns, fallen wir in Acht und Bann, so

wollen wir Morgensprache halten und berathen und beschließen. Bis dahin aber gedenket Eures Eides und ermahnet die Anderen dazu, daß eines jeden Amtsverwandten Name rühmlich erhalten werde. Nicht wahr, Brüder? ich hab' Euer Wort, daß Ihr Ruh und Frieden halten wollt Gott zu Ehren und zu Wohlfahrt und gemeinem Besten dieser guten Stadt!"

Er streckte ihnen mit einer lebhaft entschiedenen Bewegung beide Hände weit entgegen, und sie schlugen ein, Mann für Mann. An jeder Hand, rechts und links, ballte sich ein Knäuel anderer ehrlicher, schwieliger Hände zusammen, und die keine Hand von ihm erfassen konnten, die klopften ihn auf die Schulter und schüttelten ihn, winkten und nickten ihm zu, machten aber nicht viele Worte. Schuttenhelm, der Schmied, sagte: „Brüder, das war mal wieder unser Sülfmeister, der Thurm von Lüneburg!" Rokswale sprach: „Henneberg, Du hast dem ehrbaren Rathe heut eine Schlacht gewonnen, Du ganz allein!" Der Meister drückte ihm stumm die Hand.

Es war weit über die Essenszeit; aber dieser Morgentrunk hier in des Rathes Bierkeller war wichtiger gewesen, als alle lauten oder stillen Vorwürfe der wartenden Hausfrauen, zu denen sich die Männer nun auf den Weg machten. Die Meisten von ihnen, wenn nicht Alle, waren anderen Sinnes geworden. Der Grimm und Groll, von dem sie selber nicht recht wußten, ob sie ihn mehr auf den Rath oder mehr auf den Clerus wälzen sollten, und die verbitterte Stimmung, die sie aus dem Gotteshause mit in die Trinkstube genommen hatten, waren nach des Sülfmeisters Rede verschwunden und hatten besseren Gefühlen Platz gemacht. Freieren, freudigeren Herzens kehrten sie heim mit dem

festen Vorsatz, ihrem geschworenen Eide gemäß zu handeln, treueinnig zusammen zu halten, von der Freiheit und Unabhängigkeit ihrer Stadt kein Tüpfelchen zu vergeben und um dieser Ehrenpflicht willen selbst den Rath, den sie nicht liebten, zu stützen mit ihrer besten Kraft, deren sie sich in der Geschlossenheit ihrer Gilden wohl bewußt waren. Es erwachte in ihrer Brust etwas wie Vaterlandsgefühl und Bürgerstolz.

Der Goldschmied Hans Laffert hatte mit Meister Henneberg denselben Weg; aber sie gingen schweigend neben einander, weil sie beide noch ergriffen waren, der Eine vom Sprechen, der Andere vom Hören. Als sich ihre Wege schieden, blieb der Goldschmied stehen und sagte: „Gotthard Henneberg, Ihr habt mir heute die Seele bewegt, wie es mir lange nicht widerfahren ist, und nun habe ich eine herzliche Bitte zu Euch."

„Alles, was Ihr wollt, lieber, großgünstiger Freund!" sprach Meister Gotthard, „Ihr könnt nichts bitten, was ich nicht gern thäte."

„Ich möchte Euch zum bleibenden Gedächtniß dieser Stunde gern ein kleines Andenken geben," sagte Hans Laffert; „es ist gar nicht für Euch selbst," fügte er schnell hinzu, als der Andere die Hand wie zur Abwehr erhob.

„Seht!" fuhr er fort und holte aus der breiten, silberbeschlagenen Ledertasche an seinem Gürtel ein kleines Kästchen hervor, „seht, ich habe hier ein Ringlein, das wollte ich nach der Kirche der Frau Katharina Mandelsloh bringen, aber nun ist es zu spät geworden, und sie kann morgen ein ähnliches bekommen. Ich wollte Euch bitten, es Eurem holdseligen Töchterlein Jungfer Ilsabe mitzunehmen, daß sie es mir zu Ehren so lange trägt, bis sie es einmal Demjenigen giebt, der ihrem Herzen einst am nächsten stehen wird."

„Meister Hans Laffert! wie kann ich —"

„Ich bitt' Euch, Gotthard, sagt kein Wort weiter!" bat der alte Herr und blickte den Meister mit so freundlich blitzenden Augen an, daß dieser das von seiner Hülle befreite Kleinod nahm und es staunend betrachtete.

Es war ein Meisterstück der Goldschmiedekunst, ein breiter, goldener Fingerring mit zierlichen Fenstern und Schwibbogen, mit Wurmhäuptern und feinem, farbigen Geschmelze.

„Köstlich, herrlich!" sagte Meister Gotthard, „und den soll meine Tochter tragen?"

„Zum freundlichen Gedächtniß an den alten Hans Laffert!" sagte der Goldschmied, der schon mehr als ein kunstreiches Gefäß und Trinkgeschirr für des Rathes Silberzeug gefertigt hatte. „Nicht wahr, Gotthard, Ihr macht mir die Freude? grüßt mir die Vielschöne und Eure tugendsame Hausfrau dazu! Lebt wohl!"

Damit war er fort, ehe sich Meister Gotthard einmal bedanken konnte. Der hielt den goldenen Ring noch in der Hand und trug ihn gerührt und erfreut nach Hause.

Dörgerloh und Hesterwegen gingen auch zusammen, und Letzterer sagte: „Er hat uns wieder einmal herumgekriegt, der Herr Sülfmeister, wie immer, wenn er will."

„Ja," erwiederte Dörgerloh, „es ist etwas Merkwürdiges mit dem Manne. Wenn er spricht, wenn er Einen nur ansieht, so hält er Einen gleich wie gebunden und gefangen, und man muß ihm Recht geben, man mag wollen oder nicht."

„Gerade so geht es mir mit ihm," sprach Hesterwegen, „wenn sich der Kopf auch noch so sehr dagegen sträubt, das Herz muß ihm folgen auf allen Wegen, wohin er will, man muß, man kann nicht anders."

Sie trennten sich, und als Hesterwegen seinen Weg allein fortsetzte, sah er in einer Seitenstraße Daniel Spörken in Begleitung seines Knechtes Timmo kommen. Der Schuster winkte seinem Amtsmeister schon von weiten zu, daß er ihm etwas höchst Wichtiges mitzutheilen habe, und als er herankam, sprach er: „Wißt Ihr's schon, Meister? der ganze Rath ist beisammen, beide Bürgermeister und alle Rathsherren. Gleich nach der Kirche sind sie zusammen gekommen."

„Was? heute? Sitzung im Rathhause?"

„Nicht im Rathhause, sie haben sich Alle beim Bürgermeister Springintgut versammelt. Die Meisten sind von selbst gekommen und haben dann schnell nach den Übrigen geschickt, bis sie Alle beisammen waren."

„Was Ihr nicht Alles wißt, Daniel!" sprach der Amtsmeister.

„Ja, und sie sind noch da. Das wird was Gutes geben. Wer da mal horchen könnte!"

„Daniel," sagte Hesterwegen, „nehmt einen guten Rath von mir an: Laßt Euch nichts in die Ohren blasen und macht Euch keine Ungelegenheiten mit gefährlichen Reden. Ihr versteht mich wohl!" Damit bog er rechts ab. Daniel Spörken stand mit verblüfftem Gesichte da, blickte Timmo an und sagte: „Was meint er denn damit?"

„Wahrscheinlich, daß Ihr wieder ein falsches Gerücht ausgesprengt habt vom Sieg des Rathes über die Prälaten."

„So hieß es ja doch neulich in der ganzen Stadt," erwiederte Daniel.

„Ja, aber es war nicht richtig, und Ihr habt es überall herumgetragen, auf Euch bleibt nun der ganze Lärm sitzen, der daraus entstanden ist. In der Versammlung der Rathsherren wird es schön über Euch hergegangen sein,

Meister! Sie werden Euch dafür zur Verantwortung ziehen, darauf macht Euch nur gefaßt!"

„Ach du lieber Gott!" seufzte Daniel, „was kann denn ich dafür? man weiß ja wahrhaftig nicht mehr, was man denken und glauben soll; ich bin nachgerade ganz dumm und verdreht im Kopfe. Es ist 'ne Thränenwelt!"

Sie schritten eilig weiter, und Meister Daniel begann wieder: „Höre, Timmo, ich glaube, wir haben uns arg verspätet; es wird zu Hause einen fürchterlichen Zank geben, mir ahnt nichts Gutes."

„Nur nicht ängstlich, Meister!" beschwichtigte Timmo. „Wenn's gar zu schlimm wird, so steh' ich Euch bei, und ich weiß schon, wie ich die Meisterin ruhig kriege."

„Du? womit denn?"

„Das laßt nur meine Sorge sein," sagte Timmo und beschrieb mit dem Zeigefinger einen Ring an der Stelle seines Herzens. Daniel Spörken sah die Bewegung und blickte seinen Knecht so verdutzt und ängstlich an, daß Timmo lachen mußte und sagte: „Na, na, Meister, ruhig Blut! eifersüchtig braucht Ihr nicht zu sein."

Neuntes Kapitel.

Gilbrecht und Ilsabe warteten nach Beendigung des Gottesdienstes auf Hildegund, um verabredeter Maßen mit ihr in den Viskule'schen Garten zu gehen und dort die Laube zu besichtigen, die in den nächsten Tagen ihr inzwischen fertig gewordenes Leinwanddach erhalten sollte. Fräulein Barbara von Erpensen hatte nicht übel Lust, sie zu begleiten, oder vielmehr sie versuchte, die beiden Hennebergs von der Begleitung Hildegund's abzuschrecken und setzte zu diesem Zweck ein wahres Vogelscheuchengesicht auf, das zwischen eisig kaltem Hochmuth und andachtsvoller Frömmigkeit die Wage hielt. Die Jugendgenossen beabsichtigten nun keineswegs, das edle Fräulein in seiner nachhaltigen Erbauung zu stören, wollten sich aber auch ebenso wenig von den Launen der Mißgünstigen stören lassen. Hildegund erwähnte beiläufig, Balduin hätte versprochen, sich nach der Kirche gleichfalls in dem Garten einzufinden, denn sie wußte wohl, daß die Gegenwart des Bruders, dessen rücksichtslosen Spöttereien die Base gern so weit sie konnte auswich, ein sicheres Mittel war, der letzteren den Gang nach dem Garten zu verleiden. Das half auch; Fräulein Barbara verabschiedete sich mit einem kühlen Gruße von Gilbrecht und den beiden Mädchen, und die Drei setzten nun ihren Weg allein fort, zwar froh, die

Base glücklich los geworden zu sein, aber doch in einer mehr oder weniger sorgenschweren Stimmung, denn sie konnten sich von dem Drucke noch nicht befreien, den die in ihrer Wirkung so klug berechnete Predigt auf alle Herzen gelegt hatte. Und auch in eigener Sache stiegen ihnen Wolken auf.

Ilsabe befremdete es sehr, daß Balduin in der Kirche fehlte und sein Ausbleiben mit der etwas verdächtigen Erklärung begründen wollte, einen Lieblingsprediger in Sankt Michaelis zu haben. Junker Balduin, ein nicht eben frommgläubiger Kirchgänger, sollte von einem bestimmten Kanzelredner so angezogen werden, daß er den Platz in seiner eigenen Gemeinde darum aufgab und anderswo seine Erbauung suchte. Sie vermochte beim besten Willen an diese plötzlich zum Durchbruch kommende geistliche Neigung des geliebten Freundes nicht recht zu glauben. Mit dem feinfühligen Ahnungsvermögen des weiblichen Herzens witterte sie andere Gründe für diese auffallende Erscheinung, suchte danach ohne sie finden zu können und machte sich darüber quälende Gedanken.

Dies waren Ilsabe's Sorgen; die Gilbrecht's waren nicht leichter, wuchsen aber auf ganz anderem Boden. Als hätte er an jenem Nachmittage, da er in seines Vaters Werkstatt böttchern half, durch all den Lärm des Klopfens und Klapperns das Gespräch seiner Eltern in der Stube gehört, so kamen ihm anderen Tages dieselben Bedenken, die sein Vater seiner Mutter entgegen gehalten hatte bei Erwägung einer möglichen Verbindung ihrer Kinder mit den Viskules. Wohl führte auch er seine eigene Mutter sich zum Trost als Beispiel an, daß ein Fräulein einen schlichten Handwerksmeister heirathen und mit ihm glücklich, vollkommen glücklich werden konnte; aber seine Mutter,

die er über Alles liebte und verehrte, war auch noch lange keine Viskulentochter gewesen, der Vornehmsten Eine und die Reichste von Allen in der Stadt, wie es Hildegund war. Gilbrecht war überzeugt, daß es der Freundin nicht an ebenbürtigen Bewerbern fehlen würde, und wußte, daß die alten Stadtgeschlechter, abgesehen von höchst seltenen Ausnahmefällen, nur mit Familien ihres Gleichen eheliche Verbindungen eingingen. Er war zwar ein Sülfmeisterssohn, aber mehr als ein Böttchermeister konnte doch nicht aus ihm werden, und wenn er auch in hoher Gunst bei Herrn Heinrich Viskule stand, so weit wagte sich sein Muth doch nicht, daß er hoffen konnte, der Rathsherr würde ihm die einzige Tochter zur Gattin geben. Er selber konnte sich auch Hildegund als ehrsame, zufriedene Hausfrau in einer Böttcherwerkstatt nicht recht vorstellen, und wie sollte er aus seinem Handwerkerstande zu Rang und Reichthum gelangen, um ein willkommener Freier für Hildegund Viskule zu sein? Wenn sich der Himmel nicht seiner erbarmte mit einer ganz unvorherzusehenden Schicksalswendung, wenn ihm nicht ein unnennbares Glück aus den Sternen hernieder fiel, was sollte dann aus seiner Liebe werden? Er hoffte auf ein solches Glück, dessen Beschaffenheit er sich nicht denken und ausmalen, das er also auch nicht zu sich heran ziehen konnte, dem er aber, wenn es kam, die Hand so weit wie möglich entgegen strecken wollte. Nur das stand fest: als Böttcherknecht durfte er nicht um Hildegund's Liebe werben.

So schwebte Gilbrecht zwischen Hoffnung und Entsagung, und das Herz war ihm schwer.

Hildegund dagegen dachte überhaupt nicht an die Zukunft, denn sie war glücklich in der Gegenwart und ahnte

nichts von den Sorgen der beiden Anderen neben ihr. Die frühere geschwisterliche Unbefangenheit zwischen ihr und Gilbrecht war dahin und hatte ungestandener Liebe Platz gemacht, die auf Alles merkt und sich Alles deutet. Dabei kamen ihnen Zweifel über Zweifel, wie Wort und Blick gemeint war, ob in gewohnter Jugendvertraulichkeit oder in aufblühender Herzensneigung. Hildegund glaubte, wenn auch nicht unbedingt, so doch schon zuversichtlicher an die letztere auch bei Gilbrecht und war darum froh bewegt und glücklich. Wenn nun bei besonders freundlichen Worten Hildegund's auch in Gilbrecht diese Hoffnung wuchs, so wurde ihm die sich selbst auferlegte Zurückhaltung nur um so schwerer, und der Gedanke an eine völlige Entsagung entwich ihm ferner und ferner, so wenig ihm auch die Möglichkeit oder gar Wahrscheinlichkeit der Erfüllung seiner höchsten Wünsche darum etwa näher rückte.

Aber — wie nun die Jugend ist; in allen Hindernissen und Kümmernissen hofft und glaubt sie: so schlimm wird es ja nicht werden! verschließt ihre wonnigen Träume ins tiefste Herzenskämmerlein und hegt und pflegt sie dort allem Unwetter draußen zum Trotz. Wie drohende Gefahren auch vor den Mauern der Stadt lagerten, wie schwere Riegel sich auch vor das Glück der Liebenden schoben, der Augenblick übte seine mächtige Herrschergewalt über sie unbeschränkt. Hildegund ließ sich neben Gilbrecht in ihrer von Freude getragenen Stimmung unbewacht und ungezwungen gehen, und Gilbrecht gab sich willenlos den seligen Gefühlen hin, die ihm der Anblick der Geliebten entfachte.

Im Garten wob der Frühling seine zarten, grünen Schleier um Busch und Strauch und schwellte die Knospen der Bäume, in deren Zweigen muntere Vögel sangen und

sprangen. Rasenplätze und Blumenbeete bildeten mit Gebüschen von Haselnuß, Schwarzdorn, Schneeball und Jelängerjelieber den Schmucktheil des Gartens, von Birken, Eichen und Kiefern umgeben, hinter denen etwas versteckt der Obstgarten mit Gemüsefeldern war. Über das Stacket hinüber sah man in benachbarte Gärten nach beiden Seiten hin bis an die Ilmenau und bis zu den Wällen, über welche die Thürme und Giebel der Stadt hervorragten. Weiterhin, jenseits des Flusses, lag still und einsam Kloster Lüne und ihm gegenüber der vom Rath erbaute feste Thurm, der Stürlüne.

Die Laube, an einer wohlgewählten Stelle des Gartens errichtet und mit hübsch geschnitztem Gitterwerk versehen, an dem künftig umspinnende, schattende Ranken empor klimmen sollten, war besichtigt und gut befunden, und die drei Freunde wandelten nun in den Gartenwegen auf und nieder und machten sich auf das fröhliche Sprießen und Grünen ringsum aufmerksam. Ilsabe war unruhig und mehr in sich gekehrt als an der Unterhaltung theilnehmend und spähte zuweilen nach dem Eingange oder über den Zaun auf den Weg zur Stadt. Hildegund's Blicke schweiften suchend am Boden, oder sie sah Gilbrecht mit lachenden Augen an, der mehr Sinn für das schöne, blühende Mädchen an seiner Seite hatte, als für die jungen Blätter an den Stachelbeersträuchen. Plötzlich bückte sie sich und rief freudig: „Endlich, da bist du, Blauauge des Frühlings! schnell komm! ich weiß einen Platz für dich.“ Damit pflückte sie ein dunkelblaues Veilchen und überreichte es Gilbrecht, der es dankend mit leisem Druck ihr aus der Hand nahm und sich an sein Sonntagswams steckte. „Gilbrecht,“ frug sie dann neckisch, „wem hast Du im vorigen Lenz Dein erstes Veilchen geschenkt?“

„Damals war ich in Elfeld," erwiederte er, „und habe dort keine Veilchen gesucht. Und hätt' ich zufällig eins gefunden, so hatt' ich doch Niemand, dem ich es schenken konnte."

„Die Mädchen am Rheine, sagt man, sollen freier und lustiger sein, als die an der Elbe," sprach Hildegund; „ist das wahr?"

„O lustig sind sie schon, aber —"

„Nun? aber? Du stockst."

„Aber am liebsten," lächelte er, „sind mir die an der Ilmenau."

„Schmeichler!" drohte sie, „hast Du den Mainzerinnen dasselbe gesagt?"

„Die Mainzerinnen haben Deinen Namen von mir gehört," sagte er, „aber sie glaubten, der Böttcherknecht wollte nur prahlen, wenn er sich berühmte, daß er mit einem stolzen Fräulein gescherzt und gespielt hätte."

„Stolz, Gilbrecht? bin ich gegen Dich schon einmal stolz gewesen?"

„Nein, Hildegund! so war's auch nicht gemeint."

Ilsabe, die vor ihnen ging, wandte sich um, aber das Wort, das sie sprechen wollte, kam nicht von den schon geöffneten Lippen; sie schaute mit geröthetem, freudebewegten Antlitz an den beiden vorbei in die Weite des Gartens, so daß auch Hildegund und Gilbrecht sich umsahen nach dem, was Ilsabe's leuchtenden Blick anziehen mochte.

Im Garten kamen eilenden Schrittes Balduin und zwei Freunde von ihm den Gang daher, alle drei in prächtigen Kleidern. Die Anderen waren die Junker Giso Stöterogge und Leonhard Düsterhop, die mit einer etwas gezierten Ritterlichkeit beiden jungen Mädchen und auch Gilbrecht aufs Höflichste begrüßten.

„Nun?" frug Hildegund ihren Bruder sofort, „hat Dich denn Dein Lieblingsprediger recht erbaut, Balduin?"

„Lieblingsprediger?" wiederholte Leonhard sich erstaunt zu Balduin wendend, „ist Pater Cornelius, den Du heute zum ersten Male hörtest, etwa Dein Lieblingsprediger?"

Ilsabe horchte mit äußerster Spannung auf Balduin's Antwort. Er sagte etwas verlegen: „Man hört doch gern auch einmal einen Andern und nimmt sich aus Allem das Beste."

„Ich möchte wissen, was von dem heute Gutes zu hören gewesen wäre!" spottete Giso Stöterogge.

„Wieso denn? warum denn nicht?" frug Balduin noch verlegener.

„In der Predigt? bei dem Schüren und Wühlen gegen den Rath?"

„Gegen den Rath?"

Er hat also gar nicht zugehört, dachte Ilsabe; weshalb in aller Welt ist er denn hingegangen?

„Du bist mir ein wackerer Christ!" neckte Hildegund, „und wir glaubten, Deine Blicke würden in tiefster Andacht an des Redners Lippen hängen."

„Balduin's Blicke hingen mit aller Andacht an etwas viel Schönerem, Fräulein Hildegund," sprach Junker Leonhard. „Wollt Ihr wissen woran?"

„Gewiß! ich bin neugierig," sagte Hildegund. Ilsabe hörte ihr Herz klopfen.

„Was Du einmal wieder gesehen haben willst!" sprach Balduin ungeduldig.

„Deine unverwandten Blicke in die dunkelen, feurigen Augen der Frau Walpurg Grönhagen, die hab' ich gesehen, Freund!" lachte Leonhard. „Du hattest Deinen Platz gut gewählt, ihr gerade gegenüber."

„Balduin! also darum —?“ sprach Hildegund, aber Junker Leonhard unterbrach sie: „Und die schöne junge Wittwe ist ihm auch keinen schuldig geblieben, hat sie ihm alle vollzählig und vollwichtig zurückgegeben.“

„So ein dummes Geschwätz! glaubt ihm nichts!“ rief Balduin verwirrt.

„Giso!“ sprach Leonhard, „was sagst Du dazu?“

„Balduin!“ lachte Giso, „hier hilft kein Leugnen. Als wir nach der Kirche mit Frau Walpurg sprachen, oder vielmehr als Du mit ihr sprachst und wir daneben standen als Zeugen Deiner, wie es schien, sehr willkommenen Huldigungen mit so viel schmeichelhaften Worten —“

„Ich bitte, hört auf damit!“ sprach Balduin scharf und finster.

„Wie Du befiehlst, gestrenger Freund! vielleicht haben wir uns geirrt.“

Nun wußte Ilsabe, warum Balduin in die Michaeliskirche gegangen war. Aufs Peinlichste berührt und verletzt suchte sie nach einem schicklichen Vorwande, sich entfernen zu können, wollte ihn nicht sehen, nicht hören, den Leichtsinnigen, Wankelmüthigen. Ihres Thuns sich nicht bewußt, knickte sie ein Reis mit den Blüthenkätzchen der Haselnuß vom Strauche und zerriß und zerrieb es mit hastigen, zitternden Händen.

Giso Stöterogge sah das Veilchen an Gilbrecht's Wams und sprach: „Das Veilchen, Henneberg, habt Ihr Euch wohl nicht selber gepflückt, sonst hättet Ihr es doch gewiß dem Fräulein oder der holden Schwester gegeben.“

„Nein,“ lächelte Gilbrecht, „Böttcherfäuste taugen nicht zum Blumenpflücken; eine schönere Hand brach mir das Blümlein.“

„Wer solcher Gunst sich rühmen darf —!“ sagte der

Junker mit einem zärtlichen Blick auf Hildegund, den Gilbrecht wohl bemerkte.

„Das nächste Veilchen soll Euch gehören, Jungfrau Ilsabe," sagte Leonhard Düsterhop laut zu der im Gartenwege allein Vorausgeschrittenen.

„Auch wenn ich es finde," ergänzte Balduin, indem er ihr nachging.

„Wenn Du es findest," sprach Ilsabe hell auflachend, „so wirst Du wohl wissen, wo Du Dir anderwärts den Dank dafür zu holen hast."

„Verbietest Du mir, Dir Veilchen zu bringen?" frug er, von Ilsabe's scharfer Zurückweisung betroffen.

„Ich verbiete es nicht, weil ich es nicht erwarte."

„Dann wirst Du sie hoffentlich auch unerwartet von mir nehmen," sprach er eindringlich.

„Bemühe Dich meinetwegen nicht!" erwiederte sie und wandte sich ab ihrem Bruder zurufend: „Ich gehe nach Hause, Gilbrecht; kommst Du mit?"

„Wir haben wohl noch Zeit," sagte Gilbrecht, der ebenso wenig wie die Andern das Gespräch zwischen Balduin und Ilsabe gehört hatte.

„Wenn Du bleiben willst, so bleib'; ich gehe, ich muß nach Hause," sprach Ilsabe, reichte Hildegund die Hand und ging, die beiden Junker flüchtig grüßend und ohne Balduin einen Blick zu schenken, mit raschen Schritten davon. Balduin schaute ihr, ärgerlich über die Schwatzhaftigkeit seiner Freunde, unschlüssig nach, versuchte aber nicht, sie zu halten.

„Wollen wir Ilsabe nicht begleiten und uns Alle auf den Heimweg machen?" frug Hildegund.

„O bleibet noch!" bat Giso Stöterogge, „ich habe Euch so lange nicht gesehen, Fräulein Hildegund!"

„Ich meine, vor drei Tagen erst sprachen wir uns."

„Vor fünf Tagen war es, und das ist eine lange Zeit für Jemand, der sich nach Eurem Anblick sehnt."

„Ihr seid sehr höflich, Junker Giso!" sprach Hildegund, „ich hatte nicht gedacht, Euch hier zu treffen."

„Sicher nicht!" mischte sich in aufsteigender Eifersucht Gilbrecht ein, „denn wir kamen nur der neuen Laube wegen her."

„Ich bedaure, wenn ich störe," bemerkte Giso etwas spöttisch und fügte, von demselben Gefühl ergriffen, hochfahrend hinzu: „Übrigens, Böttcher Henneberg, sind wir hier beide Gäste, Ihr sowohl wie ich, nur weiß ich nicht, ob beide gleich willkommene."

„Ich weiß es auch nicht, Junker Stöterogge!" entgegnete Gilbrecht mit herausforderndem Lachen.

Ehe Giso darauf etwas erwiedern konnte, sagte Hildegund: „Ihr seid beide willkommen, Gilbrecht ist hier wie zu Hause, und jetzt folgt mir, Junker Giso, und seht Euch das luftige Bauwerk an."

Sie gingen etwas verstimmt zur Laube und plauderten nun von allerhand nichtigen Dingen. Gilbrecht, dem der Grund von Ilsabe's Weggehen nachträglich klar geworden war, verhielt sich ziemlich schweigsam, und auch Balduin that wenig, seine üble Laune zu verbergen. Der Lustigste war noch Leonhard; er pflegte zu sagen: Gerade weil ich Düsterhop heiße, muß ich Frohgemuth sein! und lebte danach flott, leicht und locker.

Bald erhob man sich zur Heimkehr in die Stadt, und als sich die kleine Gesellschaft trennte, sagte Leonhard Düsterhop, doch so, daß es Hildegund und Gilbrecht nicht hörten: „Balduin, heut Abend erwarten wir Dich im Schütting;

hinten im Junkerstübchen liegt ein Fäßlein Romenye, und dann — —"

Er machte mit der Hand eine Bewegung, als hielte er einen Becher darin, den er schüttelte. Balduin nickte: „Ich komme!" und Leonhard sang halblaut:

„Weiber, Wein und Würfelspiel,
Wer wenig wagt, gewinnt nicht viel."

Zehntes Kapitel.

Der alleroberste Raum unter dem Dache des Goldenen Ei, der nur eine Luke im Giebel hatte, war immer ein Lieblingsaufenthalt der Böttcherkinder gewesen. Hier, fünf Treppen hoch, vor Störung sicher, hatten sie mit den Viskulenkindern ihre heimlichsten Spiele getrieben, die Tauben und Sperlinge, die Schwalben und Krähen beobachtet und zwischen den anderen Giebeln hindurch einen freien Ausblick in die weite, weite Heide gehabt. Mit den Kinderspielen aber hörte auch der Besuch des obersten Dachbodens auf, nur nicht seitens Ilsabe's, die den Raum so lieb gewonnen hatte, daß sie auch in den folgenden Jahren immer wieder hinaufstieg und dort so lange wie möglich verweilte.

Frau Johanna ließ die Tochter unter der stillen Obhut sorgsamer Mutteraugen ruhig gewähren, denn sie wollte die Entfaltung der holden Jungfräulichkeit in ihrem Träumen und Ahnen, das Wachsen der Seele, das Reifen der Gedanken und Gefühle in höchster Reinheit, aber auch in voller Freiheit einzig der Zeit und der gesunden Natur des lieben Mädchens überlassen. Darum sah sie es nicht ungern, wenn Ilsabe, mit einer Handarbeit beschäftigt, manche Stunde dort oben saß und in frei gewählter, sinnender Einsamkeit ihren geheimnißvollen Lebensfaden aus dem sich freudig erschließenden Herzen heraus weiter spann.

Meister Gotthard, der in der Erziehung der Kinder stets einen Strang mit seiner Frau zog, gönnte der Tochter die kleine Liebhaberei ebenso gern, und eines Tages überraschte er sie damit, daß er ihr in jenem obersten Bodenraum mit starken Brettern ein gesondertes Zimmer abschlagen und in der Giebelluke ein Fenster mit kleinen, runden Glasscheiben anbringen ließ. Ilsabe's Freude darüber war unbeschreiblich; ein Tisch, ein paar Schemel und eine Truhe wurden als Hausrath hinauf geschafft, das Stübchen auch sonst noch ein wenig eingerichtet und ausgeschmückt, und nun hauste sie erst recht dort in der wärmeren Jahreszeit, denn heizbar war es nicht. Weil aber die Schwalben immer so lustig um den Giebel kreisten, so nannte Ilsabe das Stübchen ihr Schwalbennest.

Auch an diesem Dinstag, einem herrlichen Frühlingstage, saß Ilsabe in ihrer luftigen Höhe am geöffneten Fenster, und wer da hinaufblickte, der sah ein höchst anmuthiges Bild. Der schöne, blonde Mädchenkopf auf dem dunkelen Hintergrunde der offenen Luke glich einem köstlichen Gemälde, und der hohe Giebel erhielt dadurch einen lebendigen Schmuck von unsagbarer Frische und Lieblichkeit. Die Sonne schien, und die Schwalben jagten in weiten Bogen über die Dächer dahin und riefen ihr Wie? Wie? laut in den Frühling hinein.

Ilsabe ließ die Hände mit dem Nähzeug manchmal im Schoße ruhen und blickte träumerisch in die Heide hinaus. Ein leiser Windhauch umkoste ihre rosigen Wangen und spielte mit ihrem welligen Haar. Sie stützte den Arm auf die Fensterbrüstung, legte den Kopf in die Hand und ein tiefer Seufzer rang sich aus ihrem Busen. Denn so fröhlich wie die Schwalben war sie nicht. Sie wartete, wartete schon

den zweiten Tag auf die Veilchen, die ihr Balduin versprochen hatte. Sie hatte sie zwar in ihrer Erregung am Sonntag mit bitteren Worten verschmäht, aber das that ihr jetzt leid; freiwillig wollte sie nicht darauf verzichten, ihm kein Recht geben, sie der Andern zu bringen; und doch — was konnte sie ihm erwiedern, wenn er sagte: Du hast sie ja nicht gewollt, nun habe ich mir bei einer Anderen den Dank dafür geholt? O diese Andere! Walpurg Grönhagen, die vornehme junge Wittwe! die war der Schatten, der vor der Sonne ihres Lebens stand. Der verführerischen Frau wegen war der Freund vorgestern in eine andere Kirche gegangen, ihr gewiß hatte er gestern Veilchen gebracht; wird er nun heut endlich zu der Harrenden hier oben im Giebelstübchen kommen? — Nie! nie! schallte die Antwort aus dem Rufe der Schwalben.

Trüben, zweifelnden Gedanken gab sich Ilsabe hin und redete sich ein, daß sie neben der eigenartigen, verlockenden Schönheit und besonders neben dem lebhaft gewandten Wesen Walpurg's mit ihrer bürgerlichen Einfachheit nicht aufkommen könnte. Allerdings, wenn sie sich die Wittwe so im Einzelnen betrachtete, — jung, ja, jung war sie noch und von schlanken, geschmeidigen Gliedern, aber sie, Ilsabe, war größer und stattlicher von Wuchs und Haltung, und Rosen auf den Wangen wie Ilsabe hatte Walpurg nicht, hatte eine bleiche, etwas gelbliche Gesichtsfarbe, und das schwarze Haar dazu, freilich recht üppiges Haar, und die schwarzen Augenbrauen gaben ihr etwas Fremdländisches. Aber, aber! wenn sie lächelte mit den vollen, rothen Lippen und den dunklen Augen, o dann war sie schön. So konnte sie, Ilsabe, doch nicht lächeln, hatte auch nicht den schwebenden Gang, nicht die schwellenden Bewegungen des Körpers,

nicht so heiße, so ins Herz sich bohrende Blicke. Dagegen hatte Walpurg mit all ihren bestrickenden Reizen und der reifen Sinnlichkeit ihrer äußeren Erscheinung keinen leichten Stand gegenüber der heiter blühenden, jugendfrischen Kraft der blonden Ilsabe. Wie wohl Balduin dachte, wenn er sie beide mit einander verglich? Welcher von beiden gab er den Vorzug? welche — welche liebte er? O wer es wüßte, ihr Schwalben! Schwalben, wißt ihr's nicht?

So grübelte die Einsame, in Bangen, in Hoffen und Harren. Die Schwalben flogen an der Luke vorüber, segelten hin und her und wiegten den schlanken Vogelleib in der himmlischen Luft. Ein ganzer Trupp kam auf einmal dicht heran geschwirrt, und ihr lustiges Geschrei klang jetzt wie Sieh! Sieh! Da blickte Ilsabe hinab, und sieh! sieh! da kam er! wahr und wahrhaftig, da kam er die Straße daher und hielt etwas in der Hand, was schwer zu erkennen war, was aber nur ein Veilchensträußchen sein konnte, sein mußte. Sie beugte sich weit über und sah, wie er ins Haus trat, ohne zu ihrer Höhe aufzublicken. Schnell war sie auf vom Stuhle und wollte hinab. Doch halt! dann hätte sie sich ja verrathen, daß sie ihn gesehen, daß sie auf ihn und seine Blumen gewartet. Man würde sie schon rufen. Aber man rief sie nicht. Voll Ungeduld lauschte sie, aber vergebens; Niemand kam. Sie schlich auf den Zehen zur Thür, schmiegte das Ohr daran und horchte, horchte gespannt. Nichts regte sich. Sie hatte es doch deutlich gesehen, daß er ins Haus getreten war. Sollte er nur im Vorbeigehen eine Bestellung an Gilbrecht oder den Vater gehabt haben, und dann gleich wieder fortgegangen sein? Ohne sie zu begrüßen? ah nein! das war nicht denkbar, und sie hatte ja ganz deutlich die Veilchen

in seiner Hand gesehen. Jetzt war schon eine lange, lange Zeit verstrichen, meinte sie, jetzt könnte sie doch wohl hinunter gehen, ganz langsam, vielleicht singend, und langsam wie zufällig in das Wohnzimmer treten mit höchst erstauntem Gesicht, dort einen Gast zu finden. Sie strich sich das Haar zurecht, glättete ihr Kleid und legte die Hand auf die Klinke, — da horch! — es kommt! — tapp, tapp, tapp! es kommt die Treppen herauf, immer lauter, immer näher, — fort! schnell auf den Stuhl! das Nähzeug zur Hand und darüber gebeugt, in die Arbeit versunken, nichts um sich hörend und sehend. Aber wie ihr das Blut ins Gesicht stieg! Wer mag es sein, der da herauf kommt? doch nicht gar —? Da ging die Thür, und Lutke steckte den Kopf herein: „Ilsabe, unten ist Einer und will Dich sprechen.“

„Mich? ei was Tausend! wer denn?“

„Das sag' ich nicht, komm nur!“

„So sag's doch! sonst komm' ich nicht.“

„Wie Du willst; dann bleib' oben; bestellt hab' ich's.“

Fort war er, der durchtriebene Schlingel! aber das kommt vom Heucheln und Verstellen; nun konnte sie nicht hinabgehen. Was nun? schnell hinterher! „Lutke! Lutke! noch ein Wort!“

„Ja?!“

„Wer ist's denn? — ist es Ba— Base Immecke?“

„Nein!“ klang es schon von der zweiten Treppe.

„Nun, ich will nur doch lieber kommen; sage nur, ich käme gleich,“ rief sie ihm mit zitternder Stimme nach. Dieser Lutke! Warte Du! — Sie ging hinab und kam unten mit so klopfendem Herzen an, als wäre sie die fünf Treppen nicht langsam, wie ihr däuchte, hinab gestiegen, sondern eilend hinauf gesprungen. Vor der Stubenthür

rastete sie einen Augenblick: sollte sie hineingehen oder nicht? sollte sie dem Flatterhaften nicht lieber sagen lassen, sie verlangte nicht nach seinen Veilchen, er möchte sie nur zu Leuten tragen, die in der Michaeliskirche für ihn beteten? Das verdiente er doch eigentlich. Aber damit hätte sie ihm auch ihre Eifersucht verrathen; und eifersüchtig sind nur Verliebte; sollte sie ihm ihre Liebe merken lassen? Nimmermehr! aber recht kühl wollte sie sein, nur zögernd die Veilchen nehmen, sie ruhig bei Seite legen und sehr bald wieder hinaufgehen. Ja, so wollte sie es machen. Das Herz klopfte ihr gewaltig, doch sie trat ein.

„Ach, Du bist es, Balduin!" das kam noch glücklich heraus, aber mehr nicht.

Er schritt ihr entgegen und bot ihr sein Sträußchen: „Die ganze Ausbeute von gestern und heute; mit einem wollt' ich nicht kommen, es sollten erst mehrere erblühen."

Hätte sie ihn nur dabei nicht angesehen! denn vor seinem tiefen Blick, der ihr so innig in die Augen strahlte, sie so reumüthig um Verzeihung zu bitten schien, verschwand im Nu alle Kälte und Strenge, die ihm zu zeigen sie sich soeben noch fest gelobt hatte. Ohne Zaudern, fast unbewußt nahm sie die Veilchen und hielt sie ans Gesicht wie um daran zu riechen; aber der Strauß war zu klein, das erglühende Antlitz zu verdecken. „Sie duften köstlich," sagte sie ganz verwirrt, „ich danke Dir schön!" —

Warum sprachen denn nun die Anderen nicht, Gilbrecht und die Mutter, die doch zugegen waren? warum mußte sie denn die ganze Unterhaltung allein führen? Die ganze Unterhaltung! und dabei sprach Niemand ein Wort, und sie wußte auch nicht, wie sie anfangen und was sie sagen sollte.

Endlich sprach die Mutter: „Behaltet Platz, Junker!“ und der Schalk, der Gilbrecht lachte noch obenein dazu.

Das Gespräch, wenn die zerstreuten Bemerkungen, die ohne rechten Zusammenhang ausgetauscht wurden, ein Gespräch zu nennen waren, hatte etwas Erzwungenes. Ilsabe war befangen und mußte sich aufs Äußerste zusammen nehmen. Dabei suchte sie doch Balduin zu ergründen, um wo möglich einen Blick in sein Herz zu thun. Noch angelegener ließ sich dies Frau Johanna sein. Nicht daß sie die Neugier und das aufmunternde, Gelegenheit machende Entgegenkommen einer hoffenden künftigen Schwiegermutter zeigte, aber sie beobachtete den Junker scharf, ohne daß dieser etwas davon merken konnte. Balduin war zwar guter Dinge und noch am gewandtesten in der Unterhaltung, aber auch nicht ganz so wie sonst. Entweder hatte er Ilsabe gegenüber kein ganz reines Gewissen oder die Gegenwart der Mutter beengte ihn. So dachte wenigstens Gilbrecht und nahm sich vor, dem Freund und der Schwester dadurch zu Hülfe zu kommen, daß er die Mutter aus dem Zimmer zu entfernen suchte, damit die beiden ungestört die kleine Verstimmung vom Sonntag mit ein paar guten Worten ausgleichen könnten. Er sagte: „Ilsabe, das Sträußchen mußt Du in Wasser stellen, in ein recht feines Krüglein; am schönsten ausnehmen würden sich die Dunkelblauen in dem goldgelben Gläschen aus Böhmen, dem Geschenk des Herrn Rathsherrn; Du hast es oben in Deinem Schreine, liebe Mutter!“

Hole es doch gütigst herunter und fülle es mit Wasser, aber nimm Dir Zeit dabei, — setzte er, jedoch nicht hörbar, sondern nur in Gedanken hinzu.

„Du hast Recht, Gilbrecht,“ sagte die Mutter, die

auch den ungesprochenen Nachsatz deutlich verstanden hatte, „Ihr könnt es Euch herunter holen, hier sind die Schlüssel.“

„Nachher, Mutter!“ erwiederte Gilbrecht mit einem verschämten Lächeln, daß die List nicht gelungen war und die Mutter sie vielleicht gar durchschaut hatte. Frau Johanna wäre aber selber gern mit Balduin allein gewesen; vielleicht hatte er ihr irgend eine Andeutung oder gar eine vertrauliche Eröffnung unter vier Augen zu machen. Aber da kam sie schön an; Gilbrecht wich und wankte nicht, oder sie mußte mit hinaus. Er ließ die Anderen sprechen und besann sich auf einen besseren Einfall. Bevor ihm jedoch ein solcher kommen wollte, sah er den Rathsherrn Herrn Heinrich Viskule die Straße daher und auf das Böttcherhaus zuschreiten. Nun war es ihm sehr fraglich, ob es dem Rathsherrn angenehm wäre, seinen Sohn hier zu finden, und ob es Balduin angenehm wäre, sich von seinem Vater jetzt hier finden zu lassen. Sicherer schien ihm, die Begegnung, wenn es möglich wäre, zu verhüten, aber wie? Was doch ein armer, arbeitsloser Böttcherknecht manchmal für schwere Sorgen auf seine breiten Schultern nehmen muß! seufzte er inwendig.

Ein Besuch des Rathsherrn beim Böttchermeister war nichts so Außerordentliches, und die beiden alten Freunde waren schon manchmal draußen auf der Diele geblieben, wenn gerade der Arbeitslärm in der Werkstatt nicht groß gewesen war. Dann hatte sich der Rathsherr dem Meister gegenüber auf den Block oder eine Schneidebank gesetzt und sich da stundenlang mit ihm unterredet.

Einen triftigen Grund, warum er sich die Viskules, Vater und Sohn, nicht begegnen lassen wollte, hatte Gilbrecht nicht so schnell bei der Hand, denn Balduin hatte

Wahl und Erlaubniß, ob er einen Nachmittag der Arbeit oder dem Vergnügen widmen wollte. Trotzdem ging er hinaus und pflanzte sich mitten in den freien Gang, der von der Hausthür durch all das Werkgeräth zur Wohnstube führte, so breit und unverrückbar fest auf, daß Herr Viskule gar nicht auf den Gedanken kommen sollte, sich etwa an ihm vorbei drücken zu können, sondern daß ihn die nächste, beste Schneidebank zum Niedersetzen locken sollte. Diese List gelang ihm; wenigstens that er sich darauf etwas zu Gute, daß es in Folge seiner großen Schlauheit so kam, wie er gewollt hatte.

Meister Gotthard empfing den Rathsherrn mit der achtungsvollen und ehrerbietigen Vertraulichkeit, die ein bescheidener und doch selbstbewußter Mann einem an Rang höher stehenden oder an Geistesgaben überlegenen Freunde von Herzen gern entgegen bringt. Der Rathsherr nahm diese Aufmerksamkeit keineswegs als etwas Selbstverständliches, ihm Gebührendes hin, sondern that, als bemerkte er davon gar nichts, und begrüßte den Meister mit innigster Freundschaft. Wie er seine zarte, weiße Hand in des Böttchers dargebotene Rechte legte, die sie mit warmem, aber vorsichtigem Drucke ganz und gar verschlang, und wie er zu seinem körpergewaltigen Freunde emporblickte, da konnte man's den beiden ansehen, wie werth und gut sie sich waren, wie Jeder am Anderen seine Freude hatte. Auch den Söhnen nickte der Rathsherr zu, die den Gruß höflich erwiederten, Gilbrecht ohne sich von der Stelle zu rühren; und wirklich setzte sich Herr Viskule auf eine Schneidebank, die ihm Gilbrecht eben noch schnell und unbemerkt so recht bequem hingerückt hatte, und begann mit einem angenommenen Ernste: „Was meinst Du wohl, Gotthard, weshalb ich komme?"

„Nun ich denke, weshalb Du schon öfter gekommen bist," sagte Meister Gotthard, „zu freundlicher Zwiesprach."

„Nichts da von freundlicher Zwiesprach!" entgegnete Herr Viskule. „Als Dein gestrenger Morgenherr komm' ich, um den Herrn Amtsmeister, der den Werkbrüdern mit besserem Beispiel vorleuchten sollte, in Bruch und Buße zu nehmen. Thu' nur nicht noch so unschuldig!" fuhr er fort, als der Meister ihn verwundert anstarrte, „bist verklagt bei mir vom Wardirer Sengstake, weil Du mit drei Knechten arbeitest gegen Handwerks Ordnung und Gerechtigkeit. Da steht er ja, der Sünder!"

Er wies auf Gilbrecht, der womöglich ein noch verblüffteres Gesicht machte als die Anderen. Aber länger hielt der Ernst bei Herrn Viskule nicht vor, und der Rathsherr brach nun in ein herzliches Gelächter aus, in das der Meister mit volltönender Kraft und dann auch, als sie den Scherz begriffen hatten, die vier jungen Leute laut und lustig einstimmten. Es war, als wenn die ganze Werkstatt lachte, die leeren Fässer mit ihrem hohlen Wiederhall, die Dauben und die Reifen, die Werkzeuge und die Späne. Des Lachens war kein Ende, und am vergnügtesten dabei war Herr Heinrich Viskule, daß es ihm gelungen war, seinen ehrbaren Amtsmeister einen Augenblick irre zu machen und ihn als sein Morgensprachsherr mit einer Strafdrohung zu erschrecken. Und was alle List und Schlauheit Gilbrecht's nicht fertig gebracht hatte, das bewirkte dieses schallende Gelächter. Frau Johanna, die es in der Stube gehört hatte, kam heraus und ließ Balduin und Ilsabe nun doch allein; aber nun sah sie auch den Rathsherrn, und den Wache haltenden Roland, den Gilbrecht, nicht ohne einige Mühe aus dem Wege schiebend, eilte sie auf ihn zu und

lud ihn nach freundlicher Begrüßung zum Eintritt in die Wohnstube ein, hinzufügend: „Junker Balduin ist auch da."

„Balduin auch da? ei wie sich das trifft!" sagte der Rathsherr und ging mit Meister und Meisterin, denen Gilbrecht folgte, in das Wohnzimmer.

Arnold sandte ihnen einen langen, forschenden Blick nach und blieb dann, einen Reifen in der linken, den Bandhaken in der rechten Hand, eine geraume Weile regungslos vor seiner Tonne stehen, ganz versunken in tiefe Gedanken. Lutke fiel das endlich auf, er schlich sich hinzu und schrie den Bruder plötzlich an: „Arnold! aufstehen! die Glocke ist vier!" Da erwachte Arnold aus seinen Träumen, warf Lutke, der sich bereits auf mehr als Armeslänge zurückgezogen hatte, einen ärgerlichen Blick zu und nahm seine Arbeit schweigend wieder auf.

„Guten Tag, Du Blondkopf!" sagte Herr Viskule im Zimmer und reichte Ilsabe die Hand. „Und Balduin auch hier? ei, ei! ich dachte, Du wärst drüben im Kaufhause."

„Da will ich erst noch hin, Vater," sprach Balduin ein wenig verlegen, „hatte nur hier noch etwas abzuliefern."

„Ist es denn angenommen, was Du zu liefern hattest?" lächelte Herr Viskule.

„Mit allem Dank, Herr Rathsherr!" knixte Ilsabe und zeigte mit dem Finger auf das Sträußchen, das sie nun doch nicht bei Seite gelegt, sondern sich vorläufig an die Brust gesteckt hatte. „Seht, dies hier!"

„Was denn?" frug der alte Herr schelmisch, „den schönen Ring an Deinem Finger?"

Ilsabe wurde dunkelroth und wagte nicht, Balduin anzusehen, dem der — wer weiß, ob nicht gar absichtliche! — Irrthum seines scherzliebenden Vaters nicht gerade erwünscht

kam. Frau Johanna dagegen sah in dem Mißverständniß eine gute Vorbedeutung, klärte es jedoch mit den Worten auf: „Nein, die Veilchen, Herr Rathsherr! den kostbaren Ring hat ihr Hans Laffert gesandt."

„Er gab ihn mir, er zwang ihn mir auf für Ilsabe," sprach Meister Gotthard, „weil ich — nun ja, weil ich einen edlen, ehrenfesten Rath mal wieder aus dem Gedränge herausgehauen hatte."

„Ich weiß, ich weiß," sagte der Rathsherr, „weiß Alles, und darum komm' ich just her, um mich bei Dir zu bedanken. Wie sagt Ihr doch gleich? es steht heute oder morgen wieder zu verschulden, ist es nicht hier, so ist es anderswo."

„Es wird das letzte Mal nicht gewesen sein, Heinrich!" sagte der Meister, „und so lange es noch im Bierkeller bleibt, ist es nicht gefährlich, aber ich möchte nicht, daß es einmal auf dem Markte nöthig wäre."

„Kann auch noch kommen, Gotthard!" sprach der Rathsherr.

Balduin erhob sich jetzt und verabschiedete sich. „Nun muß ich ins Kaufhaus," sagte er.

„Da werden sie jetzt nicht mehr auf Dich warten," meinte der Rathsherr.

„So pflück' ich noch ein Veilchensträußchen für unsere liebe Base Barbara." Er sagte das schon in der offenen Thür. Die in der Werkstatt konnten die Worte nicht verstehen, aber sie hörten das fröhliche Lachen derer in der Stube, das den übermüthigen Scherz belohnte, und Arnold sagte zu sich: „Aha! sie sind lustig."

Gilbrecht ging mit Balduin weg, und Ilsabe stieg wieder in ihr trauliches Schwalbennest hinauf, um sehr wenig

klüger, als sie herab gekommen war. Balduin hatte doch ihr die Veilchen gebracht, die ganze Ausbeute von gestern und heute, wie er sagte. Aber es waren nicht viel, und gestern war doch so warmes Wetter gewesen. Hatte er sie wirklich alle ihr, nur ihr gebracht? Das möchte sie wissen, ganz sicher wissen! Lieber wollte sie gar keins haben, als die Hälfte von allen. Sich mit jener Frau in Balduin's Veilchen theilen zu müssen, kam ihr vor, als wenn sie sich mit ihr in sein Herz theilen sollte, und das war ihr ein schrecklicher Gedanke. Sie betrachtete sich Hans Laffert's schönes Geschenk,.den Ring an ihrem Finger, den der Rathsherr beinahe für eine Gabe Balduin's gehalten hätte. Wie hatte Hans Laffert ihr durch den Vater sagen lassen? Sie sollte den Ring so lange zu seinem Gedächtniß tragen, bis sie ihn einst Demjenigen geben könnte, der ihrem Herzen am nächsten stünde. Ja, wenn ihn Derjenige nur auch nehmen wollte! ach! sie würde ihn wohl noch lange selber tragen müssen, nur zum Andenken an den guten, alten Hans Laffert.

Elftes Kapitel.

Als Heinrich Viskule mit dem Henneberg'schen Ehepaare allein im Zimmer war und in des Meisters großem Lehnstuhl am Fenster Frau Johanna gegenüber Platz genommen hatte, während Gotthard am Tische saß, bequem den Arm darauf gestützt, merkte Johanna wohl, daß er noch etwas Besonderes auf dem Herzen hatte, erhob sich und sagte: „Nicht wahr, Herr Rathsherr? Ihr habt mit Gotthard ins Geheim zu reden, da will ich nicht hinderlich sein."

„Nein, Johanna, bleibt hier!" erwiederte der Rathsherr, sie mit sanftem Druck der Hand zum Sitzen nöthigend. „Wenn Ihr nicht schon im Zimmer wäret, so würde ich Euch bitten, herein zu kommen, damit Ihr hört, was ich unserem lieben Sülfmeister hier zu sagen habe." Dann wandte er sich zu diesem und bewegte wieder in seiner eigenthümlichen Weise die Lippen nach Worten suchend, ehe er sprach: „Es ist nichts Neues, Gotthard; Andere haben es Dir schon früher gesagt, was heut auch ich als Dein ältester Freund Dir mit allem Nachdruck ans Herz legen will wie einen großen Wunsch, den ich keineswegs allein hege. Du kannst Dir's gewiß schon denken, worauf ich hinaus will, also kurz und gut: Gotthard, komm in den Rath!"

„Das alte Lied!“ erwiederte der Meister mit Stirnrunzeln, „nun fängst Du auch damit an und kennst doch meine Gründe, warum ich nicht will.“

„Ich habe Deine Gründe verstanden und geachtet wie Keiner,“ sagte Biskule, „aber heute liegt die Sache anders. Die Pflicht gegen die gemeine Wohlfahrt dieser guten Stadt geht allen besonderen Wünschen und Bedenken vor. Die Bürger und Handwerker haben keinem von uns Rathsherrn irgend eine Unrechtlichkeit vorzuwerfen, dennoch trauen sie uns nicht recht und begehren Antheil am Regiment in dieser schweren Zeit.“

„Und wenn sie Euch nicht trauen, wer ist denn schuld daran?“ unterbrach ihn der Meister; „wenn Ihr Euch mit Unwahrheiten abgebt und das Gerücht verbreiten laßt, Ihr hättet in Eurem Streite mit den Prälaten gesiegt, und nachher kommt es heraus, daß an der ganzen Geschichte auch nicht ein wahres Wort, sondern das gerade Gegentheil der Fall ist, dann verlangt Ihr noch, daß Euch die Bürger vertrauen sollen?“

„Ich habe dagegen gestimmt, daß man eine falsche Nachricht unter die Bürger brächte, wollte Euch unsere Lage klärlich aufdecken, drang aber nicht durch damit,“ sprach der Rathsherr.

„Gut, daß Du mir das sagst, und ich habe mir das auch schon selber gedacht,“ erwiederte der Meister; „darum will ich Dich auch mit den Vorwürfen verschonen, die die Handwerker nicht mit Unrecht gegen Euch erheben. Viele gehen zu weit in ihren Forderungen, und vorgestern im Bierkeller hab' ich Euch mit füglichen Worten vertheidigt. Wenn ich aber einmal so vor dem hochedlen, wohlweisen Rathe frisch von der Leber weg reden könnte, so solltet Ihr

Dinge zu hören bekommen, auf die Ihr um eine schickliche Antwort verlegen sein würdet."

„Sprich Dich aus, Gotthard, wie Du's schon manchmal gegen mich gethan hast," sagte Viskule, „ich weiß ja, wie Du's meinst, und was an mir liegt, zu helfen und zu bessern, das soll gern geschehen."

„Du allein kannst auch mit Deinem besten Willen nichts ändern. Deine geldstolzen, hochfahrenden Genossen da oben haben es nun einmal mit ihrem Trotz und ihrer schrankenlosen Willkür bei den Bürgern verdorben, daß sie sich in ihrer Ehre und ihren Rechten gekränkt fühlen."

„Leider, leider muß ich es zugeben, was Du sagst; aber eben darum, wenn Du mit bei uns säßest, so wüßten sie Einen auf dem Rathhause, der ihre Rechte verträte und sich ihrer Bitten und Klagen günstig annähme. Sie würden treuer am Rathe hängen, würden freudiger gutheißen, williger thun, was wir beschließen, bloß weil Du es mit beschlossen hättest."

„Wenn Ihr mich als ehrbaren Böttchermeister, der ich bin und bleiben will, in den Rath küren wollt, so mag's geschehen, aber anders nicht," sprach Meister Gotthard und wischte mit der Hand über die Tischfläche.

„Das geht nicht, wie Du weißt," entgegnete der Rathsherr, „und dann würden Viele, würden sie Alle nach unseren Stühlen trachten. Nicht um einen oder mehrere Handwerksmeister ist es uns zu thun, sondern um Dich, Gotthard Henneberg, um Dich ganz allein. Du hast das Vertrauen, Du hast die Herzen und die Hände von Tausenden hinter Dir, sie folgen Dir, wohin Du sie führst, wenn des Rathes Wort und Stimme achtlos verhallt. Dir würden sie glauben, daß zweimal zwei fünf ist, Dir zu

Liebe würden sie im Harnisch schlafen und auf den Wällen aushalten, so lange Du es von ihnen verlangtest. Denke an den Kampf, der uns bevorsteht. Gotthard, komm in den Rath!"

„Du übertreibst, viellieber Freund, aus günstiger Meinung für mich," sagte der Meister. „Ich habe so gut meine Feinde in der Stadt wie der Rath, — vielleicht nicht ganz so viel," setzte er lächelnd hinzu; „aber wenn Du mir wirklich so viel Gewalt zutraust, wie Du sagst, so laß mich, wo ich bin. Habe ich die Bürgerschaft und die Ämter hinter mir, so weißt Du wohl, daß ich sie niemals gegen den Rath führen werde. Jetzt bin ich ihres Gleichen, könnte ihr Hauptmann sein, dem sie folgen, wenn ich sie zu den Waffen rufe; als Rathsherr hätte ich nicht mehr Macht über sie, als Einer von Euch. Hochmüthig und abtrünnig würden sie mich schelten, wenn ich mein Böttcherbeil niederlegte, nur um in den Rath zu treten als einziger gewesener Handwerksmeister, und meine Gewalt über sie, ob groß oder klein, wäre dahin. Glaube mir, Heinrich, ich kann dem Rath und der Stadt am besten auf dem Platze dienen, auf dem ich stehe."

„Du kommst ja nicht aus Schenk oder Gunst in den Rath, sollst Dich auch nicht verschreiben, zu Allem ja und Amen zu sagen, was berathen wird. Deine Gewissenhaftigkeit und Einsicht ist es, um derentwillen wir Dich zu Rathe rufen, und zu der Stadt Behuf, zu der Stadt Wohlfahrt und gemeinem Besten Deine Kräfte herzugeben, bist Du keine andere Entschuldigung, als echte Noth, vorzuwenden befugt. Dein Sohn Arnold ist alt genug, seiner selbst zu werden. Gieb ihm die Werkstatt; über kurz oder lang thust Du's ja doch, warum nicht jetzt? jetzt ist es Zeit, jetzt geht es Noth an Mann. Noch einmal, Gotthard, — komm in den Rath!"

Ein paar Sekunden lang saß Gotthard Henneberg schweigend am Tische, dann that er mit der geballten Faust einen Schlag auf die Platte: „Nein!!“ und erhob sich.

Frau Johanna hatte sich mit keinem Worte eingemischt, war auch um ihre Meinung noch nicht befragt worden, aber mit stolzer Freude hatte sie aus dem beredten Munde des Rathsherren das Lob ihres Mannes und die hohe Werthschätzung seines Einflusses auf die Bürgerschaft vernommen.

Heinrich Viskule hatte nicht mit der ihm gewohnten, kaltblütig bemessenen Ruhe, sondern mit einem Eifer gesprochen, der von der Tiefe seiner Überzeugung und der Dringlichkeit seines Wunsches Kunde gab. Auf des Meisters hartes, mit einem Faustschlag auf den Tisch besiegeltes Nein schwieg er und warf einen bekümmerten Blick auf Johanna. Diese sagte nun: „Ihr kennt ihn ja, Herr Rathsherr! überreden kann man ihn zu nichts in der Welt. Was nicht als sein eigener freier Wille und Entschluß aus ihm selber heraus kommt, das ist ihm auch nicht abzudrücken. Darum laßt ihn nur; er muß erst mit sich selber darüber fertig werden.“

„Er ist es schon,“ sagte Meister Gotthard zu den beiden herantretend und seine breite Hand auf des Freundes Schulter legend. „Du wirst es mir noch einmal Dank wissen, Heinrich, daß ich heute fest geblieben bin. Mir schwant so was, als wartete hier in der Stadt noch ein Stück Arbeit auf mich, das ich vielleicht als Böttchermeister, aber schwerlich als Rathsherr fertig bringen könnte. Wenn es Noth an Mann geht, wie Du sagst, so soll es an Gotthard Henneberg nicht fehlen; hier meine Hand darauf!“

„Das weiß ich, Alter! auch ohne Wort und Handschlag,“ sprach der Rathsherr, die dargebotene Hand doch

fassend. „Möge es Dich nie gereuen, was Du mir heute abgeschlagen hast.“

„Ich glaub' es nicht,“ sagte der Meister und geleitete den Gast nach dessen freundlichem Abschied von Frau Johanna hinaus. Auf ihrem Wege durch die Diele sprachen die beiden Männer kein Wort, aber an der Hausthür schüttelten sie sich so herzlich die Hände, als wollten sie den alten Freundschaftsbund aufs Neue bestätigen und befestigen.

Arnold sah es und dachte: Da ist ein Pakt geschlossen, und sie sind einig. Jetzt ist es Zeit, heut oder nie!

Meister Gotthard ging wieder in die Stube zu seiner Frau. Sie trat ihm entgegen und sagte vor ihm stehend: „Gotthard, Du weißt, daß ich Deinen Willen ehre und mein Leben lang immer geehrt habe, wenn ich ihn auch nicht recht begriff und anderer Meinung war. Ich will auch heute nicht weiter in Dich dringen, aber ich möchte doch, daß Du Dir Biskule's Vorschlag noch einmal reiflich überlegtest, ehe Du ihn so ganz von der Hand weisest. Es schien doch nicht sein Wunsch allein zu sein, die Herren müssen auf dem Rathhause davon gesprochen haben, sie erkennen Deine Gewalt in der Stadt, sie wollen Dir eine Ehre anthun und Dich zu ihres Gleichen machen; das ist doch zu bedenken, und wäre es nicht für unsere Kinder von Wichtigkeit, wenn Du in den Rath trätest?“

Meister Gotthard blickte seiner Johanna in die Augen, drohte ihr lächelnd mit dem Zeigefinger und sagte: „Frau Rathsherrin! Frau Rathsherrin!“

Das leichte Erröthen stand der fünfundvierzigjährigen Frau fast lieblich. Sie wandte sich wie schmollend ab und mußte doch nun selber lächeln, als sie hinter ihrem Rücken Gotthard's tiefes, herzliches Lachen hörte.

Arnold kam herein. Er hatte das Schurzfell draußen abgelegt, warf einen unsicheren, prüfenden Blick auf Vater und Mutter und begann mit einer Stimme, in der eine gewisse Erregung schwirrte: „Vater, ist es Dir genehm, ein freundlich Wort mit Dir reden zu lassen?"

Nur zu! nickte der Meister stumm und verwundert.

„Vater," sprach Arnold, „wenn mich nicht Alles täuscht, so habt Ihr heute mit Herrn Viskule etwas abgemacht, was auch mich einigermaßen angeht."

„Ich wüßte nicht was und wieso," erwiederte der Meister, dem diese Ansprache wie der Anfang eines Verhörs vorkam, in dem er von seinem eigenen Sohne über sein Thun und Lassen zur Rechenschaft gezogen werden sollte.

„Nun, wie Du willst, Vater," sprach Arnold, sich durch den vermeintlichen Mangel an Vertrauen zu ihm gekränkt fühlend; „wenn ich es noch nicht wissen soll, so brauchen wir ja nicht davon zu reden. Aber was mich allein angeht, darüber darf ich wohl mit Dir sprechen, denk' ich."

In Arnold's Ton lag etwas, was dem Vater mißfiel und ihm wie eine Herausforderung klang, obwohl Arnold in dem Augenblick nichts weniger als dieses beabsichtigte. Aber Meister Gotthard stand ohnehin mit seinem ältesten Sohne nicht auf so gutem Fuße wie mit seinen anderen Kindern, weil sich Arnold nicht immer so willig seinen Wünschen fügte und ihn öfter durch Widerspruch reizte. Er schwieg aber, und Arnold fuhr fort: „Vater, ich bin bald fünfundzwanzig Jahr alt, verstehe mein Handwerk, wie ich es von Dir und anderen ehrbaren Meistern in der Fremde gelernt habe, und nun — nun wäre es wohl Zeit, mein' ich, daß ich — mit einem Wort, Vater, ich möchte gern das Amt eschen und meiner selbst werden."

„Du willst das Amt eschen," wiederholte der Meister, „und dann?"

„Und dann? nun, und dann möchte ich mir mein eigen Feuer und Rauch schaffen und mich befreien."

„Etwa mit der Ursula Dippold?"

„Ja, Vater, mit Ursula Dippold."

„Kommst Du mir wieder damit?" rief der Meister heftig. „Niemals! nun und nimmermehr geb' ich das zu!"

„Gotthard!" sagte Frau Johanna.

„Schweig! sprich nicht hinein!" schnob er die Frau an.

„Vater, was hast Du gegen die Ursula?" frug Arnold.

„Das weißt Du! sie ist eines bescholtenen Mannes Kind!"

„Aber sie selber ist unbesprochen, ist eine ehr- und tugendsame Jungfrau, die in Schapel und Band zur Kirche ziehen kann."

„Der Frohn geht beim Freibröttcher ein und aus."

„Sie sind arm, und Du weißt es am besten, Vater, wodurch sie's geworden sind. Aber ein Kesselflicker oder Schäfer ist Meister Dippold nicht und treibt auch sonst kein verachtet Handwerk, er ist Böttcher wie wir.

„Mit falschem Tonnenmaß."

„Das büßt er schwer genug, und die Ursula hat Dir noch keinen Wein verschüttet."

„Soll sie auch nicht, soll mir auch keinen einschenken, ich mag sie nicht haben als Tochter. Befreie Dich mit einer ehrlichen Person aus dem Amt, wie es Handwerks Gebrauch und Gewohnheit ist nach altem Herkommen."

„Aber ich liebe die Ursula und lasse nicht von ihr," entgegnete fest und entschieden Arnold, dem des Vaters kalt abweisende Strenge das Herz zusammenpreßte wie ein Panzer von Eis.

„Trotz meinem Verbot, das Du schon mehr als einmal nachdrücklich genug von mir gehört hast," fuhr ihn der Vater an. „Denkst wohl, ich weiß es nicht, daß Du Dich immer noch mit der Dirne herumziehst, nach Feierabend hinschleichst und ihnen hilfst bei ihrem Kram? ich habe gethan, als merkte ich's nicht, habe gedacht, es wird sich schon geben, wollte Geduld mit Dir haben, aber ich sehe wohl, ich muß mit Gewalt dem Dinge ein Ende machen, wenn Du nicht von selber zur Vernunft kommst."

„Vater," sprach Arnold mit schwankender Stimme, „laß Dich erbitten, verschlage mir mein Glück nicht! Du kennst die Ursula nicht, sie ist ein braves Mädchen, hat arbeiten und sparen gelernt und wird Dir als Tochter keine Unehre machen."

„Sie sollen wohl in Lüneburg mit Fingern auf Dich weisen: das ist der Eidam des Freiböttchers, den der Alte aus dem Amte gestoßen hat, weil er falsches Maß lieferte, und nun freit der Sohn des Ausgestoßenen Tochter; es soll wohl heißen: aha! dem Alten thut's leid, es war gewiß unrecht, und nun sieht er's ein und will's wieder gut machen? niemals leid' ich das, niemals!"

„Niemals, sagst Du? Vater, weißt Du, was ich dann thue?" frug Arnold, der sich in seiner tiefen Erregung zu einer immer unbotsmäßigeren Haltung in Stimme und Geberde hinreißen ließ. „Dann geh' ich in die Fremde und nehme die Ursula mit, auch ohne Deinen Segen, und Ihr seht mich nicht wieder."

„Thu, was Du Lust hast!" rief der Meister nun noch lauter und heftiger. „Aber wenn Du meinst, Du wärest mir über die Hand gewachsen, so irrst Du Dich sehr. Ich habe zu gebieten, und Du hast zu gehorchen."

„Alte Hunde sind schwer zu bändigen, Vater!"

„Dich weiß ich noch zu bändigen, und wie! haha! Du willst Selbstherr werden? Doch nicht ohne mich. Kannst mich wohl nicht früh genug los werden aus der Werkstatt? möchtest Dein Erbe vorweg haben? Denkst, der Gilbrecht ist da, und nun sind hier Hände genug? Du bist mein Knecht, der in meinem Brode steht; kannst mir ja aufsagen, wenn Du willst, und gehen, so weit Dich Deine Beine tragen. Aber das Amt eschen kannst Du nicht ohne mich, Deinen Meister, und mit meinem Willen sollst Du's auch nicht. Hast Du zehn Mark aufzuweisen, unverborgt und ungeliehen, wie Du es mußt, wenn Du Dein eigen Werk hauen willst? Kannst Du die Auflage zahlen beim Selbstherrwerden und die vier Pfund Wachs zur Lichterkrone und das Geld für die gemalten Glasfenster und für Harnisch und Leichentuch? Hast Du Dir etwas erspart in Deinen Muthjahren? nichts, gar nichts! Meinst wohl, ich soll's bezahlen? nicht die Meisterkost richt' ich Dir aus, wenn Du mir mit der Dippold'schen kommst."

„Ich sage Dir, Vater, von der Ursula lass' ich nicht, allen Ämtern und allen Amtsmeistern der Welt zum Trotz!"

„Und ich sage Dir: die Ursula freist Du nicht, und das Werk eschest Du nicht, nicht eher, als bis ich es Dir sage! Damit hast Du für diesmal und für allemal Deinen Bescheid!"

„Vater, ist das Dein letztes Wort?" frug Arnold zitternd und bebend.

„Mein letztes!" sprach der Meister und kehrte dem Sohne den Rücken.

„Nun, so muß ich mir selber helfen! Die Gelegenheit kommt einmal, Vater! Und sollte sie mit Blut und Schrecken

kommen, — ungenutzt laß' ich sie nicht!" Damit stürmte er hinaus.

Als er hinaus war, hielt sich Johanna nicht länger. Sie sprang auf, rang die Hände und rief: „Gotthard! Gotthard, was hast Du gethan? Du treibst ihn ins Elend hinein; Du sollst sehen, wir verlieren ihn, und er ist doch unser Sohn! Ich kenne seinen Sinn, er ist so hart wie Deiner; er giebt nicht nach. Was soll nun werden?"

„Soll sich der Vater dem Sohne beugen oder der Sohn dem Vater?" sprach grollend der Meister. „Ich leide es nicht, ich dulde in meiner Sippe kein anrüchig Volk; die Ursula bekommt er nicht, und das Werk auch nicht, jetzt gerade nicht!"

Die Meisterin verhüllte das Gesicht und weinte.

„Vor Jahr und Tag hab' ich's dem Jungen verboten, sich mit der Dippold'schen noch länger einzulassen," sprach zornroth der Meister, „er hat nicht gehorcht, er will mir trotzen, er wagt es mir zu drohen. Das Handwerk will ich ihm legen!" Er setzte sich in seinen Stuhl und trommelte mit den Fingern auf der Armlehne.

Als bald darauf Ilsabe aus ihrem Schwalbennest herunter gestiegen kam, traf sie auf der Treppe mit Arnold zusammen, der zum Ausgehen gekleidet war. „Wohin jetzt schon?" frug die nichts Ahnende, „ist denn schon Feierabend?"

„Wo ich hin will?" entgegnete Arnold finster und rauh, „— ins Elend, Schwester!"

Damit ließ er die tief Erschrockene stehen und ging seiner Wege.

Zwölftes Kapitel.

In der Löwengrube auf der Techt ging Alles seinen gewohnten Gang. Meister Daniel war nicht viel zu Hause, sondern strich mehr in der Stadt auf Neuigkeiten umher und brachte fast nur noch zu den Mahlzeiten die gemachte Beute heim, die dann von geschwätzigen Zungen zerlegt und von gierigen Ohren verschlungen wurde. Frau Gesche, geborene Mushund, thronte nähend auf ihrem erhöhten Fenstersitz in der Utlucht und ließ so leicht kein Lüneburger Menschenkind auf der Straße vorüber gehen, ohne ihm eine mehr oder minder liebevolle Bemerkung anzuhängen, zu welcher der allzeit schlagfertige Timmo dann auch noch seinen Senf gab und Hans die geeigneten Gesichter schnitt. Auf diese Weise wurde Timmo in alle Familienverhältnisse der Stadt eingeweiht, und da er gelehrig und spaßhaft, wie er war, auf Alles einging, so wurde seine Stellung zu seiner Brodherrin eine immer vertrautere und freundschaftlichere. Selbst an die abschreckende Häßlichkeit der Meisterin gewöhnte er sich allmählich, weit rascher aber an die guten Bissen, die sie ihm dann und wann zuschob, und sein Blutwurm schien sich dabei außerordentlich wohl zu befinden, denn er rührte und regte sich nicht. Dennoch fehlte dem Gesellen etwas. Schon mehrere Wochen war er in Lüneburg und hatte noch keine Gelegenheit zu einem recht ausgesucht lustigen Streiche gefunden, der die halbe Stadt

in Bewegung gesetzt und die ganze von ihm reden gemacht hätte. Er tröstete sich indessen mit der Hoffnung, daß sich eine solche Gelegenheit vielleicht bei seiner feierlichen Einfahrt in die Gesellen-Brüderschaft am nächsten blauen Montag finden möchte, und es war ihm durchaus nicht zuwider, wenn er dabei zugleich den Hennebergs, besonders dem Alten, der ihn so schroff behandelt, und der hochmüthigen Tochter, die ihn so kurz abgewiesen hatte, einen kleinen oder auch einen großen Possen spielen könnte.

Dieser Gedanke beschäftigte ihn auch an demselben Spätnachmittage, an dem im Goldenen Ei zwischen Vater und Sohn so harte Worte fielen, ohne daß er ahnte, wie nahe ihm die Erfüllung dieses Wunsches war; denn Arnold erschien in der Schusterwerkstatt, die er bis jetzt noch mit keinem Fuße betreten hatte, und erschien mit einem Gesicht, auf dem mit großen Lettern geschrieben stand, daß etwas Außerordentliches vorgefallen sein mußte, was möglichenfalls Wasser auf Timmo's Mühle liefern konnte.

„Ei, ei, dem Herrn Sülfmeister sein Ältester! eine ganz ungewohnte Ehre für uns arme Schustersleute!" sagte sich erhebend Frau Gesche mit einem glücklich zu Wege gebrachten Lächeln, das in seiner Ausdehnung so ziemlich von einem Ohre bis zum anderen reichte.

„Nichts für ungut, Frau Meisterin, wenn ich ungelegen komme!" sprach Arnold.

„Wo ist Dir denn die Petersilie verregnet?" lachte Timmo, „oder ich könnte auch sagen: Du siehst aus wie ein Lohgerber, dem die Felle weggeschwommen sind."

„Kannst Du mitkommen?" frug Arnold.

„Gewiß, auf der Stelle!"

„Es ist aber noch sehr früh," bemerkte Frau Gesche

in übler Laune darüber, daß sie den des Ausfragens so würdigen und gewiß sehr ergiebigen Besuch so schnell wieder verlieren sollte. Aber Timmo drückte mit einem bedeutsamen Blicke die linke Hand auf sein Herz, und die Meisterin schwieg. Er legte die Arbeit bei Seite und machte sich zum Ausgehen bereit, während Frau Gesche sich angelegentlich nach Arnold's lieben Seinigen erkundigte und von diesem kurze, ihr viel zu kurze Auskunft erhielt. Dann gingen die beiden Gesellen und ließen Frau Gesche, geborene Mushund, allein mit ihrer schlechten Laune und mit Hans, der seiner Meisterin ein ganz gottserbärmliches Gesicht zuschnitt.

„Du machst mal wieder ein Gesicht, Junge, wie drei Tage Regenwetter," schalt Gesche.

„Habt Ihr es denn nicht gesehen, Meisterin, wie Timmo nach dem Herzen griff?" erwiederte Hans. „Der Blutwurm zwickte ihn gewiß wieder."

„Nun gehen sie zur Hombrok'schen und tragen der das schöne Geld hin," brummte Gesche, ohne sich auf den Blutwurm näher einzulassen; „hättest ihnen doch hier eine Kanne Bier herüber holen können."

„Das kann ich ja noch thun, Meisterin," meinte Hans, zog die Augenbrauen ganz hoch zur Stirn hinauf und spitzte das Maul wie ein Karpfen.

„Für wen denn? etwa für Dich? ich glaube, Du bist nicht recht bei Sinnen."

„Nein, nein, Meisterin! für Euch," sagte Hans und lachte breit über das ganze Gesicht.

„Hast Du mich schon einmal außer der Mahlzeit Bier trinken sehen?"

„Noch nicht, Meisterin; aber ich möchte es mal sehen.

Ihr müßt hübsch aussehen dabei. Ihr faßt den Krug immer so zierlich, trinkt über den Henkel und macht die Augen zu, wenn Ihr schluckt, die linke Hand auf den Brustlatz gelegt." Nun machte er es ihr mit Gesicht und Händen genau so vor, wie sie zu trinken pflegte, daß sie nicht wußte, ob sie lachen oder wüthen sollte.

„Nichtsnutziger Bengel!" rief sie, „gleich kommt was geflogen!" und sie hob schon den langen Arm. Schnell duckte Hans den Kopf zwischen die Schultern und schielte unter dem Berge hervor mit krauser Stirn und verzerrtem Mundwerk wie ein Affe. Aber die Meisterin warf nicht, und Hans dachte: Desto besser! hättest es ihr doch bloß wieder aufheben und hintragen müssen. Dann ward es still in der Werkstatt.

Arnold lenkte mit Timmo von der Techt aus nicht rechts nach dem Innern den Stadt, sondern links herum nach dem Kalkberge zu.

„Wo denn hinaus?" frug Timmo, „sollen wir nicht einen Krug Eimbecker trinken?"

„Nein," entgegnete Arnold, „ich muß an die Luft, hinaus ins Freie!"

Sie gingen auf dem hochgelegenen Wall entlang; Arnold unterrichtete den Freund von dem, was zu Hause vorgefallen war, und schloß seinen Bericht mit den Worten: „Nun rathe, nun hilf mir!"

„Das ist zu toll," sprach Timmo, der sich beim Hören seinen Plan schon halb fertig geschmiedet hatte. „Du, ein Meisterssohn, sollst das Amt nicht eschen dürfen, wann Du willst? und sollst nicht heirathen dürfen, wen und wann Du willst? Das wäre ja noch schöner! Höre, Bruder, das ist eine Sache, die nicht bloß Dich betrifft, das geht uns

Alle an, alle ehrlichen Handwerksknechte in der ganzen Stadt; das müssen wir zusammen ausfechten, Alle für Einen und Einer für Alle."

„Hast wohl Recht, Bruder," sagte Arnold; „aber wie sollen wir das anfangen? ja wenn wir Alle einig wären unter uns!"

„O darin sind wir einig," rief Timmo. „Hast Du schon einmal einen Handwerksknecht gefunden, der ganz zufrieden gewesen wäre? Hier haben wir schon zwei Punkte, die uns die Meister nachgeben müssen, erstens das Selbstherrwerden und zweitens das Heirathen; aber es wird sich schon noch mehr finden, und so lange sie nachgeben, so lange fordern wir, bis wir genug haben."

„Aber wenn sie nun nicht nachgeben?"

„Dann machen wir einen Aufbruch, ziehen auf Freiung, schelten die Meister und verrufen die Stadt."

„Glaubst Du, daß Du alle Handwerksknechte in der Stadt dazu herumkriegst?"

„Sie müssen, sie mögen wollen oder nicht. Wer nicht mitthut, kommt selbst in Verruf. Bruder Arnold, in längstens zehn Tagen von heute gehen wir auf grüne Heide!"

„Timmo! auf grüne Heide!" sprach Arnold erschrocken und blieb stehen.

„Nun, was erschrickst Du? Ich werde nicht der Einzige sein in Lüneburg, der diesen Weg schon einmal gegangen ist, und wär' ich's auch, laß mich nur machen, ich weiß Bescheid damit. Zunächst müssen wir es unter allen Brüdern in sämmtlichen Handwerken heimlich herumbringen und Ort und Stunde bestimmen. Du sollst sehen, sie kommen, sie kommen Alle; laß mich nur machen!"

„Dein Plan ist kühn, und wenn er gelingt, will ich Dich loben."

„Es muß gelingen, es kann gar nicht fehlschlagen, und eine günstigere Zeit konnten wir dazu gar nicht treffen. Jetzt ist ein großer Streit in der Stadt, und es frägt sich, wie sich Bürgerschaft und Handwerksämter dabei stellen werden, ob auf Seiten des Raths oder auf Seiten der Prälaten. Wir Handwerksknechte bilden die große Mehrzahl, man braucht uns, man kann uns gar nicht entbehren. Thuen die Meister uns den Willen, so gehen wir mit ihnen, sei es nun gegen den Rath oder gegen die Prälaten. Thuen sie uns den Willen nicht, so gehen wir zu ihren Feinden über, sei es zum Rath oder zu den Prälaten. Kurz, wer uns beisteht, dem stehen wir wieder bei, und auf jeden Fall haben wir einen mächtigen Bundesgenossen. Siehst Du das ein?"

„Freilich, freilich," sagte Arnold nachdenklich, „aber wie fangen wir das an?"

„Da müssen wir eben zu Leuten gehen, die solcher Dinge Verstand haben," sprach Timmo mit überlegenem Lächeln. „Ich habe hier in der Stadt einen guten Freund, klug, geschickt, unternehmend wie kein Zweiter; der hilft uns, wo er weiß und kann, und er ist mir gewissermaßen verpflichtet. Du kennst ihn gewiß; es ist Herr Heinrich Sengstake."

„Sengstake?!" fuhr Arnold auf, „der ist Dein Freund? der ist Dir verpflichtet?"

„Pst! nicht so laut!" machte Timmo und sah sich scheu um. „Siehst Du, eine Hand wäscht die andere. Mein Meister Daniel Spörken, der kommt viel herum in der Stadt, erfährt Alles, weiß Alles und erzählt uns Alles zu Hause, und ich, ich erzähle es wieder meinem Freunde Sengstake, der immer gern wissen will, wie Hase läuft in der Stadt, wie Bürger und Handwerker denken über den

Rath und nach wessen Seite sich Dieser oder Jener neigt, was wohl von Diesem oder Jenem zu erwarten ist; na, Du verstehst mich wohl, Bruder."

„Vollkommen," sagte Arnold.

„Siehst Du, Bruder, das ist unser Mann! der kennt die alten Satzungen noch und die Rollen der Gilden in anderen Städten und giebt uns klugen Rath, was wir von den Meistern verlangen sollen. Weißt Du was, Bruder? komm! wir gehen hin zu ihm, er wird Dir gefallen, und wenn Dir Einer in Deiner Sache helfen kann, ist er es. Komm, Bruder, komm!"

Arnold zögerte doch, auf diesen Vorschlag einzugehen, eingedenk des Auftrittes, den er in seines Vaters Werkstatt mit Sengstake erlebt hatte. „Sengstake wird mich übel empfangen," sagte er. „Als er zuletzt unsere Gelegenheit besah, ist er in Unfrieden von uns geschieden."

„So machst Du jetzt Deinen Frieden mit ihm," entgegnete Timmo. „Wenn ich Dich zu ihm bringe, wird er Dich schon gut aufnehmen, und Du kommst ja nicht als Abgesandter Deines Vaters."

Das leuchtete Arnold ein, und sie gingen, während inzwischen schon tiefe Dämmerung eingetreten war, zu dem gefährlichen Manne, der ein Haus am Sande besaß, unterwegs beredend, wie sie ihm ihre Angelegenheit am schicklichsten vorstellen sollten.

Heinrich Sengstake saß schreibend allein in einem bescheiden ausgestatteten Gemach und glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als Timmo mit dem Sohne des Sülfmeisters, seines gefürchtetsten und gehaßtesten Gegners, bei ihm eintrat. Aber blitzschnell machte er sich auch klar, daß der, den sein vertrauter Zuträger, der Schusterknecht

Timmo bei ihm einführte, nicht als sein Feind kommen konnte, sondern wahrscheinlich als ein Rath und Hülfe Suchender. Darum bezwang er sein Erstaunen und empfing beide Gesellen mit gleich zuvorkommender Freundlichkeit, als wäre die Erinnerung an jenen peinlichen Auftritt im Böttcherhause aus seinem Gedächtniß völlig entschwunden.

Nicht so schnell wurde Arnold seiner Verlegenheit Herr, und er wollte eben eine Entschuldigung vorbringen, als ihm Timmo das Wort abschnitt und dem ehemaligen Stadtschreiber mit großer Zungenfertigkeit und ohne lange Umschweife den Zweck ihres Besuches auseinandersetzte. Sengstake hörte aufmerksam zu. Regungslos wie ein lauernder Geier saß er da, die schmalen Lippen fest zusammen gekniffen, die stechenden grauen Augen in dem fahlen Gesicht mit der leicht gekrümmten Nase und dem spitzen Kinn unverwandt auf den Sprecher gerichtet, dem er mit keiner zustimmenden Meinungsäußerung, mit keiner Bewegung des Kopfes oder der Hand zu Hülfe kam. Kaltblütig abwartend ließ er Timmo ausreden, während in seinem Innern die Entschlüsse schon keimten und reiften.

Arnold Henneberg's Wohl oder Wehe war ihm sehr gleichgültig, aber dem Sülfmeister gönnte er, wie alles Böse, auch das Zerwürfniß mit seinem Sohn, und hochwillkommen war ihm Timmo's Absicht, daraus einen Kriegsfall für das gesammte Handwerk zu machen und einen allgemeinen Aufstand der Knechte gegen die Meister hervorzurufen, wenn diese, was so gut wie außerhalb aller Möglichkeit lag, nicht auf die Forderungen jener gutwillig eingingen. Schon mehr als einmal war der kühne Gedanke durch Sengstake's Kopf geflogen, Meister und Gesellen in Lüneburg zu entzweien, um beide beherrschend sich bald der Einen, bald der Andern

zu seinen Zwecken bedienen zu können. Es hatte ihm bisher nur an einer rechten Handhabe gefehlt, diese Entzweiung geschickt einzufädeln und in die gehörige Spannung zu bringen. Und nun — er hätte vor Vergnügen auflachen mögen — nun kam ihm die Gelegenheit auf zweimal zwei Füßen entgegen. Nun hieß es zugreifen und die sich entfachende Gluth schüren, ohne sich selber die Hand zu verbrennen, die er bald genug mitten im Spiele, — nein, führend und lenkend am Steuer haben wollte.

„Meine lieben jungen Freunde!" begann Heinrich Sengstake mit der größten äußerlichen Ruhe und Freundlichkeit, „ich danke Euch für das Vertrauen, das Ihr mir entgegenbringt und das an mir wahrlich nicht zu Schanden werden soll, so weit ich Euch mit meinen geringen Kräften und Kenntnissen dienlich sein kann. Ich sehe ein, daß Eure Wünsche keine ungerechten und unbilligen sind, und soviel ich mich aus den Urkunden erinnere, hatten die Handwerksknechte in alten Zeiten schon die Rechte, die Ihr jetzt gern wieder haben möchtet, und die nur auf Antrieb der Handwerksmeister oder aber des Rathes — das kann ich in diesem Augenblicke nicht bestimmt entscheiden — erst später zu Euren Ungunsten geändert worden sind. Nun würde ich Euch des lieben Friedens willen rathen, die Sache ganz offen und ehrlich vor Eurer ehrbaren Meister Augen ins Werk zu richten, wenn Euch nicht alle öffentlichen Zusammenkünfte streng verboten wären. Es bleibt Euch also leider nichts Anderes übrig, als Euch im Geheimen darüber schlüssig zu machen. Jugend hat nun aber mal keine Tugend, wie es im Sprichwort heißt, und damit dabei Alles in Ruhe und Ordnung zugeht und Ihr Euch nicht etwa durch jugendliche Ungestümlichkeit zu ungerechten und unbilligen

Forderungen gegen Eure ehrbaren Meister hinreißen laßt und Euch dadurch nur selber in Ungelegenheiten bringt, so ist es nöthig, daß ein älterer, besonnener und erfahrener Mann an Euren Berathungen Theil nimmt, und da Ihr mich nun einmal in Euer günstiges Vertrauen gezogen habt, so bin ich gern bereit, mit Euch auf grüne Heide zu gehen. Aber," setzte er hinzu, als er das Aufleuchten in den Augen seiner beiden andächtigen Zuhörer bemerkte, „nur unter der Bedingung, daß meine Theilnahme an Eurer Versammlung vorher wie nachher streng verschwiegen bleibt und daß Ihr Euch meinen wohlmeinenden Winken und Anordnungen bis zum völligen Austrag Eures Zwiespaltes mit den Meistern bereitwillig fügt und nichts thut oder unterlaßt, als was ich Euch zu thun oder zu lassen rathe und heiße. Sagt diese Bedingung allen Euren Brüdern, und wenn Ihr mir am Abend Eurer Zusammenkunft die unverbrüchliche Folgsamkeit aller Handwerksknechte versprechen und verbürgen könnt, so sollt Ihr einen guten Freund und Führer an mir haben."

„Mit Freuden!" rief Arnold und reichte dem Arglistigen die Hand zum Bunde.

„Nichts leichter als dies!" sagte Timmo, „und was nun die einzelnen Punkte unserer Forderungen betrifft —"

„Halt!" unterbrach ihn Sengstake, „so etwas bespricht sich am besten bei einem guten Trunk. Ich lade Euch hiermit freundlich zu einem Becher Wein im Rathskeller. Da sind wir zu dieser Stunde ganz ungestört und können dort in aller Ruhe mit einander berathen. Nicht wahr? Ihr kommt mit."

Sie nahmen die Einladung, ganz entzückt von des gewandten Mannes gefälligem und verbindlichem Wesen, mit

allem Dank an, und Sengstake fügte darauf hinzu: „Und wenn es Euch recht ist, so ziehen wir dabei noch einen vertrauten und erfahrenen Freund von mir zu Rathe, der noch dazu ein trefflicher Kumpan beim vollen Becher ist, Herr Hans Dalenborg.“ Auch damit waren die beiden Gesellen gern zufrieden und brachen nun mit ihrem gütigen, heimlich frohlockenden Wirth auf, um Herrn Hans Dalenborg abzuholen und in dessen Gesellschaft zur mehreren Besprechung und Besiegelung des Bündnisses in den Rathsweinkeller hinabzusteigen. —

Als Balduin Biskule bald nach seines Vaters Ankunft im Böttcherhause von dort wegging, begleitete ihn Gilbrecht und blieb bis gegen Abend mit dem Freunde zusammen. Dann erinnerte er sich seines schon längst beabsichtigten Vorhabens, den alten Rathskellermeister in des Rathes großem Weinkeller zu besuchen und bei ihm das Handwerk zu grüßen, denn er hielt sich ja selber wenigstens für einen halben Küfer. So begab er sich denn nach dem Rathhause und die Treppe hinab zu den weiten, hochgewölbten Kellerräumen mit den dicken Mauern und Pfeilern, wo die reichen Weinvorräthe lagerten, lange Gänge kreuz und quer führten, verschiedene Trinkstuben, abgesondert oder verbunden, zum Zechen einluden und die grauen Steinwände, nur spärlich beleuchtet, in feuchtem Glanze schimmerten.

Ganz hinten war die behaglich eingerichtete und mit einem Kamin versehene Trinkstube für die Rathsherren, die hier manche trauliche und wichtige Besprechung ganz geheim beim Weine zu halten pflegten. Dies war ursprünglich ein einziger großer, mit einem Kreuzgewölbe überspannter Raum gewesen, der aber nun schon seit langer Zeit durch nicht ganz bis zur Decke reichende Zwischenwände in mehrere Ge-

mächer getheilt war; man konnte jedoch in keinem derselben hören oder gar verstehen, was in einem anderen gesprochen wurde. Die zwei sich an den äußersten Enden schräg gegenüberstehenden und durch andere, dazwischen liegende, getrennten Gemächer waren das eine die Herrenstube für den Rath und das andere das Stübchen für den Rathskellermeister, wo er mit seinen Büchern, Kerbhölzern und Proben hantirte, das er fast nie von einem anderen Menschen betreten ließ, und aus dem er jeden Gast, der ihn dort aufsuchte, sofort in einen anderen Raum führte. Den Grund davon sagte er Niemand.

Der vieljährige, getreue Rathskellermeister Ambrosius von dem Rhyne war ein alter Freund Meister Gotthard Henneberg's, und Gilbrecht hatte schon als Junge seinen Vater manchmal zu jenem begleiten und an dem Becher des Freigebigen nippen dürfen. So wußte er denn Bescheid im Keller und ging nicht fehl, als er seinen alten Gönner hier unten aufsuchte. Er fand ihn in seiner Küferstube, wie er eben in jeder Hand ein halb gefülltes Glas hielt, um die Farbe der beiden Sorten Wein vor einem brennenden Wachslichte zu prüfen.

„Glück herein, Meister Ambrosius! Gott ehr' ein ehrbar Handwerk!" rief Gilbrecht fröhlich.

Der Alte stellte die beiden Gläser behutsam auf den Tisch und sagte, als er den Gast erkannt hatte: „Gilbrecht! Jung! kommst Du endlich zu dem alten Kellerwurm? das freut mich! sei willkommen wegen des Handwerks! habe schon von Dir gehört, bist am Rheine, an meinen lieben, schönen Rheine gewesen, bist ein Küfer geworden, das freut mich! Warte, Jung! das müssen wir feiern, kommen ja doch so jung nicht wieder zusammen."

Er führte Gilbrecht in das Nebengemach, welches nach dem an die Decke gemalten Reichsadler die Adlerkammer hieß, verschwand dann und kam mit einer Flasche und zwei Holzbechern zurück, die an Rand und Fuß mit Silber beschlagen waren. „Hier," sagte er, „Rathsherrenwein! der beste, der den Herren für ihren Ehrenstand gegeben wird. Koste, Jung, koste! — Hm! nicht wahr? Gott sei gepriesen und gedankt für diese Rebe!"

„Amen, Meister Ambrosius!" sagte Gilbrecht und trank zum anderen Male, „Euch zum Wohle, großgünstiger Freund!"

„Danke! danke! aber du lieber Gott! es wird nicht viel helfen, ich werde bald den letzten Becher geleert haben. Das Einzige, was bei mir noch einigermaßen Stich hält, ist die Zunge und allenfalls die Nase; mit dem Uebrigen sieht es klapperig genug aus."

„Davon merkt man Euch nichts an, Meister Ambrosius," sprach Gilbrecht freundlich und trank wieder. „Ein köstlicher, herrlicher Tropfen!"

„Das soll wohl sein!" lächelte der Alte. „Jung, weißt Du was? Du wirst mein Nachfolger. Stille, stille! Du wirst mein Nachfolger, sag' ich; Du wirst einmal Rathskellermeister von Lüneburg; denk' an den alten Ambrosius, der hat's gesagt. Ich will Dich auch einweihen in alle Kellergeheimnisse, sollst Alles wissen, wo die Alten lagern und die Jungen, und Alles, was ich weiß, sollst Du auch wissen. Nur Eins, nur ein Geheimniß, das sag ich Dir erst auf meinem Sterbebette, denn es ist ein großes, ein merkwürdiges Geheimniß und Du mußt mir schwören, es zu hüten und zu bewahren, wie ich es gethan habe, bis Du es wieder Deinem Nachfolger in die Ohren raunst, wie ich es von meinem Vorgänger erhalten habe; es ist

ein großes, ein merkwürdiges Geheimniß, und kein Mensch weiß es außer mir; nur der Rathskellermeister darf es wissen, kein Rathsherr und kein Bürgermeister."

So plauderte der Alte, und der Junge hörte lächelnd und trinkend zu. Fast eine Stunde saßen sie beisammen. Meister Ambrosius frug nach diesem und jenem, wie es am Rheine stehe, und fühlte seinem Liebling auf den Zahn nach allerlei Küferarbeit, und Gilbrecht bestand die Prüfung gut zur Freude des Alten. Endlich brach er auf und gelobte gern, zuweilen wieder vorzusprechen.

Als er die Treppe herauf kam, war es fast dunkel geworden, aber er sah doch noch, wie vier Männer gerade auf den Eingang zum Keller herzuschritten. Gilbrecht barg sich hinter einem der dicken Pfeiler in dem überdeckten Bogengange des Rathhauses, weil er nicht gern als ein aus dem Weinkeller Kommender gesehen werden wollte.

Die Männer kamen heran, und Gilbrecht erkannte sie, ihre Gestalten, ihre Gesichter, ihre Stimmen. Es war Arnold, sein Bruder Arnold mit Sengstake, Dalenborg und dem Schusterknecht Timmo. Wie war es nur möglich? was sollte das bedeuten?

„Gewiß, Herr Sengstake!" sagte Arnold im Vorübergehen, „auf uns könnt Ihr Euch verlassen."

Gilbrecht hatte diese Worte seines Bruders deutlich verstanden, nicht aber Sengstake's Erwiederung darauf. Ihm grauste fast.

Die Vier stiegen in den Keller hinab ohne Gilbrecht zu sehen, und er ging wie betäubt nach Hause, aber mit dem Vorsatz, vorläufig zu schweigen.

Dreizehntes Kapitel.

Auf der Rübekuhle, einer engen, krummen Gasse unweit der Lambertikirche, wohnte in einem kleinen, ziemlich baufälligen Hause, das über und über verschuldet war, der Freiböttcher Meister Alhard Dippold, und außer Weib und Kind waren Armuth und Sorge seine Hausgenossen. Böttcher war er fast nur noch dem Namen nach, denn zur Gilde gehörte er nicht mehr, hatte kein Geld, sich das nöthige Holz zu kaufen, und auch keine Kundschaft mehr, die ihm Arbeit bestellt oder abgekauft hätte. Nur dann und wann brachten ihm mitleidige Nachbaren einen schadhaften Bottich, ein Waschfaß oder ein Paar Eimer zum Verholen, aber dann mußten sie ihm auch gleich das Geld zum Erwerb der wenigen Dauben und Bände vorstrecken, und für die geringe Arbeit erhielt er nachher bei der Abrechnung nur noch blutwenig ausbezahlt. Die dreiköpfige Familie hätte noch mehr darben müssen, als sie ohnehin schon zu thun gezwungen war, wenn nicht Mann, Frau und Tochter kleine Nebenverdienste gefunden hätten, die sie wenigstens vor dem Hungern schützten. Der Fahrtmeister auf der Sülze war ein weitläufiger Verwandter der Frau, und dieser beschäftigte, soviel er konnte, den Meister Dippold in der Fahrt, dem unterirdischen Stollen, durch den man zu den Solquellen gelangte und dessen hölzerne Stützen, Träger und Bretter-

wände einer aufmerksamen Instandhaltung und jeweiligen Ausbesserung bedurften. Eigentlich war dies Sache der Zimmerleute, aber es drängte sich Niemand zu der beschwerlichen und nicht gefahrlosen Arbeit, und Niemand erhob dagegen Einsprache, daß man sie dem Freiböttcher überließ, der ja auch mit Beil und Säge umzugehen wußte. Nur war die Beschäftigung in der Fahrt keine dauernde und beständige, und manchen Tag, ja manche Woche mußte der nicht fest Angestellte ledig gehen. Die Meisterin, Frau Druda, trieb als Hökerin auf dem Mittwochsmarkt einen kleinen Handel, und weil sie ebenso ehrlich wie bedürftig war, so schenkten ihr die Krämer, bei denen sie einkaufte, Treu und Glauben auf kurze Frist. Ursula, die Tochter, stickte zu Hause Hüte für den Hutfilter im Stücklohn. Für einen flandrischen Lammwollhut bekam sie einen Schilling.

Dippold's Ausstoßung aus dem Böttcheramte war ein harter Schlag für die Familie gewesen, und schuldlos war er ja nicht, aber Niemand außer ihm selber und einem einzigen Anderen wußte, wie gering die Schuld war, um derentwillen er so schwer büßte. Dieser Eine war ein armer Schiffer und Eichenführer, der den Böttcher dazu verleitet hatte, die Salztonnen etwas kleiner zu machen, als vorgeschrieben war, nur damit er einige mehr auf seinen Kahn laden konnte und also mehr Fracht erhielt, als ihm von Rechtswegen zukam. Niemand wurde um die fehlende Menge Salz betrogen, denn dieses wurde in Hamburg neu vermessen oder gewogen, und der Kaufmann bezahlte nur das wirklich empfangene. Die Fracht aber wurde tonnenweise berechnet; der Schiffer steckte den ungerechten Vortheil ein; und der Böttcher, dem die untermäßigen Tonnen wie vollmäßige bezahlt wurden, sparte etwas Holz daran. Die

Wardirer hatten im Vertrauen auf seine Rechtlichkeit nicht sorgfältig bei ihm nachgemessen, aber im Ohmhof auf dem Ochsenmarkte, wo die Tonnen von Zeit zu Zeit geeicht wurden, entdeckte man eines Tages den Betrug, der es ja doch immerhin war, und vor der unerbittlichen Strenge der Handwerksordnung galt keine Nachsicht und Vergebung. Das erste Gebot war: Das Handwerk muß so rein sein, wie von den Tauben zusammengetragen, und dem Amtsmeister Gotthard Henneberg war es ein Greuel, eine Unehrlichkeit an einem Werkbruder zu erleben; es wäre für ihn selber ein Schandfleck gewesen und geblieben, wenn er das ungerügt und ungestraft hätte hingehen lassen. Dem betroffenen Böttcher aber hätte es wenig geholfen, wenn er den Schiffer als seinen Verführer und Hauptschuldigen angegeben hätte. Dann wäre auch dieser aus dem Schifferamte gestoßen, und was hätte der dann anfangen sollen, der weiter nichts gelernt hatte, als seinen Kahn zu führen, und der nicht ein Kind, wie Dippold, sondern deren sechs hatte; die hätten ja dann hungern müssen. So schwieg der Böttcher und trug seine Schande, sein Leid und seine Noth, und Niemand ahnte, am wenigsten sein Amtsmeister Henneberg, daß der unehrlich gewordene Mann ein besserer und braverer war, als mancher Andere, dem kein Wardirer etwas am Zeuge flicken konnte.

Auf drei Jahre war er aus dem Amte gestoßen. Wenn diese Zeit um war, dann konnte er sich wieder redlich machen lassen und wieder in die Gilde eintreten. Aber mittlerweile hatte sich seine Kundschaft zu anderen, unbescholtenen Meistern gewandt. Würde sie je wieder zu ihm zurückkehren? würde er je aus seinen Schulden heraus und wieder zu Beschäftigung und nur einigermaßen gedeihlichem Wohlstand gelangen? Was ihn am meisten dabei kümmerte,

war der Gedanke an Weib und Kind, besonders an seine Tochter Ursula. Er hatte sie durch seinen Frevel um ihr Glück gebracht. Ein Sohn des Sülfmeisters warb um sie, als Arnold Henneberg's Gattin hätte sie ein sorgenloses behagliches Leben gehabt. Diese Aussicht war nun für immer dahin. Ursula saß mit ihrer hoffnungslosen Liebe im sehnenden Herzen und stickte sich an den Hüten die Finger wund, und Keiner, Keiner würde sie zum Weibe begehren, wenn Arnold Henneberg sie sitzen ließ.

Ihre Eltern sparten sich den Bissen vom Munde, um sie bei gutem Aussehen zu erhalten, daß ihre Wangen nicht bleichen, ihre Gestalt nicht abfallen sollte und das hübsche Mädchen auch in Kleidung stets anständig und sauber einher ginge. Nur zu diesem Zwecke ließ sich auch Frau Druda bewegen, und zwar heimlich, ohne Wissen ihres Mannes und ihrer Tochter, von Arnold den größten Theil seines sehr mäßigen Wochenlohnes anzunehmen, den er erst nach langer Überredung der Abwehrenden zustecken durfte, ihr fast jedesmal aufs Neue förmlich aufdringen mußte.

Heute, am Mittwoch Vormittag, war Ursula allein im Hause, der Vater war auf der Sülze, die Mutter saß auf dem Markte. Da that sich die Thür auf, und Arnold trat in die ärmliche Stube. Schnell hing sie am Halse des Geliebten, und als sie bemerkte, wie ernst, wie beinah verstört er aussah, frug sie besorgt: „Arnold, was ist Dir? was hat es wieder gegeben?“

„Nichts Neues, Kind!“ erwiederte er in bitterem Tone. „Ich habe mal wieder einen Tanz mit dem Alten gehabt, und einen schlimmeren denn je.“

Sie seufzte tief und barg das Haupt an seiner Brust.

„Es giebt noch eine letzte Hoffnung,“ sagte er; „schlägt

auch die fehl, so bleibt uns nichts übrig als ein muthiger Schritt, der dem Dinge mit Gewalt ein Ende macht."

„Ein Ende, Arnold? ein Ende?" frug sie traurig.

„Nicht unserer Liebe, mein Herzensmädchen!" beruhigte er, „die soll uns Keiner nehmen, er sei, wer er sei, nicht Vater oder Meister und nicht der Herrgott im Himmel."

„Lästere nicht, Arnold!" sprach sie erschrocken.

„Ach! der thut es ja schon von selber nicht," lächelte er, „der trennt uns nicht, so lange wir uns Treue halten."

„Meine hast Du bis in alle Ewigkeit, Arnold!" rief sie mit blinkenden Augen.

„Wie Du die meine!" sprach er und drückte sie fester an sich.

„Komm her, setze Dich und erzähle," bat sie; „was hat es gegeben?"

Er setzte sich auf ihren Stuhl und nahm die Geliebte auf seinen Schoß. „Laß nur," sagte er dann, „Du kannst Dir's wohl denken. Ich soll Dich nicht freien."

Aber sie ließ nicht nach; er mußte ihr den heftigen Wortwechsel mit seinem Vater berichten und ihr erklären, warum er gerade gestern wieder davon angefangen hatte. Er hätte nämlich zu bemerken geglaubt, vertraute er ihr nun, daß eine Verbindung Balduin Viskule's mit seiner Schwester Ilsabe im Werke und gestern zur Freude aller Betheiligten auch wirklich geschlossen worden wäre. Und das glaubte er auch heute noch, obwohl man es ihm verheimlichen wollte. Da hätte er denn gemeint, den günstigen Augenblick und die frohe Stimmung seines Vaters benutzen zu sollen, um diesem den höchsten Wunsch seines Lebens noch einmal recht dringend ans Herz zu legen, in der festen Hoffnung auf Gewährung. Aber darin hätte er sich bitter getäuscht; der Vater hätte ihn gleich von vornherein kurz

und schroff abgewiesen, so daß auch ihm bald der Ton der frommen Bitte abhanden gekommen und der helle Streit zwischen ihnen ausgebrochen wäre.

„Und das Alles meinetwegen!“ seufzte sie. „Ich trage den Unfrieden in Euer Haus. Wie werden mich die Deinigen alle hassen und verwünschen!“

„Niemand haßt und verwünscht Dich, Du Liebe!“ sprach er, „und das Übrige nehme ich auf mich, Dich darf es nicht kümmern.“

„Deine Schwester soll eine Biskule werden, und Du verlangst eine Dippold zum Weibe!“ sprach sie demüthig. „Wie verträgt sich das?“

„Ich gönne Jedem sein Glück,“ erwiederte er, „aber das meine bist Du, und den Kampf um Dich nehme ich auf mit Jedem, der sich mir dabei in den Weg stellt.“

„Steht Dir denn Keiner bei?“ frug sie, „auch Deine Mutter nicht?“

„O die Mutter thäte es von Herzen gern, aber sie richtet gegen den harten Willen meines Vaters nichts aus.“

„Und die Hoffnung, von der Du vorhin sprachst?“

„Sicher ist sie nicht.“

„Was ist es denn, worauf Du baust?“ frug sie.

„Frage mich nicht,“ erwiederte er, „ich darf Dir's nicht sagen.“

„Mir nicht sagen, woran unser Schicksal hängt?“

„Nein,“ sprach er, „es ist ein gefährlich Ding, und ich habe Schweigen gelobt, denn unserer Viele sind daran betheiligt.“

„Eurer Viele? Arnold, was soll ich davon denken? willst Du meinetwegen Dich und Andere in Gefahren stürzen?“ frug sie besorgt.

„Es ist nicht bloß Deinet- und meinetwegen,“ erwiederte er, „es steht mehr dabei auf dem Spiele.“

Sie bat und schmeichelte, ihm das Geheimniß zu entlocken, aber er blieb fest und verrieth ihr nichts. „Es ist ja nur eine Hoffnung,“ sagte er.

„Und wenn sie fehlschlägt? Arnold, was dann?“

„Dann? Ursula, hättest Du wohl den Muth, Vater und Mutter zu verlassen und mit mir heimlich in die weite, weite Welt zu gehen?“

Sie hatte den einen Arm um seinen Nacken geschlungen, umfing ihn nun auch noch mit dem andern und schmiegte den Kopf an seine Schulter; aber sie antwortete nicht. Er fühlte, wie sie zitterte.

Endlich kam es leise von ihren Lippen: „Wohin, Arnold? wohin?“

„In die Fremde, Kind,“ sagte er, „ganz gleich, wohin, und wenn es nicht anders ist, meinetwegen unter die fahrenden Leute.“

„Arnold!“ fuhr sie auf und sah ihn bestürzt an.

„Unehrlich sind wir ja dann so wie so,“ sagte er, „haben nicht den Segen von Vater und Mutter und nicht den Segen der Kirche, haben nichts als unsere Liebe und vier gesunde Arme. Unter den Elenden und Fahrenden giebt es auch noch gute Menschen, und der uns zu den Geächteten getrieben hat, der mag es vor Gott und sich selber verantworten.“

„Laß uns noch warten, Arnold! laß uns noch hoffen,“ sagte sie, „wir sind ja noch jung.“

„Warten worauf?“ frug er düster.

„Auf Gottes Hülfe,“ sprach sie. „Du sagst ja selber: der trennt uns nicht, wenn wir uns treu bleiben.“

„Nur dem Muthigen hilft Gott,“ sprach Arnold, „Keinem, der die Hände faul in den Schoß legt. Ich will Dich besitzen als mein ehelich Weib, und Du ersehnst dasselbe, Ursula! oder nicht?“

Wieder barg sie bebend das Haupt an seiner Brust.

„Also frage ich Dich: bist Du zum Äußersten bereit? willst Du mir folgen, wohin ich Dich führe? willst Du kommen, wenn ich Dich rufe?“

„Wenn Deine letzte Hoffnung fehlschägt, — ja!“

Und heiß fühlte er ihren Mund auf seinem Munde.

„Steh auf,“ sprach er dann, „und laß mich gehen; es ist Zeit für uns beide. Ich habe Dein Wort. Schweige still und warte der Dinge, die da kommen werden und dann — auf Wiedersehen! Lebewohl!“

Aber er ging noch nicht. Sie hielten sich fest umschlungen, ohne Worte, aber mit glühenden Wangen, bis sie ihn mit sanfter Gewalt ängstlich hinausschob. Da ging er hinweg.

Ursula verriegelte schnell die Thür und preßte die Hand auf den wildwogenden Busen: „Alles, Alles, was Du willst, ohn' Ende, ohn' Ende!“

Vierzehntes Kapitel.

Herr Detlef und Frau Katharina Mandelsloh wollten in ihrer reichen Häuslichkeit den Himmelfahrtstag mit einem Mittagsmahle feiern und hatten dazu ihre nächsten Freunde geladen. Unter den Gästen in der doppelten Zahl der Musen befanden sich der Abt vom Kloster St. Michaelis Herr Ludolf von Hitzacker; jener liebenswürdige alte Junggesell, der Rathsherr Marquard Mildehövet, der den neuesten Anfall seines Podagels, vielleicht Dank der ihm von Daniel Spörken gelieferten Pelzstiefel, diesmal schneller als sonst überstanden hatte; die Geschwister Balduin und Hildegund Viskule; die schöne junge Wittwe Frau Walpurg Grönhagen und die beiden Junker Giso Stöterogge und Leonhard Düsterhop.

Das Gastgebot hatte gelautet: Wenn die Glocke zwölf schlägt, so laßt Euch bei uns finden und seid unsere Gäste. Alle waren pünktlich erschienen und sahen sich in ihrer Erwartung eines ausgesucht glänzenden Mahles durchaus nicht getäuscht, denn das Ehepaar Mandelsloh verstand sich darauf, es seinen Gästen freudig und bequem zu machen. Die Plätze waren an der festlich geschmückten Tafel aufs Sorgsamste erwogen, so daß Jeder seinen Liebling in der Gesellschaft oder seinen Geistesverwandten zum Nachbar hatte und die Unterhaltung von Anfang an heiter belebt war.

Der Abt erfreute sich des Ehrensitzes obenan quervor am Tische zwischen dem Rathsherrn und Frau Walpurg, die Balduin zu ihrer Linken hatte, während am anderen Ende zwischen zwei jungen Fräulein Leonhard Düsterhop und neben Hildegund Giso Stöterogge saß.

Man war eben beim dritten Gange, der aus folgenden, zur Auswahl gleichzeitig aufgetragenen Gerichten bestand: Hirschbraten mit Limonien, gelbes Lammfleisch mit Kapern, Hecht in Gallert, Karpfen mit Rosenessig, Kapaunpastete, Ochsenzunge mit Oliven, gefüllte Eier und Marzipan. Dazu gab es Rüdesheimer, Hippocras und Muskateller.

„Herr Rathsherr," sprach der genußfrohe Abt, „die Kapaunpastete ist köstlich, aber nehmt Euch doch vor den Trüffeln darin in Acht; sie sind sehr nahrhaft und begünstigen das Podagel. Gebt mir sie lieber, mir bekommen sie vorzüglich."

„Mir auch, hochwürdiger Herr!" lächelte Herr Mildehövet. „Indessen, wenn Ihr mir die Hechtsleber abtreten wollt, die Ihr zu finden so glücklich waret —"

„Mit Vergnügen wäre ich dazu bereit," erwiederte der Abt, „hätte ich sie nicht aus schöner Hand bekommen, aber ich fürchte, meine Frau Nachbarin, die sie mir auf den Teller geschoben, würde das übel vermerken."

Dabei hatte er die Hechtsleber schnell zerschnitten, und auch der Rathsherr rettete sich seine Trüffeln.

Frau Walpurg hatte des Abtes Antwort nicht gehört, denn Balduin, einen silbernen Becher mit Hippocras in der Linken, bog sich über ihre Schulter, die rund und voll aus dem tief ausgeschnittenen Kleide schaute, und flüsterte ihr ins Ohr: „Auf das Wohl der Schönsten am Tische!"

„Und welche wäre das?" frug sie mit einem lockenden Blicke.

„Leiht mir das Spieglein an Eurem Gürtel, holdseligste Frau, daß ich sie Euch zeigen kann," antwortete er, ihr den Blick erwiedernd.

„Laßt das nicht die blonde Philippine dort hören, Junker! oder — oder eine andere Blonde."

„Keine Blonde kann mich aus den Fesseln einer Dunklen befreien," sprach er lebhaft.

„Mögen sie Euch nicht zu schwer drücken!" sagte sie geschmeichelt und lächelte still vor sich hin.

Die Fesseln der schönen Wittwe drückten Balduin in der That nicht schwer, so gefangen er auch in ihnen lag. Sie konnte bezaubern, wenn sie wollte, hatte in ihren großen, dunklen Augen mit den langen Wimpern den Ausdruck einer schwärmerischen Hingebung oder tiefsinnigen Schwermuth so gut und so schnell bereit wie den einer feurigen Lustigkeit. Ihre Lippen konnten lächeln wie die einer winkenden Nixe und konnten blühen und schwellen, als warteten sie sehnsüchtig auf die leise Berührung oder den flammenden Druck eines anderen Lippenpaares. Ihr Wuchs und ihre Bewegungen waren voll Anmuth und sinnberückendem Liebreiz, Gedanken und Wünsche herausfordernd. Sie verlangte Bewunderung, und nicht bloß stumme, nicht bloß aus der Ferne. Sie gab sich den Anschein eines schwer gezügelten Begehrens, um selber ein Gegenstand heißen Begehrens zu sein.

Der Macht ihrer Reize und Künste war sie sich so sicher bewußt, daß sie unumschränkt über dieselben gebot und sie kämpfen oder spielen ließ, wann und wo es ihr beliebte. Und es hatte ihr seit langer Zeit nicht so beliebt wie heute zum Angriff auf Balduin's schwach bewehrtes und schlecht vertheidigtes Herz, um in ihm eine Leidenschaft zu wecken und zu schüren, die nach dem Besitze der verführerischen

Frau trachten mußte. Ihr Ziel war seine Hand, und der Name ‚Frau Walpurg Viskule‘ klang ihr sehr wohltönend, wenn sie ihn auf ihrem einsamen Lager den eigenen Ohren vernehmlich vorsprach.

Walpurg war die Tochter eines angesehenen Handelsherrn in Triest, ihre Mutter stammte aus Florenz, und sie selber konnte das italienische Blut in ihren Adern nicht verleugnen. Ihr vor anderthalb Jahren verstorbener Gatte aus altem lüneburgischen Geschlecht, Herr Bernhard Grönhagen, ein Geschäftsfreund ihres Vaters, hatte sie in Triest kennen gelernt und, angezogen von ihrer südlichen Schönheit, als seine Gemahlin nach dem Norden entführt. Er war viel älter gewesen als sie und hatte sie nach einer kurzen Ehe, der kein Kind das Leben verdankte, zu einer einundzwanzigjährigen, nicht trostlosen Wittwe und zur unbeschränkten Herrin eines nicht unbeträchtlichen Vermögens gemacht, so daß sie sehr angenehm und genußreich von ihren Renten, zu denen auch Sülzeinkünfte gehörten, leben konnte und es auch frei und fröhlich that. An eine Rückkehr in ihre Heimath dachte sie nicht, denn es gefiel ihr in der reichen Hansestadt, aus deren Boden ihre Einnahmen quollen und unter deren Bewohnern sie viele freundschaftliche Beziehungen angeknüpft hatte, gar zu gut. Auch mit den überlebenden Verwandten ihres verstorbenen Gatten stand sie auf bestem Fuß und war überhaupt beliebt, bei den Männern noch mehr, als bei den Frauen. Die Ersteren entzückte sie durch ihre Liebenswürdigkeit, Gewandtheit und Schönheit, und das sahen die Letzteren nicht gerade gern, denn sie fürchteten davon nicht ohne Grund Gefahren für die leicht entzündbaren Herzen der Männer, warfen ihr eine unerlaubte Gefallsucht vor und gönnten ihr ihre Siege nicht. Aber auch die Zuneigung

der Frauen wußte sie durch ihr lebhaftes, einschmeichelndes Wesen zu gewinnen, trotzdem daß Manche behaupteten, sie angle nach Herzen und sehne sich nach einem zweiten Manne.

Weit fehlgeschossen war das nun freilich nicht, und wären die übrigen Gäste der Frau Katharina Mandelsloh nicht mit sich selber und ihren nächsten Tischnachbaren zu beschäftigt gewesen, so hätten sie heute das belustigende Schauspiel genießen können, mit welchem Reiz und Zauber, mit welcher List und Kunst sich Walpurg in Balduin's Herz hinein stahl, hinein plauderte, blickte, lächelte, seufzte. Er war ganz berauscht von ihr, wenn er ihre Worte von den scherzenden, schmeichelnden Lippen fing, ihr in die Gluthaugen blickte oder auf den schimmernden Hals und Nacken, wenn sie sich wie zufällig mit den Armen berührten und ihnen das Herz, von feurigem Weine gehoben, immer mehr auf die Zunge kam.

Aber die Anderen hatten eben nicht Zeit, diese Zwei zu beobachten, und Hildegund, die es gern gethan hätte, saß am anderen Ende auf derselben Seite des Tisches und konnte daher ihren Bruder nicht sehen. Auch nahm Giso Stöterogge sie ganz in Anspruch mit huldigenden Worten und Aufmerksamkeiten, die sie immerhin anhören und freundlich erwiedern mußte, da er sich mit seinem Werben in züchtigen und bescheidenen Grenzen hielt. Fast that es ihr leid um ihn, daß sie seine Liebe nicht mit gleichen Gefühlen beglücken und ihm kein Zeichen von Hoffnung geben konnte. Giso jedoch, der Begegnung im Viskuleschen Garten am Sonntag gedenkend, schloß aus Hildegund's mild ablehnendem Benehmen, daß Gilbrecht Henneberg schon ihr Herz besäße, und schwer verletzte es den Stolz des verwöhnten Junkers, daß er in der Gunst des edelgeborenen Fräuleins einem Böttcher-

knechte nachstehen sollte. Die Eifersucht auf den, wie er glaubte, glücklichen Nebenbuhler stachelte ihn, und er nahm sich vor, diesen bei nächster Gelegenheit seinen Grimm fühlen zu lassen und ihn in die gebührenden Schranken seiner untergeordneten Stellung zurückzuweisen. Aber auch Hildegund wünschte er es vorzuhalten, daß sie ihre Neigung unter ihrem Stande verschenkte. Er rief seinem Freunde Leonhard Düsterhop übermüthig zu: „Hast Du denn auch von der großen Rede gehört, Leo, die der Sülfmeister neulich im Bierkeller zum Besten gegeben hat? Diese Schuster und Schneider bilden sich wahrhaftig ein, sie wären die Hauptthähne hier in der Stadt und könnten einen hochedlen Rath lenken und meistern."

„Gönn' ihnen doch die müßige Kurzweil, die Faust in der Tasche zu ballen," lachte Leonhard; „sie wollen doch auch ihren Spaß haben beim Sonntagsbier. Der hochedle Rath fragt nach dem ganzen Pack nicht so viel, und wenn sie es zu arg treiben, so läßt er sie beistecken."

In Hildegund wallte es heiß auf; sie warf einen zornigen Blick erst auf den einen, dann auf den anderen der Sprecher, und Giso hatte es nun mit ihr verdorben. Die ihnen am Tische Zunächstsitzenden hatten natürlich die auffallenden Bemerkungen der vorlauten Junker vernommen, und es war ihnen peinlich, in solcher Weise über einen Mann wie den Sülfmeister sprechen zu hören, der auch den Besten und Vornehmsten in der Stadt allezeit Achtung, zuweilen sogar einige Furcht einflößte. Herr Degenhard Schomaker konnte sich nicht enthalten, darauf zu erwiedern, daß sich die so leichtfertig berührte Angelegenheit doch noch von einem ernsteren Gesichtspunkte aus betrachten ließe, als die jungen Herren hier beim Weine zu thun beliebten, und wenn sie es

noch nicht wüßten, so wollte er sie darauf aufmerksam machen, daß gerade von der Haltung des einflußreichen und unbestechlichen Sülfmeisters Wohl und Wehe der Stadt für die nächste Zeit abhinge.

Diese entschiedene Zurechtweisung gab Allen das Stichwort zu einem Austausch der Meinungen über die Macht des Sülfmeisters und sodann über die Stellung, die er und die anderen Handwerksmeister in dem Streit des Rathes mit den Prälaten muthmaßlich einnehmen würden. Es dauerte gar nicht lange, so fuhr man hier am Tische mit vollen Segeln in diesen großen Streit selber hinein, und die gegenseitigen Behauptungen drohten bei der in diesem Punkte sehr verschieden denkenden, im Übrigen aber durchaus befreundeten Gesellschaft immer gereizter zu werden. Der Sülfmeister hatte hier Feinde und Freunde, unter letzteren vor Allen die Viskules, die Prälaten waren durch den Abt würdig vertreten, und die Vertheidigung des Rathes führte Herr Marquard Mildehövet. Viel Köpfe, viel Sinne galt auch hier. Keiner gab dem Gegner etwas nach, Jeder verfocht seine Ansicht auf das Hartnäckigste, selbst die Frauen mischten sich ein, und wie sich kreuzende Klingen blitzten Worte und Wiederworte hinüber und herüber. So war der Funke Eifersucht in Giso's Brust zu hellen Flammen eines Kampfes empor gelodert, den abzubrechen es hohe Zeit war, wenn nicht die bis jetzt so fröhliche Stimmung eine empfindliche Störung erleiden sollte.

Wer war nun am ersten berufen oder bereit, das Feuer zu löschen? Zur großen Überraschung aller Anwesenden war es Niemand anders, als Frau Walpurg Grönhagen, die das Amt eines Friedensengels übernahm und es in einer wunderlichen, aber wirkungsvollen Weise

ausübte. Was that sie? Sie erhob sich von ihrem Platz und rief mit einer wie Gesang klingenden Stimme: „Hört mich, Ihr edlen Herren und lieben Frauen! Um was streitet Ihr eigentlich? um das Unscheinbarste und doch Unentbehrlichste auf diesem Tische, seht! um dies hier!“ Dabei ergriff sie ein silbernes Salzfaß und hielt es hoch. „Vieles können wir Menschen entbehren, aber nimmer des Salzes. Von Brod und Fleisch, von Wein und Früchten können wir das Beste und Schönste uns aussuchen, aber vom Salze muß Reich und Arm, Freund und Feind aus demselben großen Vorrath nehmen ohne Unterschied. Was aber Allen gleich und gemein ist, sollte auch Alle gleich und gemein machen in Frieden und Freundschaft, und wenn Ihr erlaubt, so werde ich Euch zeigen, wie man das macht. Jetzt gehe ich hier am Tische herum und streue Jedem eine Fingerspitze voll Salz auf die Zunge, und wenn Ihr die beißende Schärfe schmeckt und empfindet, so gedenket der beißenden Schärfe Eurer Worte, mit denen Ihr Euch hier befehdet habt, und dann schließt Eintracht unter einander. Es soll ein Zauber sein, lieben Freunde, mit dem ich Eure Zungen binde, daß keine Bitterniß mehr aus dem Herzen darüber hinweggehe, und wenn ich herum bin am Tische, so muß Friede sein unter Euch. Jetzt fange ich an. Herr Abt, erlaubt mir Eure hochwürdigste Zunge!“

Und wahrhaftig! sie that es, und der lustige Einfall rief eine so allgemeine Heiterkeit hervor, daß sich Jeder dem drolligen Spiel unterwarf, zumal sie es mit einer schalkhaften Anmuth vollzog, die Alle entzückte. Der freundliche Abt gab ein aufmunterndes Beispiel und streckte seine dicke, rothe Zunge gutmüthig heraus, auf die sie mit zierlicher Handbewegung eine kleine Menge Salz aus dem Silber-

gefäß streute. Der Abt leckte und schmeckte, und seine klaren Äuglein blitzten und blinzelten so vergnügt die holde Spenderin an, daß die ganze Tafelrunde ihre Lust daran hatte. Dann kam der Rathsherr daran und so weiter die ganze Reihe herum, wobei es viel Scherz und Gelächter gab. Sie schwebte von Einem zum Anderen wie ein schillernder Falter, nur nicht selber naschend, sondern zum Naschen aus ihrer Hand zwingend. Ihre unmittelbare Nähe hatte etwas Berauschendes, wenn nur ihr Gewand den streifte, den sie gerade fütterte, oder sie ihn in sanfter Anlehnung mit ihrem Körper berührte, falls er sich zum Schein etwas sträubte oder sich vor Lachen zu viel bewegte, was dann ein längeres Verweilen oder ein festeres Anschmiegen nöthig machte. Sie ließen sich's gern gefallen, besonders die Männer, von denen es ihr der Folgende immer noch schwerer machte, als der Vorhergegangene, und es doch kaum erwarten konnte, bis die Zauberin auch ihn umstrickte.

Wer aber nicht geduldig still hielt oder mit Neckerei die Zunge vor der Bestreuung schnell wieder zurückzog, dem half das doch nichts, denn er mußte zur Strafe eine doppelte Menge schlucken, was den Jubel noch erhöhte.

So erging es auch den beiden Junkern Leonhard und Giso. „Ihr habt angefangen und müßt dafür büßen," sagte Walpurg und lud ihnen tüchtig auf. Überhaupt bedachte sie die Männer stärker, als die Frauen, damit sie sich leichter daran gewöhnten, wenn ihnen ihre Frauen einmal die Suppe versalzten. Mit den jungen Mädchen aber machte sie es am gnädigsten. „Ihr müßt mit dem Salz noch sparsam umgehen," meinte sie, „denn Ihr wißt wohl, was ein Übermaß davon bedeutet."

Als zuletzt auch Balduin sein Theil bekam, schnappte

er zu, faßte ihren Zeigefinger mit den Zähnen und wollte den Gefangenen nicht wieder loslassen, so daß Walpurg hilflos dastand, vom jauchzenden Lachen der Anderen überschüttet. Sie bat und flehte um Freigebung. „Löst Euch aus!“ murmelte er durch die haltenden Zähne.

„Womit?“ frug sie.

„Mit Euren rothen Lippen.“

„Soll geschehen, aber nicht hier.“

„Euer Wort?“

„Ja!“

Da ließ er los. Sie setzte sich, und Alle nickten ihr lachend und dankbar zu für den gelungenen Streich. Sie hatte erreicht, was sie wollte, hatte durch ihren siegreichen Umgang um den Tisch die Gemüther der Streitenden von dem gefährlichen Gegenstand ab und Aller Augen auf sich, die Retterin, gelenkt und damit zugleich ihren Witz und ihre Macht in ein glänzendes Licht gesetzt. Nun war wieder Friede am Tische und die fröhliche Stimmung nicht nur vollständig wieder hergestellt, sondern bedeutend gesteigert.

„Aber nun habt Ihr nach Eurem wunderthätigen Salzzauber auch unseren vermehrten Durst auf dem Gewissen, schöne Frau!“ rief der Wirth und gab den Dienern einen Wink. Die brachten nun die großen Schauer, wahre Prachtbecher, gefüllt mit Claret, dem honigsüßen, köstlich duftenden Würzwein, den die Frauen liebten und die Männer nicht verschmähten, der es aber in sich hatte, was Herz und Sinne zwang.

Bis zum Abend blieben Gäste und Wirthe beisammen und ließen allen guten Launen die Zügel schießen ohne ängstlich die Worte zu wägen, mit denen sie ihren glücklichen Gefühlen so aufrichtigen Ausdruck gaben, wie es die Sitte nur

irgend erlaubte. Balduin war mit dem löblichen Vorsatz gekommen, sich Walpurg gegenüber mit einiger Vorsicht zu benehmen, hatte das aber an der Seite der schönen Südländerin schnell vergessen und ließ sich von seiner und ihrer Lebhaftigkeit zu einem immer verliebteren Thun mit ihr hinreißen, ohne sich seines Leichtsinnes dabei bewußt zu werden.

Endlich erhob man sich vom Tische und bewegte sich nach dem üppigen Mahle in kleinen Gruppen durcheinander, ohne sich jedoch zu weit von den silbernen Schenkkannen zu entfernen. „Hochwürdigster Abt, wohl bekomm's Euch!" sprach Frau Katharina und kredenzte ihm lächelnd den eigenhändig gefüllten Pokal.

„Ihr stoßt mit leichter Hand die besten Vorsätze um," lächelte der Abt den Becher nehmend, „schon dachte ich den letzten Trunk heute gethan zu haben, aber wer kann unserer holden Wirthin widerstehen, wenn sie gebeut!"

„Aus Frauenhand muß man Alles nehmen, hochwürdigster Herr!" sprach Frau Susanna Semmelbecker.

„Alles, Alles, selbst Salz auf die Zunge!" fiel Herr Mildehövet ein.

„Alles? und das sagt Ihr, Herr Ratsherr?" lachte Walpurg, „und habt doch nicht einmal ein goldenes Ringlein aus Frauenhand genommen?"

„Ja, wenn Ihr mir eins anstecken wolltet, liebliche Salzfee!" erwiederte er verbindlich und hielt ihr mit gespreizten Fingern die kleine, dicke Patschhand hin.

„Das wäre zu überlegen," meinte sie. „Eure Weisheit und meine Thorheit würden sich gewiß trefflich in einander fügen."

„Und wie!" sagte Hartwig Semmelbecker, „und dann der Nachwuchs aus einem so verjüngten Stamm! Feenkinder —"

„Genug! genug!“ rief Walpurg, dem Spötter mit ihrem duftenden Tüchlein den Mund verschließend.

Die Frauen wandten sich lachend ab, auch Walpurg schwebte davon.

Leonhard saß mit Alheid Schomaker abseits auf einer Polsterbank und redete leise zu der jungen Frau, die ihm achtsam und sinnend Gehör schenkte und manchmal die Augen mit einem Blicke zu ihm aufschlug, als möchte sie seinen Worten gern glauben und dürfte es doch eigentlich nicht.

Balduin und Giso scherzten mit den jungen Mädchen, und Margarethe Brömbsen sprach zu Giso, mit dem sie verwandt war: „Wenn Du mich diesmal wieder sitzen läßt, Giso, so ist es aus mit uns beiden.“

„Ich will mich bessern,“ sagte Giso.

„Nun komme ich doch endlich auch einmal in Lüneburg zum Tanzen,“ sprach Balduin.

„Ich bin neugierig, wie Ihr's bei den flandrischen Mädchen gelernt habt,“ bemerkte Philippine von Sankenstede.

„Nächstens bei der Kopefahrt hoffe ich's Euch zeigen zu können, Fräulein Philippine,“ entgegnete Balduin.

„Ist die Kopefahrt schon so bald?“ frug Hildegund.

„Am Dinstag nach Pfingsten soll der neue Sodmeister vereidigt werden, und den Tag darauf ist die Kopefahrt,“ sprach Balduin. „Herr Marquard Mildehövet hat es uns vorhin gesagt. Das Fest soll diesmal besonders glänzend werden, weil es so lange verschoben ist.“

Der Abt und der Rathsherr gaben das Zeichen zum Aufbruch, der nun ein allgemeiner wurde. Als sich Walpurg verabschiedete, nannten sie sie Alle „liebliche Salzfee“, denn Frau Susanna, vielleicht ein wenig neidisch auf Walpurg's Zaubergewalt, hatte den Namen in der Gesellschaft herum=

gebracht, den ihr der Rathsherr gegeben, und sie ließ ihn sich lachend gefallen.

Balduin fand noch Gelegenheit, ihr zuzuflüstern: „Und Eure Auslösung, die Ihr mir schuldig seid?"

„Bekommt Ihr!" gab sie zurück.

„Wann?"

„Wenn Ihr gar nicht daran denkt."

„Dann bekomm' ich sie nie."

„Doch, ich zahle ehrlich."

„Aber ich berechne Zinsen, und hohe!"

„Wucherer!" drohte sie mit einem verheißungsvollen Lächeln.

„Soll ich sie mir holen?"

„Nein, nein! lebt wohl!"

„Auf Wiedersehen, liebliche Salzfee!"

Fünfzehntes Kapitel.

Bürgermeister und Rath in Lüneburg wiegten sich nicht in sorgloser Sicherheit vor der gewaltsamen Vollstreckung des Spruches, den das Kaiserliche Hofkammergericht in Wien gegen sie gefällt hatte, aber sie machten auch nicht die geringste Anstalt, den Beschluß desselben zur Ausführung zu bringen. Kaiser Friedrich III. war ein bequemer und schwacher Herr, der selber lieber Geld nahm als ausgab, und Wien war weit von Lüneburg. Der einzige Gegner, der nicht mit sich spaßen ließ, war Rom; aber da der hochedle Rath von dieser Seite so wenig etwas erfuhr, was ihn hätte beunruhigen können, wie von Seiten der weltlichen Macht, so beschränkte er seine Thätigkeit in dieser Sache auf eine verschärfte Wachsamkeit und ließ im Übrigen Alles seinen gewohnten Gang gehen. Von Acht und Bann war keine Rede mehr. Um so rühriger waren die Feinde des Rathes, namentlich die ehrgeizigen und habgierigen Vorkämpfer der Prälaten, Sengstake, Dalenborg und die Gebrüder Schupper. Heimlich und mit verdoppelter Vorsicht wühlten und hetzten sie bei den Bürgern und Handwerkern, machten sich bald in dieser, bald in jener Werkstatt zu schaffen, ließen sich bald in dieser, bald in jener Trinkstube sehen und säten hier wie dort Hader und Zwietracht.

Noch verhielten die Gilden sich ruhig. Das Schimpfen

auf den Rath war Gewohnheitssache bei ihnen und hatte eben darum, weil sie es zu allen Zeiten thaten, auch jetzt nichts Auffälliges und Bedrohendes. Aber bei manchen Handwerksmeistern fiel der listig ausgestreute Same des Aufruhrs auf empfänglichen Boden, der Mißvergnügten wurden immer mehr, und es fing an in der Stadt leise zu gähren, ehe der Rath etwas davon merkte. Von den Verlegenheiten und Gefahren aber, die ihnen aus dem verschwiegenen Treiben der Handwerksknechte unter Sengstake's und Dalenborg's versteckter Leitung auftauchten, ahnten die Meister nichts.

Wie nun der Böswillige und der keck Wagende oft mehr Glück im Leben haben, als der Gewissenhafte und Pflichttreue, so spielten Schicksalslaune und Zufall auch dem Ränkeschmied Sengstake manches willkommene Mittel für seine Zwecke in die Hände, das er sich gar nicht besser hätte wünschen können. Schon die Thatsache, daß Arnold Henneberg und der Schusterknecht Timmo ihn ins Vertrauen gezogen und zum geheimen Oberhaupt ihrer Verschwörung gegen die Meister gemacht hatten, war so ein unverhoffter Glücksfall für ihn gewesen. Jetzt sollte ein an sich unbedeutender Gegenstand ihm wieder zu einem ziemlich unschuldigen, aber durchaus nicht unbrauchbaren Werkzeug für seine Wühlarbeit verhelfen.

Der Gegenstand waren Herrn Marquard Mildehövet's Pelzstiefel, und das Werkzeug der unglückselige Schustermeister Daniel Spörken.

Timmo selber, der Anstifter und Mitschuldige bei dem Verbrechen gegen Handwerks Ordnung und Gerechtigkeit, hatte Sengstake die Geschichte mit den Pelzstiefeln ganz absichtslos und unbedacht erzählt, als zwischen ihnen beiden zufällig einmal die Rede auf den Rathsherrn Marquard Mildehövet

gekommen war. Sengstake erkannte sofort, daß die kluge Benutzung dieses Vorfalls ihm neue Verbündete werben könnte, wenn er es nur richtig anfinge, und erklärte dem erschrockenen, seine Schwatzhaftigkeit flugs bereuenden Timmo, daß er als Wardirer die Pfuscherei nicht verschweigen dürfe, sondern zur Erkenntniß des Handwerks bringen müsse. Er rieth Timmo, bei der Untersuchung Alles einzugestehen und versprach ihm, aus Freundschaft für ihn dafür zu sorgen, daß die Sache möglichst still abgemacht würde; eine kleine Geldstrafe allerdings wäre unvermeidlich; falls ihn aber sein Meister etwa dafür ansehen wollte, weil er diesen zu der Pfuscharbeit verleitet hatte, so wäre er gern bereit, ihm, Timmo, den Schaden aus seiner Tasche heimlich zu ersetzen.

Damit war Timmo nicht nur zufrieden, sondern er freute sich schon auf den Spuk, den das in der Löwengrube geben würde, auf Meister Daniel's Angst, auf Gesche's Toben und auf Hansens wunderbare Gesichter bei dieser köstlichen Gelegenheit. Das mußte ein herrlicher Spaß werden.

Sengstake ging nun zunächst zum Amtsmeister der Pelzer und sagte dem Meister Mockeling, er hielte es für seine geschworene Pflicht als Wardirer, ihm die Anzeige zu machen, daß der Schuhmachermeister Daniel Spörken durch Anfertigung von einem Paar Pelzstiefel für den Rathsherrn Marquard Mildehövet den Pelzern ins Handwerk gepfuscht habe.

Meister Mockeling lachte laut auf: „Na, den wollen wir kriegen! Und für den Rathsherrn Mildehövet, sagt Ihr? Aber Mildehövet ist ja Morgensprachsherr beim Schusteramt.“

„Desto schlimmer, Meister! desto schlimmer!“ sprach Sengstake. „Seht Ihr, so macht es der Rath! kennt nicht mal die Handwerksordnung und giebt selber ein so schlechtes

Beispiel, daß er die Pfuscherei begünstigt und die Handwerker dazu verleitet."

„Du lieber Gott!" entgegnete Mockeling, „Podagel ist auch kein Vergnügen, hab' ich sagen hören. Aber Strafe muß sein; ich werde mich beim Morgensprachsherrn des Schusteramtes, also bei dem Besitzer der Pelzstiefel, beklagen."

„Der ist der Hauptschuldige, den laßt nur gehörig büßen," rief Sengstake.

„So zieht ihm die Pelzstiefel aus, dann kriegt er das Podagel wieder. Aber ich thue das dem alten, lieben Herrn nicht an."

„Wegnehmen müßt Ihr sie ihm, das versteht sich!" eiferte Sengstake, „denn es ist wandelbare, sträfliche Arbeit. Aber damit ist's nicht abgethan; er muß Buße zahlen, und es muß ruchbar werden, wie der Rath mit dem Recht und dem alten Herkommen der Handwerker umspringt. Laßt lieber den Meister Spörken mit einem blauen Auge davon kommen und packt dem Rathsherrn die Pön auf."

„Wollen sehen, was er angiebt," erwiederte Mockeling. „Vielleicht weiß er gar nichts von der Pfuscherei und denkt, Daniel hat die Stiefel mit einem Pelzer zusammen gemacht, wogegen sich ja dann nichts sagen ließe."

„Er wird's schon wissen, daß sie der Schuster allein gemacht hat, denn er hat sie ihm ganz ins Geheim bestellt," versicherte Sengstake.

„Der Schuster muß dran glauben, da hilft nichts," sprach der Pelzermeister.

Sengstake gab sich viel Mühe und es gelang ihm auch, den Amtsmeister für den Schuster milder zu stimmen, gegen den Rathsherrn und den gesammten Rath aber aufsässig zu machen, der sich zu seinem Vortheil Dinge herausnähme, die

dem gemeinen Bürger verboten und mit Strafen bedroht wären. Dann kamen sie auf den Prälatenstreit zu sprechen. Hier war Sengstake nun in seinem Fahrwasser, und als er von dem Pelzermeister schied, freute er sich, ihn schon halbwegs auf seine Seite herüber gelockt zu haben.

Timmo fühlte doch Gewissensbisse wegen seiner Unbesonnenheit, als er sich später die unausbleiblichen oder doch möglichen Folgen derselben ausmalte, die er unter dem starken Einfluß Sengstake's und seiner für den Augenblick beruhigenden Worte sich nicht so rasch klar gemacht hatte. Er hatte seinen Meister, der sich in seiner Schwarzschusterunschuld von Pelzstiefeln nichts träumen ließ, erst auf den Gedanken gebracht, hatte ihm seine Furcht vor der Sträflichkeit solcher Pfuscherei ausgeredet und ihn überzeugt, daß der Rathsherr schon aus Dankbarkeit reinen Mund halten würde; und nun war er selber zum Verräther geworden. Wenn nur Sengstake diesen Umstand wenigstens verschwiege! wenn er aber seinen Gewährsmann angäbe, was dann? dann konnte Timmo keine Stunde länger in Meister Daniel's Hause bleiben, und seine Mitgesellen, die Schusterknechte, würden ihn vielleicht gar mit hölzernen Nägeln aus der Stadt ausleuchten. Dann konnte er nicht mit auf grüne Heide gehen, bekam auch keinen Dankelbrief von seinem Meister, sondern Scheltebriefe würden ihm in die Fremde nachfolgen, wo sie ihn nur finden könnten. Auch sein Meister, den kränken oder dem schaden zu wollen er durchaus keine Ursache hatte, that ihm leid dabei; aber er hoffte doch, daß die Buße nur gering ausfallen würde. Zunächst kam es für ihn darauf an, den Kopf geschickt aus der Schlinge zu ziehen und seine unbeabsichtigte Verrätherei nicht ans Licht kommen zu lassen.

Mit ängstlicher Spannung sah er am zweiten Tage nach

seiner letzten Zusammenkunft mit Sengstake dem Augenblick entgegegen, wo der Amtsmeister in die Werkstatt treten würde, um für den hier verübten Frevel Rechenschaft zu fordern. Dieser Augenblick kam sehr früh, denn der Amtsmeister der Schuhmachergilde, Jochen Hesterwegen, wußte wohl, daß er sich bei Zeiten aufmachen mußte, wenn er Daniel Spörken noch zu Hause treffen wollte. Sie saßen alle Vier, Daniel, Gesche, Timmo und Hans, auf ihren gewohnten Plätzen, als es klopfte und Meister Hesterwegen eintrat.

Der Amtsmeister sagte bloß: „Guten Morgen, Gesellschaft!“ fügte aber nicht den Gruß hinzu: Gott ehr' ein ehrbar Handwerk! Das Ausbleiben desselben machte die Gesellschaft schon stutzig, aber sie sollten über die Ursache nicht lange in Zweifel bleiben, denn Jochen Hesterwegen brach sofort los: „Was habt Ihr denn da wieder für Dummheiten gemacht, Daniel? habt ja den Pelzern ins Handwerk gepfuscht! Nun? habt Ihr oder habt Ihr nicht?“

„Ach, du lieber Gott!“ machte Daniel „Ihr meint wohl die Pelzstiefel?“

„Natürlich mein' ich die Pelzstiefel. Wie könnt Ihr Euch denn mit Rauchwerk befassen gegen alle Handwerks Ordnung und Gerechtigkeit?“

Daniel sagte gar nichts.

„Ihr gesteht es also ein?“ fuhr Hesterwegen fort.

„Es ist 'ne Thränenwelt!“ seufzte Daniel.

„Wie kommt Ihr denn nur auf die Dummheit?“ frug der Amtsmeister.

Daniel zeigte auf Timmo und sagte beklommen: „Der da!“

„Ach was, der da! Wer ist hier Meister in der Werkstatt? Ihr oder der da?“

„Ich, Meister, ich,“ sagte Daniel beinahe wimmernd.

„Wo habt Ihr denn das Rauchwerk her?“ frug Hesterwegen weiter.

Jetzt zeigte Daniel auf Hans: „Der da, der Junge.“

Hans hatte sich tief auf seine Arbeit gebeugt; jetzt fuhr er hoch, als hätte ihn was gebissen.

„Junge, Du?!“ sprach Hesterwegen. „Was war's für Fell?“

„Kar—“ Hans spitzte das Maul, schnupperte mit den Nasenflügeln und wackelte mit den Ohren, — „Karnickel.“

„Karnickel? wo hast Du denn die hergekriegt?“

„Von Hennecke.“

„Von Hennecke? von meinem Sohn Hennecke? also von unseren, von meinen Karnickeln?“

„Ja,“ sagte Hans und hielt den Kopf schief, behutsam hervorschielend.

„Da hört doch Alles auf!“ rief Hesterwegen. „Eine Handwerkspfuscherei, begangen mit den Karnickeln des Amtsmeisters der eigenen Gilde! Junge, was fang' ich mit Dir an?“

Hans sah sich nach einem Mauseloch um.

„Daniel, Ihr wißt, was darauf steht,“ wandte sich Hesterwegen jetzt wieder zu dem bejammernswerthen Haupt der Familie.

„Macht's gnädig, Meister!“ bat dieser demüthig, „es soll nicht wieder vorkommen.“

„Das wollt' ich Euch auch gerathen haben!“ sprach Hesterwegen, „aber bessern müßt Ihr's dem Handwerk, uns sowohl wie den Pelzern und auch etwas zu der Stadt Behuf.“

„Ach du lieber Gott!“ stöhnte Daniel, „es ist 'ne Thränenwelt!“

„Na, nur ruhig! so schlimm wird's nicht werden. Wir rechnen — mit Verlaub! — Eurer Dummheit was zu Gute, und der Wardirer Sengstake, mit dem Ihr ja recht gut Freund zu sein scheint —"

„Ich?" frug Daniel erstaunt, „nicht daß ich wüßte."

„So? er hat sich aber Euretwegen höchlich bemüht und viel gute Worte bei mir und Mockeling für Euch eingelegt, bis wir uns mit der kleinsten Buße, die in den Rollen vorgesehen ist, zufrieden erklärten."

„Da bin ich ihm ja vielen Dank schuldig," sprach Daniel. „Aber wie habt Ihr's denn nur erfahren, das mit den Pelzstiefeln?"

Da war nun die verhängnißvolle Frage. Timmo wagte nicht aufzublicken; er saß wie auf Kohlen, und ihm war zu Muthe, als ob ihn im nächsten Augenblicke Blitz und Donnerschlag treffen müßte.

„Das will Sengstake nicht sagen," erwiederte Hesterwegen unbefangen. „Wir vermuthen, er hat es von Mildehövet's alter Hausmagd."

Der ganze Kalkberg wälzte sich von Timmo's Seele herunter. Er athmete auf und war frech genug zu sagen: „I so ein verdammtes, altes Plappermaul!"

„Nun sagt mir nur meine Strafe, Meister," sprach Daniel kleinlaut, „ich will's bezahlen."

„Ei wo denkt Ihr hin, Ihr Bönhase?" lachte der Amtsmeister. „So leicht kommt Ihr nicht los. Erst stellt Euch mal heute Vormittag mit dem Glockenschlage elf bei unserem günstigen Morgensprachsherrn, dem Rathsherrn Marquard Mildehövet ein, der Eure gepfuschten Pelzstiefeln an seinen Podagelbeinen sitzen hat; da wird sich das Weitere finden. Ich und Mockeling kommen auch hin."

Diese Aufforderung hatte nichts Beunruhigendes für Daniel Spörken; im Gegentheil, Herr Marquard Mildehövet war immer gütig gegen ihn gewesen, wie er es gegen alle Menschen war, und würde seinen armen, unglücklichen Podagelschuster gewiß in Schutz nehmen, so viel er konnte. Daniel versprach also, pünklich zu erscheinen, und Jochen Hesterwegen verließ die Löwengrube.

Frau Gesche, geborene Mushund, hatte während der ganzen Verhandlung mit dem Amtsmeister, als wäre sie wie Lot's Weib zur Salzsäule erstarrt, steif und stumm dagesessen, nur ein krampfartiges Zucken in ihrem eckigen Antlitz hatte die Empörung ihrer Gedanken und Gefühle verrathen. Jetzt aber prasselte der Hagelschauer ihrer Entrüstung auf die Häupter ihrer drei männlichen Hausgenossen sturmgewaltig herunter. Sie sahen es kommen und warfen sich einen Blick zu, der bei jedem einen anderen Ausdruck hatte. Daniel hätte am liebsten den Vorschlag gemacht, ob sie sich nicht zur größeren Sicherheit alle drei mit den Rücken gegen einander stellen sollten. Timmo schien zu denken: jetzt mal eine Weile still halten, 's ist ein Übergang. Hans aber war darauf gefaßt, daß ihm nun ebenso das Fell über die Ohren gezogen werden würde, wie er es mit Hesterwegen's gemordeten Karnickeln gemacht hatte; er hielt die Hände gefaltet und blickte mit einem verzweifelten Armsündergesicht nach dem breiten Messer auf dem Werktische, womit der Meister das Sohlleder zu schneiden pflegte.

„Ihr seid mir eine schöne Gesellschaft!“ fing Gesche an, „Einer immer noch dummer, immer noch nichtsnutziger, verwahrloster und gottverfluchter, als der Andere! Bringt Schimpf und Schande über unseren ehrlichen Namen und macht Euch selber zu Narren und Popanzen vor allen vernünftigen Leuten,

von denen es freilich in Lüneburg nicht allzuviele giebt. Wie kannst Du alter Esel von Pechfiester Dich von so einem hergelaufenen Darmstädter Großmaul aufs Glatteis locken lassen, daß Du auf Deine alten Tage noch unehrliche Pfuscharbeit anfängst, der ganzen Stadt zum Gespött und den lieben Nächsten zur Schadenfreude! Du Darmstädter, Du mußt nette Meister gehabt haben, daß Du so 'ne nichtswürdige Schockschwerenothspfuscharbeit gelernt hast, womit Du einen ehrbaren Meister, der sich sein Bischen Brod ehrlich und sauer verdienen muß, ins Unglück bringst; schäme Dich in Deine verlogene und verlodderte, verrostete Drahtklemmerseele hinein, daß kein Hund kein Stück Brod mehr von Dir nimmt! Und Du Kröte von Jungen, Du Galgenstrick, Du Strolch, Du Ruppiegel, Du bloßer, gelb und grau angestrichener Affe von Schusterjungen, wo habt Ihr Spitzbuben, Ihr Räuber und Mörder, wo habt Ihr die armen, unschuldigen Karnickel gelassen, denen Ihr das Fell abgezogen habt? he?"

„Vergraben," hauchte Hans.

„Vergraben? Vergraben! o Du Mißgeburt von einem Affen, Du Wechselbalg von einer schiefgenagelten Schusterzwecke! warum hast Du sie denn nicht mit hergebracht? das hätte doch — hui! hui! ein paar schöne — hui! Braten gegeben, Du Hun — hui! hui! Du Hunde — hui! hui! hui!" Ein fürchterlicher Husten überfiel sie, und vorläufig waren die drei Opfer gerettet. Hans schüttelte sich wie ein Pudel; Daniel faßte sich nach dem Halse, um den fest zugezogenen Strick, den er dort deutlich fühlte, etwas zu lockern; Timmo dagegen sagte: „Meisterin, soll ich Euch ein Bischen klopfen, damit Ihr weiter reden könnt? oder wart Ihr gerade fertig?"

Immer noch hustend und unfähig zu sprechen, schüttelte sie in einer fast erstickenden Wuth heftig mit dem Kopfe und

griff nach dem ersten besten Gegenstand, der ihr zur Hand lag. Drei Nacken duckten sich nieder, und über Timmo's Krauskopf sauste ein schwerer Männerschuh hinweg und traf — Sengstake, der in diesem Augenblick eintrat, mitten auf den Bauch.

„Gottes Lohn, Frau Meisterin, für den kräftigen Willkommen!" sagte Sengstake lachend. „Ihr wolltet gewiß Eurem wackeren Knecht Timmo den Schuh zur Weiterarbeit zuwerfen, und der sonst so Geschickte hat ihn nicht aufgefangen."

„Ich dachte, der Meister sollte ihn haben," sprach Timmo boshaft.

„Alle drei sollten sie ihn haben, — hui! hui! aber an den Kopf," rief Gesche, „und daß Ihr ihn gekriegt habt, ist — hui! hui! auch nicht vorbei geschmissen. Schade nur, daß er Euch nicht — hui! ein paar Fuß höher getroffen hat mit dem Absatz, benagelt — hui! ist er schon."

„Aber, liebe Frau Meisterin," erwiederte Sengstake sanft und katzenfreundlich, „habe ich das wohl um Euch verdient? Hat Euch denn Meister Hesterwegen nicht gesagt, wie ich unserem ehrbaren Meister Daniel den Rücken gehalten und gebeten habe, seine Buße zu mildern?"

Die Meisterin konnte sich von ihrem Husten noch nicht erholen, aber Daniel sprach: „Doch, Herr Sengstake, der Amtsmeister hat es mir gesagt, und ich danke Euch vielmals dafür. Wenn ich Euch auch einmal einen Gefallen thun kann, —"

„O mein lieber, ehrenfester Meister! Darum habe ich's ja nicht gethan, an so etwas denke ich gar nicht. Ich weiß aber auch, daß ich auf einen so gefälligen Mann, wie Ihr seid, der in der ganzen Stadt bei Vornehm und Gering ausnehmend beliebt ist, wohl zählen könnte, wenn ich einmal eine bescheidene Bitte an ihn hätte."

„Gewiß, Herr Sengstake! immer und allezeit will ich thun, was Ihr von mir verlangt. Sagt nur, womit ich Euch dienen kann.“

„Nein, nein, ich weiß nichts, wüßte in der That nichts, ganz im Gegentheil, ich komme nur her, um Euch noch einen guten Rath mit auf den Weg zu geben, wenn Ihr heute zu Eurem Morgensprachsherrn geht. Seht, lieber Meister Daniel,“ fuhr er fort, als ihn Daniel mit offenem Munde angaffte, „das Beste für Euch ist, offen einzugestehen, wie sich die Sache verhält, und daß Euch der Rathsherr die Pelzstiefel bestellt hat, nicht wahr? nun ja, also!“

„Das heißt, er hat mir —“

„Er hat sie Euch in Auftrag gegeben, wollt Ihr sagen; das ist dasselbe.“

„Ja, aber er hat mir nur gesagt —“

„Daß er gewöhnliche Stiefel, wie sie die Schuhmacher hier machen, bei seinem Podagel nicht brauchen könnte und er andere, weichere, wärmere haben wollte.“

„Ja, Herr Sengstake.“

„Das sag' ich ja doch, und das müßt Ihr nachher den Amtsmeistern auch sagen, daß Euch der Rathsherr die Pelzstiefel bestellt hat, weiter nichts. Ihr konntet ja doch einem Rathsherrn nicht widersprechen, durftet einem Rathsherrn nichts abschlagen, was Euch ein Rathsherr zu thun heißt, muß doch recht und gerecht sein, dafür habt Ihr keine Verantwortung zu tragen, nicht wahr?“

„Nein!“ sagte Daniel gedehnt und dumm in den Tag hinein.

„Nicht im Mindesten! Wenn Ihr nur fest dabei bleibt, daß Euch der Rathsherr die Pelzstiefel selber bestellt hat, wie Ihr mir eben gesagt habt, so können Euch die Amtsmeister

nichts anhaben, und ich wüßte nicht, wofür man Euch da noch in Bruch und Buße nehmen wollte."

„Ach, Herr Sengstake," sprach Gesche, der dieser Ausweg sehr gefiel, jetzt mit ihrem breitesten Munde, „ich danke Euch, daß Ihr das auch meinem Manne sagt. Ich war eben dabei, ihm dasselbe mit ziemlichen und freundlichen Worten auseinander zu setzen, aber mir glaubt er ja nicht."

„Aha!" machte Sengstake. „Aha!" lachte Timmo, und Aha! drückte Hans mit einem verwunderungsvoll verklärten Gesicht aus, als wenn ihm mit einem Male ein glänzendes Licht aufginge. Daniel nickte, wie schwerfällig von Begriff, seufzend vor sich hin.

„Ja, lieber Meister," lächelte Sengstake, „auf der Frauen Wort soll man fleißig hören, denn sie meinen es gut mit uns. Ich könnte Euch Beispiele dafür anführen, könnte Euch Geschichten erzählen, — Ihr glaubt nicht, was ich Alles zu erfahren kriege. So z. B. in einer Sache, über die so viel falsche Ansichten in der Stadt verbreitet sind, in dem Streit unseres hochedlen Rathes mit den Prälaten. Ich bin durch meine frühere Stellung, die ich nur darum niedergelegt habe, sehr tief eingeweiht in diese Verhältnisse, und falls es Euch darum zu thun ist, hinter die Wahrheit zu kommen, wie sich das Alles eigentlich verhält, so fragt nur mich. Ich will Euch reinen Wein einschenken, natürlich ganz unter uns, das bitt' ich mir aus. Was Ihr davon etwa diesem oder jenem guten Bekannten anvertrauen dürft, das will ich Euch dann schon sagen und gehörig klar machen."

„Ach, wenn Ihr das thun wolltet, Herr Sengstake!" sprach Daniel freudestrahlend, „das wäre gerade was für mich, wenn ich den Leuten mal ordentlich zeigen könnte, daß ich doch am Besten weiß, wie die Dinge stehen."

„Herzlich gern!“ erwiederte Sengstake. „Ihr sollt gut bedient werden von mir. Wißt Ihr was? Ich möchte doch gern wissen, wie Eure Verhandlung bei dem Morgensprachsherrn abgelaufen ist, und bitte Euch, kommt Glocke fünf zu mir und bringt mir Bescheid darüber. Dann plaudern wir ein wenig, und ich erzähle Euch dies und das und setze Euch in Stand, den Leuten Eure Meinung gründlich sagen zu können; aber“ — er legte den Finger auf den Mund mit hochwichtiger Miene — „Ihr dürft bei Leibe nicht sagen, daß Ihr's von mir habt.“

„Nein, nein! aber ich komme, ich komme, Herr Sengstake!“ rief Daniel und schüttelte ihm die Hand, als sich Sengstake von den beglückten Schustersleuten für heute verabschiedete.

Timmo war der Einzige in der Löwengrube, der Sengstake's Absichten mit Daniel Spörken durchschaute, aber er hütete sich wohl, den Meister zu warnen, denn Sengstake war ja auch sein Beschützer und Berather in Angelegenheit des Gesellenaufstandes, zu welchem unter den Handwerksknechten schon eifrig in aller Stille geworben wurde.

Als Sengstake die Techt hinab schritt, sagte er sehr zufrieden zu sich: Morgen um diese Zeit weiß die ganze Stadt, was Heinrich Sengstake will, daß sie wissen soll.

Sechzehntes Kapitel.

Blauer Montag, und in jedem Quartal nur einer! der mußte ausgenutzt werden, denn man soll die Feste feiern, wie sie fallen. So dachten wenigstens die Schustergesellen in Lüneburg, und die vielgeplagten Schusterjungen waren derselben Meinung. In alten Zeiten hielten alle Handwerksknechte die blauen Montage gemeinschaftlich; das hatte aber so viel Lärm in der Stadt gegeben, hatte so oft zu Reibereien und Schlägereien geführt, daß ein wohlweiser Rath sich gemüßigt sah, dagegen mit allem Ernste einzuschreiten und an Stelle des alten Herkommens eine bestimmte Ordnung in dieses Feiern zu bringen. Sämmtliche Montage des Jahres wurden daher unter die verschiedenen Gilden vertheilt, so daß immer nur einige wenige ihre blauen zusammen hatten. Heute waren es die Handwerke, die in Leder arbeiteten, die Schuhmacher, die Lohgerber, die Beutler und die Sattler und Riemenschneider. Am blauesten aber schien dieser Montag in der Löwengrube werden zu wollen, denn heute sollte ja Timmo in die Brüderschaft der Schusterknechte feierlich eingeehrt werden; er war also der Held des Tages, und das war so recht nach seinem Geschmack.

Sie hatten wieder Frieden geschlossen in dem kleinen Hause auf der Techt, wozu der glückliche Verlauf der Bußverhandlung beim Morgensprachsherrn nicht wenig beigetragen

hatte. Die beiden Amtsmeister, Hesterwegen von den Schuhmachern und Mockeling von den Pelzern, hatten nämlich Daniel Spörken dort mehr ausgelacht, als ausgezankt, hatten ihm nur eine sehr niedrige Pön auferlegt, und der mitleidige Rathsherr hatte es sich nicht nehmen lassen, die Strafe für Daniel an beide Ämter zu bezahlen, obwohl er dessen sehr unsicher vorgebrachte Behauptung, daß er ihm die Pelzstiefel selber bestellt hätte, mit ungläubigem Kopfschütteln und der allerdings sehr beweiskräftigen Bemerkung zurückwies, daß er seither von Pelzstiefeln ebenso wenig etwas gewußt habe, wie Daniel Spörken, sonst hätte er sich schon längst welche machen lassen. Dann war Meister Mockeling zögernd damit herausgerückt: „Ja, aber, Herr Rathsherr, die Pelzstiefel, — die — die müssen wir mitnehmen." Da hatte ihn Herr Marquard Mildehövet mit seinen guten, freundlichen Augen erst so sanft traurig und dann so schelmisch bittend angesehen und gesagt: „Aber, lieber Meister, wollt Ihr denn, daß mich armen, alten Mann das Podagel wieder zwickt und zwackt?" daß sie es nicht über's Herz bringen konnten, ihm die heilkräftigen Pelzstiefel wegzunehmen. Dafür gab er in seiner Freude jedem der beiden Amtsmeister noch ein paar Mark in die Büchse zur Ausbesserung ihrer Gildehäuser, und nun war die Sache zur Zufriedenheit Aller erledigt. Als Daniel Spörken nachher Sengstake besuchte, hatte dieser keine leichte Mühe, den glücklichen Schuster von der Gemein-Schädlichkeit und Gefährlichkeit des gegenwärtigen Rathes zu überzeugen, aber schließlich war Daniel doch wie weiches Wachs in den geschickten und derb zufassenden Händen des Schlangenklugen gewesen, und bis zum Platzen vollgepfropft mit einer unglaublichen Menge von schlimmen Geschichten und Anklagen gegen den Rath war er endlich zu seiner ungeduldig wartenden Hausehre zurückgekehrt.

Der Zank vom Morgen war am Abend vergessen, denn so leicht ließen sich die vier Bewohner der Löwengrube die gute Laune nicht verderben, zumal wenn es etwas Neues gab, worin sie sich wie in eine gemeinschaftliche Beute einmüthig theilen konnten. Auffallend war es Frau Gesche gewesen, daß Timmo in letzter Zeit öfter Besuch von anderen Handwerksknechten erhielt, mit denen er flüsterte und tuschelte. Er beruhigte die Neugierige, daß es sich dabei um seine feierliche Einfahrt in die Brüderschaft handele, in Wirklichkeit aber waren es heimliche Verabredungen und Umtriebe für den geplanten Gesellenaufstand.

Am Sonnabend war der Ladeschlüssel der Schusterknechte umgegangen, von einer Werkstatt in die andere getragen mit dem jubelnd aufgenommenen Gebot des Altschaffers, daß am nächsten Montag Krugtag sein sollte.

Nun war der lustige Tag da, und während die Gesellen in größeren oder kleineren Trupps Arm in Arm durch die Straßen, auf den Wällen oder vor den Thoren der Stadt müßig und vergnügt, singend und schäkernd umher schlenderten, wurden in der Herberge auf der Altstadt die Vorbereitungen für die Bruderzeche getroffen, die Nachmittags fünf Uhr ihren Anfang nehmen sollte. Der Herbergsvater schob mit seiner Frau und ihrer rothwangigen Magd Hempa die Tische zusammen, so daß sie zwei lange Tafeln, das Gelage bildeten, um das sie rings herum Stühle rückten. Dann wurden die Krüge bereit gestellt, im Nebengemach zwei Tonnen vom besten Lüneburger Vierpfennigbier aufgelegt, und nun konnten die lieben Brüder kommen.

Sie kamen auch, nahe an sechszig Schusterknechte und die zwei von Timmo gewünschten und geladenen Gäste Arnold und Gilbrecht Henneberg. Timmo, mit einem Blumenstrauß ge-

schmückt, wurde von Altschaffer und Jungschaffer aus seiner Wohnung feierlich abgeholt und zur Herberge geleitet, wo ihn die Versammelten mit einem Hurrah empfingen. Sie umringten ihn zu Begrüßung und endlosem Händeschütteln; für einen Vertrauten des rasch beliebt gewordenen Kumpans zu gelten wurde schon als ein Vorzug angesehen, nach dem Viele strebten.

Auch den Herbergsvater und die Herbergsmutter begrüßten die Gesellen alle einzeln, und die letztere hatte für Jeden ein freundliches Wort, manchmal auch ein witziges und derbes. Sie ließen sich von der munteren Alten, die zur Feier des Tages statt eines gelben ein rothes Tuch um den wie ein Backofen glühenden Kopf geschlungen und die langen Zipfel gestärkt und gesteift hatte, daß sie wie die Stangen eines Hirschgeweihes emporstanden, auch Alles gern gefallen, weil sie es immer gut meinte und Manchen auf ihrem geduldigen Kerbholz hatte. Zu Timmo sagte sie: „Kleiner Darmstädter, mein Schenkgesell, wie gefällt Dir's denn bei Frau Geschen in der Löwengrube?"

„Über die Maßen, Mutter Hombrok'sche!' erwiederte Timmo. „Meine schöne Meisterin hat einen wahren Narren an mir gefressen; Ihr glaubt gar nicht, was sie mir manchmal für Schmeicheleien an den Kopf wirft."

„Kann's mir denken, mein Murmelthier!" lachte die Mutter Hombrok'sche. „Bist ein rechtes Teufelskerlchen! so gut wie Du ist noch Keiner mit ihr fertig geworden."

„Ich wußt' es im Voraus", sagte Timmo und ging Arnold entgegen, der eben eintrat.

Die Gesellen drängten und schoben sich noch durch einander, tauschten Witze zum Todtlachen aus, erzählten sich haarsträubende Dinge von ihren Meistern und Meisterinnen,

prahlten mit kecken Antworten, die sie beiden gegeben haben wollten, und berühmten sich im stolzen Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit ihrer wichtigen und einflußreichen Stellung im Hause. Nach und nach gelang es den Schaffern, sie Alle glücklich zum Sitzen zu bringen. Oben quervor am Gelage nahm der Altschaffer Platz und rechts und links neben ihm die beiden Bierschaffer, welche Aufsicht zu führen hatten, daß Alles in rechter Ordnung herging, und bei Verstößen die Strafgelder einziehen mußten. Neben dem Bierschaffer rechts saß Timmo als einzuehrender Schenkgesell und ihm gegenüber Arnold. Den beiden befreundeten Schusterknaben Hans und Hennecke ward die Ehre zu Theil, als Schenkjungen aufwarten und den Gesellen das Bier zutragen zu dürfen, unterstützt vom Jungschaffer, dem jüngsten Gesellen der Brüderschaft.

Hans frug Hennecke: „Du, was hat's denn zu Hause gegeben von wegen der Karnickel?"

„Was es gegeben hat?" erwiederte Hennecke; „was Warmes, aber nichts Gekochtes. Davon sei nur stille."

Jetzt klopfte der Altschaffer mit dem hölzernen Hammer auf, den er als Zeichen seiner Würde führte, und Alle erhoben sich. Der Altschaffer sprach ein kurzes Gebet und öffnete dann die vor ihm stehende Lade, in der sich die Siegel und Briefe der Brüderschaft befanden. Darauf setzten sich die Anderen nieder; er aber blieb stehen, stellte den Daumen seiner geschlossenen rechten Hand steif auf den Tisch und sprach:

„Seid willkommen, liebe Brüder und Tolaggesellen! Ist Einer oder Anderer unter Euch, der auf den Altschaffer oder die Bierschaffer oder den Jungschaffer etwas zu sagen hat, der spreche jetzt und schweige nachmals, auf daß wir unser Bruderbier in Frieden trinken. Was däucht Euch, Gesellen, ist Friede nicht das Beste?"

Die Gesellen antworteten: „Ja!"

„So sollt Ihr wissen, liebe Gesellen: Wer bei diesem Bruderbier, bei dem wir hier allweg rühmlich versammelt sind, Hader oder Parlement anfängt, der soll geben, was zwischen Staff und Band verfaßt ist, an Bier und kein Wasser, Wein kann auch nicht schaden, zehn fette Ochsen, halb gesotten, halb gebraten, zehn fette Hammel, halb gesotten, halb gebraten, zehn Ofen voll Grobbrod, zehn Ofen voll Kleinbrod, und wer da nicht mit zufrieden ist, der soll haben Haarzug unterm Gelag und oberm Gelag, und so lange, bis man ihn für gut befindet, will ich ihm in die Haare greifen, ich in die seinen und er nicht in die meinen. So ich aber wüßte, daß mein Wort nicht sollte erhört werden, so wollte ich, daß ich das Wort nimmermehr gesprochen hätte."

Die Gesellen antworteten: „Dank für Dein Wort!"

„So sollt Ihr auch wissen, liebe Gesellen: Ein Jeder soll den Anderen bei seinem rechten Namen nennen, kein Beiwort gebrauchen, keine Hand am Gelage haben, kein Messer ziehen, nicht weinen, nicht lachen, nicht schlafen oder was sonst ungebührliche Dinge mehr sind, so lieb ihm ein Pfund Pfennige ist. Und nun, liebe Brüder, steigt in Eure Taschen und ziehet die Beutel, aber laßt die Riemen nicht brechen."

Die Gesellen antworteten:

„Steig' ich tief hinein,
Steig' ich tief heraus,
Hab' ich viel darein,
Bring' ich viel heraus."

Damit griff Jeder in seine Tasche und legte sein Auflagegeld vor sich auf den Tisch, das von den Bierschaffern eingesammelt wurde. Darauf sprach der Altschaffer: „Schaffers, seid so gut und steckt die Tonne an."

Die Bierschaffer gingen mit dem Jungschaffer hinaus und stachen die erste Tonne an. Dann brachten die beiden Schenkjungen jedem Gesellen einen Krug Bier, und die Hombroks und Hempa halfen ihnen dabei. Der gemeinschaftlichen Unterhaltung, die in demselben harmlosen und auch in demselben großartigen und übermüthigen Tone weiter geführt wurde, mit dem sie bei der Ankunft begonnen hatte, wurde freier Spielraum gelassen und unschuldiger Scherz Niemandem gewehrt; mochte es aber unter den Gesellen so verabredet sein oder ihnen die Vorsicht von selber gebieten, Keiner berührte mit einem Worte die Forderungen und Klagen gegen die Meister und den sich vorbereitenden Aufstand.

Nachdem etwa eine halbe Stunde unter nachbarlichen Gesprächen vergangen war, begann das umständliche, feierliche Trinken mit den Ehrenbechern der Brüderschaft, die aus Zinn und von verschiedener Form und Größe waren und ihre besonderen Namen hatten. Nicht Jeder konnte aus jedem Becher trinken, sondern es ging Alles nach Brauch und Ordnung, und jeder dabei gemachte Fehler wurde gerügt und bestraft.

Auf einen Wink des Altschaffers brachte ihm der Jungschaffer gefüllt den ersten Becher, der das große Glück genannt wurde. Stehend nahm ihn der Altschaffer mit der rechten Hand in Empfang, stehend trank er ihn zur Hälfte leer und sagte dann: „Hilf Gott, Gesellen! das große Glück hat mich getroffen; ich bin verhofft, ein oder anderer Gutgesell wird mir Bescheid thun; hilf Gott! wen's Glück trifft."

Die Gesellen antworteten: „Hilf Gott, daß es mich trifft!"

Dann schüttelte der Altgesell drei Würfel in der Hand und warf sie auf den Tisch. Soviel Augen sie zeigten, soviel Gesellen wurden nach rechts hin abgezählt, um denjenigen zu bezeichnen, der den nächsten Trunk aus dem stattlichen Geschirr

thun durfte. Der Altschaffer nannte diesen bei Namen: „Dich hat das Glück getroffen; nimm es hin! es gilt Dir und Deiner Mutter Sohn, daß Gott Dir Glück verleihe!"

Der Gesell antwortete: „Glück ist besser als Erbgut." Dann grüßte er den Becher mit denselben Worten an und ab wie der Altschaffer, trank ihn aus und würfelte dann auch, während der Becher wieder beschenkt, d. h. am Faß neu gefüllt wurde. In dieser Weise von jedem Trinker zur Hälfte geleert, ging das große Glück eine Viertelstunde lang nach der an der Wand befindlichen Sanduhr am Gelage herum. Länger nicht; dann kam ein anderer Becher an die Reihe, aber nicht sogleich, sondern man ließ zwischen zwei verschiedenen Bechern immer einige Zeit verstreichen, damit die schnell wachsende Heiterkeit zum freien Ausbruch gelangen konnte, und wer aus dem umgehenden Becher nichts abbekommen hatte, der trank mittlerweile aus seinem eigenen Kruge und für sein eigenes Geld, während das Bier in den Ehrenbechern von der Auflage bezahlt wurde.

Der zweite Becher hieß die Jungfernkanne. Ihrer Vier hatten sich in den Inhalt zu theilen, dabei des Feinsliebchens oder sonst einer ehrbaren Jungfrau laut oder leise gedenkend; aber einem ungewanderten Gesellen war der Trunk daraus und einer gewanderten Jungfrau das Gedenken dabei versagt. Wer sich hiergegen verdreistete, hieß es, der sollte seine Strafe nicht wissen. Nannte der Trinker den Namen seiner Holden, so tranken die Anderen aus ihren Krügen mit und riefen: „Heil der tugendsamen Jungfrau ...!" Nannte er aber keinen Namen, so hieß es: „Bruder, geh ins Spittel, wo die alten Weiber am Zapfen sitzen und die jungen Mädchen am schönsten sind." Sechsmal wurde die Jungfernkanne beschenkt; der älteste Bierschaffer setzte sie zuerst an den Mund und grüßte sie dann nach

seinem Belieben einem Anderen zu, wobei das zarte Verhältniß manches liebenden Schusterherzens verschämt oder glückstrahlend zu Tage kam. Das letzte Viertel aus dem zierlich schlanken Gefäß erhielt der Jungschaffer, weil man annahm, daß er als der Jüngste noch kein Liebchen hätte, und ihm wünschte, daß er sich bald eins anschaffen möchte. Als er den Rest trank, lachten sie Alle und riefen ihm zu: „Viel Glück, Bruder Jungschaffer, bei Tag und bei Nacht!"

Bis jetzt hatte die Brüderschaft auf ihren Schenkgesellen noch keine besondere Rücksicht genommen, mit dem nächsten Becher aber sollte Timmo nun wirklich eingeehrt werden. Der Jungschaffer stellte den gefüllten großen Willkomm, einen hohen, rundbauchigen Humpen, der mit einem Deckel versehen war, vor den Altschaffer hin, und dieser klopfte mit dem Hammer auf, worauf sich die Gesellen wieder erhoben.

Asmus Troffehn sprach: „Hilf Gott, liebe Brüder und Tolaggesellen! Es ist ein fremder, zugewanderter Schusterknecht gekommen, der Handwerks Gerechtigkeit und Aufnahme in unsere ehrbare Brüderschaft begehrt. Er hat das Handwerk bewiesen, ist echt, recht und deutsch geboren, Niemandes eigen und hat uns von ehrbaren Meistern und Gesellen und vom ganzen Handwerk viel freundliche Grüße bestellt. Ist Einer oder Anderer unter Euch, der etwas auf ihn zu sagen hat, der spreche jetzt und schweige nachmals. Schweigt Einer aus Liebe, so habe ich ihm zu danken, doch soll mein Dank nicht zu groß sein, es mag ein Jeder reden, was er verantworten kann. — Sie schweigen," fuhr der Altschaffer nach einer kleinen Weile fort und wandte sich dann zu dem Schenkgesellen: „Grüß Dich Gott, Schuster!"

„Dank Dir Gott, Schuster!" erwiederte Timmo.

„Sage mir, Schuster, wie thust Du Dich nennen, wenn

Du hier und anderswo auf der Gesellen Herberge kommst, die Gesellenlade offen steht, Büchse, Briefe, Siegel, Geld und Gut drinnen und draußen herumliegen und ehrliche Schusterknechte um den Tisch herum sitzen und halten eine feine, stille Umfrage, gleichwie jetzt und allhier geschieht?"

„Ich thue mich nennen Timotheus Schneck, das ehrliche Blut, dem Essen und Trinken wohlthut."

„Timotheus Schneck ist ein feiner Name. Schuster, wo hast Du ihn errungen? Hast Du ihn ersungen oder hast Du ihn ersprungen oder hast Du ihn bei schönen Jungfern bekommen?"

„Ich mußte rennen und laufen und meinen ehrlichen Namen um ein frei Wochenlohn kaufen; das Wochenlohn wollte nicht recken, ich mußte meine Mutterpfennige auch daran strecken."

„In welcher Stadt hast Du ihn bekommen?"

„In der guten Stadt Darmstadt habe ich ihn bekommen."

„Kannst Du mir nicht Zwei oder Drei nennen, die dabei gewesen sind?"

„Ich kann sie Dir wohl nennen. Es sind dabei gewesen Peter Pechsieder, David Drahtklemmer und Lude Leistenzwicker; mit diesen Dreien kann ich's bezeugen und beweisen, und sind es Dir nicht genug, so bin ich, Timotheus Schneck, der Vierte und andere Gutgesellen mehr, die ich nicht alle herzählen kann."

„Timotheus Schneck aus Darmstadt, wir wollen Dich und Deinen ehrlichen Namen hier behalten. Ich werde Dich einschreiben, und es soll Dir widerfahren, was mir und anderen Gutgesellen auch widerfahren ist; lege Deine rechte Hand in meine rechte Hand und antworte mir, wie ich Dich frage. Zum Ersten: versprichst und gelobst Du, Dich treu und ehrlich zu

halten nach der Herren Wort, nach der Meister Eid und nach der Brüder Willen, wie es einem ehrlichen Schusterknecht zukommt?"

Timmo antwortete: „Zum Ersten, ja!"

„Zum Zweiten: versprichst und gelobst Du, Handwerks Gebrauch und Gewohnheit zu halten, zu hegen und zu handhaben nach Weisheit Deiner fünf Sinne, als Du am allerbesten kannst?"

Timmo antwortete: „Zum Zweiten, ja!"

„Zum Dritten: versprichst und gelobst Du, Alles zu thun oder zu lassen, was Dir und anderen ehrlichen Gesellen zu thun oder zu lassen in den Siegeln und Briefen dieser ehrwürdigen Lade hier geboten oder verboten ist, Gott zu Ehren, dem gemeinen Handwerk zum Nutzen und dieser ehrbaren Brüderschaft zu Förderung und Gedeihen?"

Timmo antwortete: „Zum Dritten, ja!"

„So nehme ich Dich auf, Bruder Timotheus Schneck, in unsere ehrbare Brüderschaft. Sei willkommen wegen des Handwerks zum Ersten, zum Zweiten und zum Dritten!"

Die Gesellen sprachen einstimmig: „Sei willkommen wegen des Handwerks zum Ersten, zum Zweiten und zum Dritten!"

Timmo antwortete: „Ich bedanke mich, Bruder Altschaffer und liebe Gesellen!"

Dann setzten sich Alle außer Timmo und dem Altschaffer, und dieser sprach weiter: „Bruder, Du hast ein paar Augen in Deinem Kopf und eine Nase in Deinem Gesicht, die vielleicht schon mehr gesehen und gerochen haben, als Einer von uns. Darunter aber steht ein rother Mund, darein schickt sich ein guter Bissen oder ein guter Trunk. Willkomms Gnade sollst Du haben, Willkomms Gerechtigkeit kann Dir auch widerfahren. Was willst Du? Willkomms Gnade oder Willkomms Gerechtigkeit?"

Timmo antwortete: „Willkomms Gerechtigkeit.“

„Gut! ich will ihn Dir bringen mit sechs Ehren, drei vor und drei nach dem Trunk. Mit Verlaub, liebe Brüder und Tolaggesellen, daß ich diesen ehrlichen Willkomm entblößen mag!“

Die Gesellen antworteten: „Allen Verlaub!“

Da hob er den Deckel von dem Becher, that einen kurzen Trunk, bedeckte ihn wieder und reichte ihn Timmo dar mit den Worten: „Diesen ehrlichen Willkomm bring' ich Dir zum Vollen zu kraft der ganzen, hier versammelten Brüderschaft. Du sollst ihn in drei schmalen Zügen austrinken mit bedeckter Schulter, mit unbedecktem Haupt, mit stillstehendem Fuß, ohne Rucken, ohne Zucken, ohne Bartwischen. Wohl bekomm's!“

Die Gesellen sprachen: „Wohl bekomm's!“

Timmo nahm den Humpen und trank ihn in drei Absätzen leer. Dann wurde er wieder gefüllt und wanderte nun im ganzen Kreise herum, bis Jeder daraus getrunken hatte, soviel er wollte. Aber es durfte sich Keiner lange dabei aufhalten, und Jeder mußte ihn mit der rechten Hand nehmen und geben und ihn dem Nachbar mit aufgesetztem Deckel und mit den Worten „Wohl bekomm's!“ zugrüßen. Dabei wurde folgendes Lied gesungen:

Es macht ein Krug von Hand zu Hand
Am Tisch herum die Reise,
Du Bruder aus dem fremden Land,
Dir gilt die frohe Weise.
Ein Schlücklein dir, ein Schlücklein mir,
Das soll uns beiden frommen,
Nun bist du hier und bleibst du hier,
Herr Bruder, Gott willkommen!

Wer in der Herberg eingekehrt,
Laß' auf der Bank sich nieder,
Und wer das Handwerk grüßt und ehrt,
Den ehrt und grüßt es wieder.
Du kommst von Heim, von Hag und Heg
Fürbaß daher geritten,
Bist überall auf Weg und Steg
Gar wohl bei uns gelitten.

Glück in die Werkstatt Tag für Tag,
Wo du dein Brod gefunden!
Für jeden harten Hammerschlag
Drei lustig lose Stunden!
Mag dir der Meister günstig sein,
Die Meisterin gewogen,
Es kommen schöne Jungfräulein
Dir allwegs zugeflogen.

Zum Wohle dir, mein Schenkgesell,
Daß dir's hierorts behage!
Es geht das große Trinkgestell
Für dich um das Gelage.
Bald ist es voll, bald ist es leer,
Und wer's zur Hand genommen,
Wünscht dir viel Glück, viel Gunst, viel Ehr,
Herr Bruder, Gott willkommen!

Nach dem Willkomm ward eine längere Pause gemacht, und dann kam wieder ein kleinerer Becher an die Reihe, genannt die kleine Hoffnung oder der gute Wille. Auch diesen grüßte der Altschaffer zuerst dem Schenkgesellen zu, aber er trank das Meiste davon selbst und ließ Timmo nur einen kleinen Rest darin, indem er sprach: „Bruder, Du mußt mit dem guten Willen vorlieb nehmen, das Kloster ist arm, der Brüder sind viel, und der Abt trinkt selber gern."

Dieser einen Schweinskopf darstellende Becher, dem Rüssel und Hauer als Fuß dienten, wurde nur drei und ein halbmal beschenkt und nach Belieben herum gegrüßt; die letzte halbe Füllung war für die beiden Schenkjungen, daß sie sich ehrlich darin theilen sollten. Hennecke trank zuerst, und zur Vergeltung für die wegen der gemordeten Karnickel erhaltenen Prügel leerte er den Becher bis auf wenige Tropfen und reichte ihn Hans, dem Altschaffer nachäffend, mit den Worten: „Bruder, Du mußt mit dem guten Willen vorlieb nehmen, das Kloster ist arm, der Brüder sind viel, und der Abt trinkt selber gern.“ Hennecke bekam von Hans ein Gesicht, aus dem er nicht die heißesten Freundschaftsversicherungen herauslesen konnte. Hans aber hielt sich an der Tonne schadlos, wenn er mit einem Gesellenkruge zum Zapfen ging.

Der nächste Trunk geschah aus dem Hemsbecher. Dieser war mit einem eingeritzten Vergißmeinnichtkranze geschmückt und ging nur bei den fremd zugewanderten Gesellen herum, daß jeder dabei seiner Heimat und der lieben Seinigen gedenke. Und wenn Einer sich nach dem Trunke daraus nicht bloß die Lippen, sondern auch die Augen wischte, so schalt ihn Niemand, denn die Meisten in der Brüderschaft waren Zugewanderte, und auch Viele von den anwesenden Lüneburgern hatten schon das Brod der Fremde gegessen und wußten, wie Einem zu Muthe ist, wenn man heim denkt und nicht weiß, ob die zu Hause noch leben, oder ob sie gestorben und verdorben sind. Der Jungschaffer ließ Timmo den ersten Trunk thun und sprach dabei: „Hilf Gott von Darmstadt! Trink, Bruder, und laß Dir das Heimweh nicht einfallen, denn dies ist der Hemsbecher.“

Timotheus Schneck, hast Du daheim ein lieb Mütterlein sitzen, das um den Sohn in der unbekannten Fremde sorgt

und bangt? lebt Dein Vater noch, der Dich rechtschaffen und ehrlich arbeiten gelehrt hat? hast Du Brüder und Schwestern, die denselben Namen tragen wie Du? die sich Alle nach Dir sehnen, daß Du wieder kommst in Ehren, ihrem Alter zur Stütze, ihren Herzen zur Freude?

Als Timmo trank, waren Aller Blicke auf ihn gerichtet, als suchten sie in seinem Angesicht eine Antwort auf diese Fragen. Seinem Geburtsbriefe nach war er echt und recht und deutsch geboren, aber er hatte noch nie von seinen Eltern gesprochen und war Fragen danach soviel wie möglich ausgewichen. Als er getrunken hatte und absetzte, lagen auf seinem Antlitz nicht die Schatten einer milden Wehmuth, sondern um Stirn und Mund zog sich etwas wie Trotz und Bitterkeit. Aber das war nur einen Augenblick, dann reichte er den Becher mit einer hastigen Bewegung dem Altschaffer und rief laut und verwegen: „Trink, Bruder Asmus! und wenn Dir das Heimweh einfällt, so spül' es mit schwarzbraun Bier aus dem Herzen heraus, denn es taugt nichts. Trink, Bruder! Hilf Gott von Hamburg!"

Sie hörten es ihm Alle an, daß er selber etwas aus dem Herzen herausspülen wollte, was nichts taugte, und das machte keinen guten Eindruck. So lebensfroh und lustig auch die Handwerksknechte waren, sie sahen auf Frömmigkeit und gute Sitten in der Brüderschaft, und Keiner durfte verspotten, was einem Andern heilig war. Heimat und Vaterhaus waren ihnen lieb und ehrwürdig, und sie hätten bei Timmo's herausfordernden Worten beinahe gemurrt, aber sie kannten seine Jugend nicht und hielten ihrem beisitzenden Schenkgesellen, der heute mehr als die Andern trinken mußte, bei seiner Einfahrt etwas zu Gute.

Die kleine Verstimmung ging also schnell vorüber und

war gänzlich vergessen, als der folgende Becher kreiste, das Bier auf der anderen Hand. Mit der anderen Hand war die linke gemeint, denn nur mit der Linken durfte man diesen mit Buckeln und Wülsten versehenen Becher berühren, und die durch Führung ihres Handwerkszeuges durchaus rechts Gewöhnten vergaßen sich oft, griffen mit der Rechten zu oder waren mit der Linken ungeschickt. Wer aber die Rechte an den Becher brachte oder mehr Bier verschüttete, als er mit einer Hand oder mit einem Fuß bedecken konnte, der mußte Strafe zahlen. „Kommt Klage, kommt Strafe," hieß es, „doch es ist keine Strafe, sondern Handwerks Gewohnheit." Dabei gab es viel Gelächter und neckischen Streit, denn Keiner zog gutwillig den Beutel, um eine Pön zu erlegen. Dann ward ihm bedeutet: wer sich von den verordneten Schaffern nicht strafen, stillen und zum Besten rathen lassen wollte, der sollte von der ganzen Brüderschaft so lange angetastet und gebunden verwahrt werden, bis er sich eines Besseren bedächte. Diese scherzhaft vorgebrachte, doch ganz ernsthaft gemeinte Drohung hatte stets den gewünschten Erfolg, daß der auf einem Fehler Ertappte die kleine Buße halb lachend, halb murrend herausrückte, und es wurde scharf aufgepaßt, daß Niemand eine verwirkte Strafe unterschlug.

Längst war die zweite Tonne angestochen; die Ungebundenheit stieg von Minute zu Minute und erreichte zwar noch nicht ihren Höhepunkt, aber doch schon einiges Übermaß, als der siebente und letzte Becher auf das Gelage kam. Dieser hieß die Gerechtigkeit, denn an ihm konnte sich Jeder zu seinem Rechte verhelfen, der bei den vorangegangenen zu kurz gekommen zu sein glaubte. Die Brüder schienen dies sammt und sonders zu glauben, denn Keiner ließ sich von der Gerechtigkeit überspringen, und der große, zweihenkelige Krug

wurde so oft bis auf den Grund geleert, daß die beiden Schenkjungen mit Schleifkannen hinter ihm hergehen mußten, um sie gleich an Ort und Stelle wieder zu füllen ohne den zeitraubenden Weg zur Tonne hin und zurück.

Während die Gerechtigkeit ihren Umgang hielt, rief der Altgesell: „Brüder, jetzt singen wir das Blau-Montagslied!"

Und sie sangen:

Gestern ist Sonntag gewesen, und heut
Hat es Blau Montag geschlagen,
Vesperglocke, du liebes Geläut,
Weckst mich schon frühe beim Tagen.
Eile mit Weile
Heißt es im Haus,
Hammer und Feile,
Ruhet euch aus,
Nichts ist zu schaffen, zu sorgen,
Feierabend ist es am Morgen.

Sind wir doch heute die Herren einmal,
Legen nicht Hand ans Geräthe,
Heut ist zum Sitzen der Schemel zu schmal,
Platzen und reißen die Näthe.
Wo sich's auf Gassen
Dränget und schiebt,
Thun wir und lassen,
Was uns beliebt,
Trutzig in Schalten und Walten
Lustigen Montag zu halten.

Werkstatt ist leer und Herberge voll,
Wenn nur der Wochenlohn reichet!
Ach! und am Kerbholz zehn Strich auf den Zoll,
Wenn's der Herr Vater nicht streichet.

Durst in der Kehle
Immer gewetzt,
Und von der Seele
Alles versetzt,
Was mir am Leibe gehangen,
Ist in die Schenke gegangen.

Her mit dem Faß und hin mit dem Krug!
Morgen kommt wieder die Plage,
Es ist doch Alles nur Lug und Betrug
Das mit dem siebenten Tage.
Einen Tag schaffen,
Sechse dann ruhn,
Vieles erraffen,
Mehr noch verthun,
Und wenn die Blauen drin fehlen,
Könnt ihr die Wochen mir stehlen.

Immer lauter und lustiger ward es in der Herberge auf der Altstadt, so laut und lustig, wie ein Schock Schustergesellen nur werden können, die in guter Eintracht bei gutem Bier beisammen sind und dabei keine anderen Sorgen haben, als daß jeder sucht, von dem Getränk so viel abzukriegen, wie er dessen nur irgend habhaft werden kann. Arnold und Gilbrecht waren auch vergnügt, aber sie hatten sich mit dem Trinken möglichst geschont und hatten auch als Gäste aus einem anderen Handwerk weder so viel Gelegenheit noch so viel Verpflichtung dazu gehabt. Die Anderen waren in ihrer freudig erregten Stimmung kaum noch auf den Sitzen festzuhalten, und Manchem wurden die Sinne allmählich stark umnebelt. Die rothwangige Magd Hempa hatte sich auf den Rath oder den Befehl der Mutter Hombrok bereits zurückgezogen, um nicht allzu zärtlichen Liebkosungen

ausgesetzt zu sein. Hatte sich doch die rührige Herbergsmutter selber eines täppischen Gesellen zu erwehren, der ihr nach den gesteiften Tuchzipfeln fassen wollte. Aber er bekam derb etwas auf die Finger, und sie schnurrte ihn an: „Willst Du Gelbschnabel mir mit Deinen Schusterpechpfoten wohl von meinem Kopftuch wegbleiben! Trolle Dich, oder Du wirst hier auf die leere Tonne gelegt und zur Herberge hinaus auf die Straße gerollt!"

„Nur nicht gleich so borstig, Frau Mutter!" lachte der Gesell, „ich freue mich ja bloß darüber."

„Freue Dich über den Affen, den Du hast, und laß die Frau Mutter in Frieden!" erwiederte sie, und er mischte sich wieder unter seines Gleichen. Zu Gilbrecht aber sagte sie schmunzelnd: „Jung Gilbrecht, mein Goldsohn, Du bist das Beste, was uns der Darmstädter mit nach Lüneburg gebracht hat. Was macht denn's kleine Schwesterchen?'

„Es wächst Einem an die Augen heran, Frau Mutter," lächelte Gilbrecht.

„Das glaub' ich; mir ist es ans Herz gewachsen, das Prachtmädel," sagte die Alte. „Grüß' sie schön von der alten Hombrok'schen."

Noch hörten die Gesellen auf den Altschaffer, der ziemlich klar im Kopfe war und es an der Zeit fand, die Bruderzeche auszubieten. Er klopfte wiederholt mit dem Hammer auf, bis Ruhe ward, und sprach dann: „Liebe Brüder und Tolaggesellen! Weil nunmehr die Zeit verflossen und unser Bruderbier genossen und nicht vergossen ist, so wollen wir für diesmal einen frischen, fröhlichen Feierabend machen, und sind wir fromm gewesen, so wollen wir auch fromm bleiben. Bedenkt, Ihr könnt nicht zum Thor hinaus wandern, Ihr müßt zuvörderst aus Eures Meisters Thür hinaus, und wer über

dem Herrn Vater seinen Stein will, der mache kein Loch in die Mauer, daß ihm kein Ziegel auf den Kopf fällt. Bruder Timmo, Deine Weise hat mir wohl gefallen, laß Dir meine auch gefallen und mache Dich fein lustig. Es ist mir nur leid, daß die Stube oben nicht so voll war wie unten, wir hätten uns sonst zum Fenster hinaus und zum Schornstein wieder hinein getrunken, aber Dein Kopf hätte immer der erste sein müssen. Ich danke Euch, liebe Gesellen, daß Ihr fromme und bescheidene Brüder gewesen seid, und ich hoffe, daß Ihr es in den nächsten drei Wochen auch bleiben werdet. Wenn das schwarze Buch verlesen werden soll und ist Einer von Euch darin begriffen, der stecke den Kopf so lange zum Fenster hinaus, bis das Schwarze vorüber ist. Soll es verlesen werden?"

„Nein, nein!" riefen die Gesellen.

„So schließe ich unsere Gesellenlade, und wie ich das Schloß schließe, so soll auch Jeder seinen Mund schließen; mit Kraft und Macht schließe ich es zu."

Er schlug den Ladendeckel klappend zu und schloß ab. „Wer genug hat, der gehe nach Hause und vergesse seinen ehrlichen Namen nicht. Wer will weiter trinken, der lasse weiter klingen, mein Pfennig ist sein Gesell."

Die Anderen antworteten alle: „Meiner auch."

Sie tranken also weiter, bis auch die zweite Tonne leer war, und bewegten sich außer Rand und Band bunt durch einander. Timmo war in einem völlig unzurechnungsfähigen Zustande; er konnte die beiden Brüder Henneberg nicht mehr von einander unterscheiden und verwechselte Gilbrecht mit Arnold. Beim Aufbruch schlang er den Arm um Gilbrecht's Nacken und lallte: „Siehst Du wohl, Bruder Arnold, hab' ich's nicht gesagt? hab' ich's nicht gesagt? am Donnerstag

gehen wir auf grüne Heide, ha, ha, grüne Heide! Daß Du kommst, Bruder Arnold! Glock achte, hinterm Mönchsgarten. Sie kommen, Alle; Alle kommen sie auf grüne Heide, Bruder Arnold!"

Keiner sonst hatte das gehört; Gilbrecht aber war von dem frevelhaften Plane, den ihm Timmo's trunkener Mund unbewußt verrathen hatte, in tiefster Seele erschrocken.

Siebzehntes Kapitel.

Aus Meister Gotthard Henneberg's Hause in der Rothen Hahn-Straße schienen Friede und Freude geflohen zu sein. Eine dumpfe, trübe Stimmung herrschte in der Werkstatt, in der Wohnstube und in den Kammern, bis hinauf in Ilsabe's Schwalbennest, und lag schwer wie Gewitterluft auf den Gemüthern der Insassen, die sonst zufrieden und heiter ihrem fleißigen Tagewerk nachgingen und in Eintracht und Vertrauen die Pflichten der Liebe erfüllten. Die Arbeit wurde nach wie vor gethan und äußerlich jeder Pflicht im Hause genügt, aber denen die eine wie die andere oblag, die wurden ihres Schaffens nicht froh, weil Jeder Kummer und Sorgen im Herzen trug und dem Anderen Kummer und Sorgen vom Angesichte las. Und Keiner vertraute dem Andern sein Leid, wenn er auch das des Andern errieth und verstand. Vieles kam zusammen, diese gesunden und frohen Menschen zu schwermüthigen Grüblern zu machen, die nur mit halben Gedanken bei ihrer Hände Thun und Treiben waren. Meister Gotthard trug seinen steifen Nacken zwar noch ungebeugt aufrecht, denn sein starker Wille und seine bewußte Kraft gaben einem äußeren Drucke so leicht nicht nach. Kaum jemals verließ ihn seine klare Besonnenheit, die ihn befähigte, mit Ausdauer und Geduld ein als recht und gut erkanntes Ziel zu verfolgen und Widerwilliges

in seine Wege zu lenken oder aus seinen Wegen zu räumen. Hatte er mit einem schweren Entschlusse zu kämpfen oder an einem heftigen Verdrusse zu würgen, so gebrauchte er zwei Hausmittel, von denen ihm entweder das eine oder das andere zu Sicherheit und Ruhe verhalf. Entweder ging er ganz allein in die weite Einsamkeit der Heide hinaus, um dort seine stürmischen Gedanken gleich einem feurigen Renner austoben zu lassen, bis sie gebändigt und gezähmt sich in gezügeltem Gleichmaß bewegten, oder er wählte sich auf der Diele das gröbste Stück Arbeit aus und scharwerkte mit aller Leibeskraft grimmig darauf los, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff. Mit dem härtesten Holz, mit dem schändlichsten Ärger ward er dann fertig, und wenn er müde war, war er auch frei.

Diesmal aber nützten dem Meister seine Hausmittel nichts. Was jetzt an seiner Seele hing, das konnte er nicht draußen in der Heide aussetzen oder mit dem Haubeil niederschlagen, denn es saß zu tief und zu fest. Den Bescheid, den er seinem Sohn Arnold gegeben hatte, bereute er nicht, aber er war gerecht genug, die schuldlose Tochter des Freiböttchers aufrichtig zu beklagen, die durch das Vergehen ihres Vaters um eine Lebenshoffnung betrogen war. Selbst Arnold bedauerte er bis zu einem gewissen Grade und würde dies noch mehr gethan haben, wenn dieser sich nicht zu trotzig und drohend ihm gegenüber benommen hätte. Nun gähnte das Zerwürfniß wie ein klaffender Spalt zwischen Vater und Sohn, über den eine Brücke zu schlagen keiner von beiden eine Hand regte. Sie sprachen nichts mit einander, als was zur Arbeit unumgänglich nöthig war, und dieses traurige Verhältniß lastete empfindlich auf allen Hausgenossen; Frau Johanna namentlich litt unsäglich darunter. Sie versuchte,

auf jeden der beiden Entzweiten mit Vorstellungen und Bitten versöhnlich zu wirken, jedoch vergeblich, jeder blieb auf seinem harten Kopfe bestehen. Auch die Gedanken an die Zukunft der Stadt erfüllten den Meister mit ernsten Sorgen. Gewisse Zeichen, die sich besser fühlen, als erklären ließen, sagten ihm, daß in Lüneburg nicht Alles sei, wie es sein sollte und daß die äußere Ruhe nur die Stille vor einem Sturme sei, der über kurz oder lang mit unberechenbarer Gewalt und aus noch unbekannter Richtung über die Stadt losbrechen würde. Je mehr sich ihm diese Mahnungen aufdrängten, desto düsterer ward er, eingedenk des großen Gewichtes, das er mit Wort und That in die Wagschale zu werfen hatte. Denn er wußte, daß beim ersten Schritt zu einem Kampfe Aller Augen auf ihn blicken, Viele seinem Beispiel folgen würden, und ihm bangte schon vor dem Tage, an dem er sich mit der ganzen Verantwortlichkeit seines Gewissens vor der Nothwendigkeit einer entscheidungsschweren Wahl befinden würde.

Von diesen Sorgen ahnten die Seinigen nichts und schoben daher seinen schweigenden Mißmuth lediglich auf seinen Unwillen über Arnold, was dessen Stellung in der Familie nicht verbesserte. Der Meister wieder hielt die Befangenheit der Anderen nur für den Schatten seiner eigenen Schwermuth, aus der sich der thatkräftige Mann diesmal nicht herausreißen konnte. Daß jene auch noch andere Gründe dazu hatten, dachte er nicht und sah nicht die Gespenster, die in seinem Hause umgingen und in jeder Kammer aus den Wänden traten.

Der blonden Ilsabe schlug das Herz bis an den Hals hinauf. Ihr war das Gerücht zu Ohren gekommen, natürlich wieder durch den Allerwelts-Geschichtenträger Daniel Spörken herumgebracht, Balduin Viskule bewürbe sich um die Hand

der Frau Walpurg Grönhagen; auf einem Gastmahl bei Frau Katharina Mandelsloh hätten sich alle Gäste von dem heimlichen Einverständniß der beiden überzeugen können, dessen öffentliche Kundgebung jeden Tag zu erwarten stünde. Ilsabe konnte es nicht fassen, geschweige denn glauben. Jede Fiber ihres Wesens sträubte sich gegen die Annahme nur der Möglichkeit, daß Balduin's Liebe, obwohl er sie ihr noch mit keinem Worte gestanden hatte, einer Anderen als ihr gehören könnte, und doch zitterte sie in einer unbeschreiblichen, sie nie verlassenden Angst, ihm entsagen zu müssen. Seit vollen acht Tagen hatte sie ihn nicht mit Augen gesehen, hatte daher keine Beobachtung seines Benehmens gegen sie anstellen, sich kein Urtheil über seine Gesinnung bilden können. Den ganzen Tag saß sie oben in ihrem Schwalbennest, unfähig etwas Anderes zu thun, als zu sinnen und zu sorgen, und blickte träumerisch sehnsüchtig über Dächer und Giebel hinaus in die Ferne, in die sie mit ihm, mit ihm entfliehen möchte, weit weg aus diesen Mauern, wo ihr eine Andere den Heißgeliebten streitig machte. Wenn sie dann draußen in der Heide sich etwas bewegen sah, ohne zu erkennen, ob es Mann oder Weib, ob es Zwei oder Mehrere waren, so dachte sie, dort gingen Walpurg und Balduin, tauschten Schwüre der Treue, bauten Pläne der Zukunft und zögen selbander in ein Paradies des Glückes und der Liebe. Bei Tische horchte sie, ob nicht Einem der Ihrigen eine Andeutung von jenem ihr qualvollen Gerücht über die Lippen käme, und suchte mit Gilbrecht öfter allein zu sein, um ihm Gelegenheit zu einer Äußerung darüber zu geben. Aber nichts dergleichen erfolgte. Sie hätte Hildegund, ja sie hätte Balduin selber fragen können, aber sie konnte sich nicht so verstellen, daß sie nicht ihr ganzes Herz mit Allem, was darin bangte und bebte, dabei verrathen hätte,

wie immer die Antwort auch ausfallen möchte. Schrecklich war ihr die Ungewißheit, mit der sie ruhelos sich trug, schrecklicher aber war die Vorstellung, mit einem Worte die Wahrheit hören zu sollen und damit vielleicht alle Hoffnung schwinden zu sehen, die sie noch an einem dünnen Faden hielt.

Gilbrecht nun, in seinem ihm aufgedrungenen und längst überdrüssigen Müssiggange, hatte Zeit genug, seinen Gedanken nachzuhängen, und wußte mehr als alle Anderen im Hause. Er allein vermuthete für Ilsabe's stille Seufzer noch einen tieferen Grund als ihre von Allen getheilte Betrübniß über den Vater und Arnold, und es ward ihm nicht schwer, den wahren, stärkeren Grund dafür zu finden. Es fiel ihm ein, daß sich Balduin in letzter Zeit etwas von ihnen zurückgezogen hatte, welche nachträgliche Wahrnehmung ihn in seinen Vermuthungen nur bestärkte. Geschäftliche Arbeit konnte den Freund von einem Besuch im Böttcherhause nicht abhalten, denn dazu ließ Herr Viskule seinem Sohne zu viel freien Willen. Die Ursache seines Fernbleibens konnte nur eine Wendung seines Herzens sein, und das schmerzte Gilbrecht um seiner lieben Schwester willen, für die er einen aufrichtigen Trost nicht hatte.

Aber er wußte noch etwas Anderes, wovon seine Eltern und Ilsabe nichts ahnten, und wovon sein Mitwissen auch Arnold verborgen war. Das war das schwere Geheimniß von dem schon zum Ausbruch reifen Gesellenaufstande. Ihm hatte man den Plan geflissentlich verschwiegen, vielleicht weil er bei keinem Meister als Knecht in Lohn und Arbeit stand, wahrscheinlich aber weil man ihm nicht traute, und in letzterem Falle konnte die strenge Geheimhaltung gegen ihn nur auf den Rath und das ausdrückliche Verlangen Arnold's erfolgt sein. Hätte nicht zufällig Timmo's trunkener Mund ihm die

Verschwörung verrathen, so wüßte er heute noch nichts davon. Er würde sich der aufrührerischen Bewegung schwerlich angeschlossen, doch nicht aus Zaghaftigkeit die Aufforderung dazu abgelehnt haben, sondern aus Pflichtgefühl, aus Gehorsam gegen die Handwerksordnung und aus liebevoller Rücksicht gegen seinen Vater, welche guten Regungen und Gefühle Arnold unbegreiflicher und bedauerlicher Weise trotzig zurückgewiesen oder leichtsinnig in den Wind geschlagen hatte. Leichtsinn war aber Arnold's Fehler nicht. Sollte der Groll über das Fehlschlagen seiner Hoffnungen ihn bis zur Rachsucht gegen den eigenen Vater treiben, daß er die Brandfackel der Empörung in eine schon anderseitig von mächtigen Gegnern bedrängte und in ihrem Frieden bedrohte Stadt schleuderte, um die althergebrachte Ordnung umzustoßen und seinen Willen mit Gewalt durchzusetzen? Ein solcher Entschluß hatte schwerlich in Arnold's ernstem und gemessenem Sinn und Wesen seinen Ursprung gehabt, der mußte von fremder Hand hinein gepflanzt und Arnold zu dem waghalsigen Unternehmen verführt sein. Gilbrecht kannte nicht die Forderungen und Klagen der Gesellen gegen ihre Meister, kannte überhaupt nicht Zweck und Ziel des Aufstandes, aber nach den Anstiftern brauchte er nicht weit zu suchen. Hatte er an jenem Abend nach dem Streit mit dem Vater seinen Bruder nicht mit Sengstake, Dalenborg und Timotheus Schneck in den Rathsweinkeller schlüpfen sehen? Diese Drei, der unruhige, vorwitzige Krauskopf aus Darmstadt, sein Wandergesell durch die Heide, und die beiden Vorfechter der Prälaten und Angreifer des Rathes, von denen der Eine, Sengstake, noch dazu Meister Gotthard's erbittertster Feind war, die waren die Hetzer und Verführer, und dort im Rathsweinkeller bei dem guten, alten Ambrosius von dem Rhyne hatten sie die verbrecherischen Pläne ge-

schmiedet, mit denen sie erst Arnold und dann alle anderen Handwerksknechte der Stadt umgarnten.

Was nun beginnen? Arnold fragen? unnütz! denn da war kein Zweifel; ihn warnen? umsonst! wen Sengstake umstrickt hielt, der konnte sich nur selber, den konnte kein Anderer befreien. Auch fühlte sich Gilbrecht wenig geneigt, sich in des älteren Bruders Vertrauen zu drängen, das ihm dieser seit Kurzem absichtlich zu verweigern schien. Arnold wähnte ihn von den Eltern bevorzugt, weil sie, wie er sich steif und fest einbildete, Gilbrecht in das vermeintlich abgeschlossene Verlöbniß Ilsabe's mit Balduin eingeweiht hatten, und ihn nicht. Außerdem witterte er auch noch etwas von des Bruders Liebe zu Hildegund und sah hier eine zweite Verbindung entstehen, welche die Eltern begünstigten. Gilbrecht hatte ihm weder über die eine noch die andere ein Wort des Vertrauens gegönnt, und da senkte sich in des mit seinen Herzenswünschen Abgewiesenen Brust mit dem kränkenden Gefühl der Zurücksetzung auch das der Mißgunst, ja des Neides, das ihn verbitterte und eine Entfremdung zwischen ihm und seinen Geschwistern herbeiführen mußte. So kam es, daß Gilbrecht nicht den Muth oder nicht die Lust hatte, den sich kalt und schroff von ihm abwendenden Bruder zu bekehren. Auch Jakob mochte er nicht nach dem Aufstande fragen, um ihn nicht in Verlegenheit zu bringen oder nicht in Dinge zu verwickeln, die man vielleicht seinet-, Gilbrechts wegen auch jenem verschwiegen hatte.

Aber was thun? Als Sohn eines Handwerksmeisters, zumal eines Amtsmeisters und als Sohn dieser Stadt, deren Ruhe und Sicherheit auf dem Spiele stand, hatte Gilbrecht die unabweisliche Pflicht, von der Gesellenverschwörung wenigstens seinem Vater Mittheilung zu machen, dem er dann

alles Weitere überlassen konnte. Er hatte ihr Vorhandensein nicht wie ein heimlicher Kundschafter erlauscht und erschlichen, aber mit der Meldung wurde er doch der Ankläger und Verräther seines Bruders, und das ging ihm gegen seinen ehrlichen, geraden Sinn. Wie schrecklich auch würde die Nachricht auf seinen Vater wirken, wenn der pflichttreue, gestrenge Amtsmeister, der an altem Herkommen so unverbrüchlich festhaltende Mann, einen Aufrührer und Empörer in seinem eigenen Sohn entdeckte! Was sollte dann erst aus der Zwietracht zwischen den beiden werden, wenn eine solche Erfahrung noch dazu kam! Gilbrecht's Gewissen hatte in dem Widerstreit dieser Gefühle einen schweren Stand, und er führte einen heißen Kampf mit sich, ob er sprechen oder schweigen sollte. Endlich entschied er sich dafür, mit der Anzeige wenigstens noch zu warten. Erst am Donnerstag, also von heute in zwei Tagen, wollten die Gesellen auf grüne Heide gehen; bis dahin konnte ja irgend ein unerwarteter Zwischenfall das Vorhaben entweder ganz vereiteln oder zur Kenntniß eines anderen Handwerksmeisters bringen, und dann war doch er nicht der Angeber gewesen. Es war freilich nur ein vorläufiger und schwacher Trost, und Ruhe fand er darin nicht.

Das Einzige, was ihn für kurze Stunden über seinen Kummer hinweg hob, war seine Liebe zu Hildegund. Der bloße Gedanke, von ihr wiedergeliebt zu werden, versetzte ihn in einen Zustand von Glückseligkeit, in dem er das Aussichtslose einer Verbindung mit ihr völlig vergaß. Wenn er sie sah, mit ihr sprach und seine Augen sich an ihr satt tranken, so füllte sich auch sein ganzes Herz mit neuer Hoffnung. Könnte er die Geliebte sich erkämpfen, — welchen Namen hatte die That, die er nicht für sie vollbringen würde?

Grübelnd saß er heute Nachmittag oben in seiner Kammer, als er Ilsabe die noch höheren Treppen herabstürmen hörte; es folgte ein Schlag gegen seine Thür und der Ruf: „Hildegund kommt!“ dann sauste die Schwester die noch übrigen Treppen hinab. Er natürlich wie ein Wetter hinterdrein. Ilsabe hatte aus ihrem Schwalbennest die Freundin um die Straßenecke biegen sehen, worauf sie ihr entgegen eilte, und in demselben Augenblick, als Hildegund in die Wohnstube trat, sprangen Ilsabe und Gilbrecht zugleich zu der andern Thür herein, die nun keiner von beiden schloß. Hildegund hatte einen hochrothen Kopf und verweinte Augen und warf sich ohne zu sprechen an Ilsabe's Brust.

„Was ist Dir, Hildegund? was ist geschehen?“ frug Ilsabe besorgt.

„Ich soll ins Kloster!“ kam es endlich mit ersticktem Weinen von ihren bebenden Lippen.

„Was sollst Du?“ stieß Gilbrecht heftig heraus und ballte unwillkürlich beide Fäuste, wie um den auf der Stelle zu erwürgen, der Hildegund ins Kloster bringen wollte.

Frau Johanna und Ilsabe bemühten sich, die am ganzen Körper Zitternde zu beruhigen und zur geordneten Mittheilung des Vorgefallenen zu bewegen. Da erzählte sie, daß es mit der Base Barbara nicht mehr auszuhalten wäre. Das alte Fräulein quälte sie Tag für Tag mit endlosen Andachtsübungen und mit Lesen von überspannt frommen, dunkelsinnigen Schriften, daß ihr davon ganz wirr und wüst im Kopfe wäre. Daran knüpfte Barbara dann die verschrobensten Betrachtungen, die abgeschmacktesten, unverständlichsten Fragen und geriethe in eine Art von Verzückung, daß ihr manchmal himmelangst dabei würde. Daß die Base nach einer Zelle im Kloster Lüne strebe, wüßte sie längst; seit einiger Zeit aber hätte jene erst mit leisen

und dann mit immer stärkeren Andeutungen es ihr nahe gelegt, doch mit zu kommen und mit Barbara zugleich ihr Leben Gott und den lieben Heiligen zu weihen. Mit wachsender Begeisterung hätte sie immer dringendere Gründe für einen so gottgefälligen Schritt angeführt, immer neue Überredungskünste angewandt, so schrecklich aber wie heute ihr noch nie damit zugesetzt, daß sie davor gar nicht mehr aus noch ein gewußt hätte. Nur um los zu kommen, wäre sie scheinbar darauf eingegangen, hätte es nicht ganz von der Hand gewiesen, es sich zu überlegen versprochen u. s. w. Da wäre plötzlich wie auf Verabredung der Propst von Lüne ins Zimmer getreten, und ihm hätte die Base nun voller Freude berichtet, daß Hildegund so gut wie entschlossen wäre, mit ihr in Lüne den Schleier zu nehmen. Sie wäre ganz starr geworden, das zu hören, wäre aber gar nicht zu Worte gekommen vor den salbungsvollen Reden und frommen Lobeserhebungen der beiden Anderen, und der Propst hätte so gethan, als hätte er schon ihr feierliches Gelübde und sie mit einem wahren Übersturz von Segenssprüchen als Tochter der heiligen Kirche und Braut Christi willkommen geheißen. Da wären ihr fast die Sinne geschwunden, sie hätte, Alles über sich ergehend lassend, wie gelähmt dagesessen und in heißen Thränen Erlösung gesucht. Als der Propst endlich gegangen, wäre sie hierher geeilt und da wäre sie nun, trostlos, unglücklich, verrathen und verkauft.

Mit Erstaunen und inniger Theilnahme hatten die Geschwister und ihre Mutter der schier Verzweifelnden zugehört. Ilsabe stampfte mit dem Fuße auf und sprach trotzig: „Hildegund, ich weiß nicht, was ich an Deiner Stelle thäte; aber ich will Euch helfen die Barbara zu ärgern, daß sie schwarz wird und macht, daß sie aus dem Hause kommt. Wir wollen

sie auf den Schub bringen nach Kloster Lüne, und wenn der Katzenbuckel von Propst kommt, so schlagen wir ihm die Thür vor der Nase zu. Sieh, so!" Und sie warf die Thür, die sie bei ihrem eiligen Eintritt mit Gilbrecht offen gelassen hatte, mit solcher Gewalt zu, daß die Fensterscheiben klirrten und die Mutter sammt Hildegund erschreckt zusammenfuhr.

„Weiß Dein Vater von diesem Getreibe, liebe Hildegund?" frug Frau Johanna nach einem leise vorwurfsvollen Blick auf ihre zornglühende Tochter.

„Nein, der hat ja nicht Zeit, sich viel um uns zu kümmern."

„Und Balduin?" sagte Gilbrecht.

„Ach, Balduin! der hat Anderes im Kopfe."

„Mein liebes Kind," sprach Frau Johanna, „sei guten Muthes! so schnell geht das nicht. Ohne die Zustimmung Deines lieben Vaters können sie Dich nicht ins Kloster schleppen. Das Nächste, was Du zu thun hast, ist, daß Du es ihm sagst, in welcher Weise Du gequält wirst und was die beiden mit Dir vorhaben. Du sollst mal sehen, wie er dazwischen fahren und die Bahn rein fegen wird."

„Nein, nein," erwiederte Hildegund, „dem Vater mag ich damit nicht kommen, er hat ohnehin schon Sorgen genug."

Sie redeten ihr herzlich zu, und es gelang ihnen, sie zu trösten und aufzuheitern, obgleich sie noch oft die Augen mit dem Tuche trocknen mußte.

„Hildegund, wenn Du ins Kloster gehst," sagte Gilbrecht, —

„So gehst Du wohl auch ins Kloster?" lachte sie noch unter Thränen.

„Nein! dann hole ich Dich wieder heraus, und wenn ich einen Mord darum begehen müßte!"

„Gilbrecht!“ sprach die Mutter.

„Ja, Mutter! das thu' ich, so wahr ich Dein und meines Vaters Sohn bin!“

„Und ich helfe Gilbrecht dabei!“ rief Ilsabe muthvoll entschlossen.

Der liebesselige Blick, der Gilbrecht aus Hildegund's Augen traf, der glaubte ihm seinen Schwur.

Jetzt kam Meister Gotthard von der Werkstatt in die Wohnstube, um die Tochter seines alten Freundes zu begrüßen, an der er wie an seiner eigenen stets die innigste Freude hatte. Seine finsteren Züge hellten sich bei ihrem Anblick auf, und Frau und Kinder freuten sich, ihn einmal wieder lächeln zu sehen. Er hatte beim Eintreten Gilbrecht's letzte Worte gehört und frug: „Was willst Du thun, Gilbrecht, so wahr Du mein Sohn bist?“

„Hildegund aus dem Kloster befreien, wenn sie erst einmal darin ist,“ erwiederte Gilbrecht.

„Hast Du denn so große Eile, in ein Kloster zu kommen, Hildegund?“ lächelte der Meister.

„Ach nein! ich nicht; aber Base Barbara kann die Zeit nicht abwarten, bis wir beide Nonnen sind.“

Hildegund sagte das schon getroster und in einem mehr scherzenden Tone.

Und schon um ihr auch den letzten Rest von Angst zu nehmen, erzählten sie dem Meister nun mehr lachend als besorgt von der wunderlichen Zumuthung des bekehrungswüthigen Fräuleins. Aufgeräumt sagte der Meister: „Ja wenn Du mit Gewalt ins Kloster gebracht wirst, so kannst Du Dich auch mit Gewalt wieder daraus befreien lassen. Da hat Gilbrecht ganz Recht.“

„Seht Ihr wohl?“ rief Gilbrecht. „Hildegund, verlaß

Dich auf mich! und wenn mir der Propst einmal in die Hände geräth, so könnte er leicht blaue Flecke davon tragen."

„Soll ich ihm das vielleicht bestellen?" frug sie schelmisch.

„Meinetwegen!" lachte der Freund.

Hildegund ging, von den Geschwistern bis an die Hausthür, von Gilbrecht's Blicken noch über die Straße geleitet.

„Ein herziges Mädchen!" sagte Meister Gotthard zu seiner Frau. „Die, und ins Kloster! hahaha!" Wahrhaftig, er lachte wieder!

Mit einem schweren Herzen voll Angst und Sorgen und mit weinenden Augen war Hildegund in ein Haus voll Sorgen gekommen, und mit lachendem Munde und erleichtertem Herzen ging sie wieder daraus hinweg, liebe, treue Menschen, ihre besten Freunde, darin zurück lassend.

Achtzehntes Kapitel.

Auf der teichartig ausgedehnten Wasserfläche zwischen der Abtsmühle und der Kaufhausbrücke spiegelte sich das erste Viertel des zunehmenden Mondes. Der helle Wiederschein glänzte und glitzerte in einem breiten Stege von einem Ufer zum andern, wie die kleinen, sanft bewegten Wellen der Ilmenau hinein flutheten, sich hebend aufblitzten, wieder untertauchend im Dunkel verschwanden und dicht daneben wieder andre blinkend aufsprangen, ein unruhig dauerndes, lebendig bewegtes Spiel, ein an die Stelle gebanntes Geringel und Geriesel wie von tausend und abertausend goldfunkelnden Flossen und Schuppen. Darüber in ewigem Schweigen der hohe Himmel, mit Sternen besät, zwischen denen in des Raumes Unendlichkeit der Mond wie eine große Leuchte hing. Auch auf den Häusern und Dächern ruhte sein milder Schein, beleuchtete diesen Giebel hell von oben bis unten, hüllte jenen in tiefe Nacht und hob seine zackige Form von dem lichten Hintergrunde der schimmernden Luft scharfkantig ab. Die große Abtsmühle mit dem alten, massigen Thurme stieg schwer und düster aus dem Wasser wie eine finstere Burg, schauerlich, unheimlich. Weiter zurück ragte in einem matten Dämmerungsschleier die schlanke Spitze des Johanniskirchthurms hoch über Alles hinaus, und hier vorn gaben die breitgiebligen

Häuser mit ihren unregelmäßigen, über dem Wasser hängenden Ausbauten ein schattenreiches, spukhaftes Bild.

Der ungeheure Krahn nahm sich im Mondschein noch wunderlicher aus als im Tageslicht; sein langer Arm wies gerade zum Monde hinauf. Der ließ sich das eine Weile ruhig gefallen und lächelte halb mitleidig, halb spöttisch auf den Krahn herab. Endlich aber rührte ihn dieser nach ihm ausgestreckte, wie um Hülfe flehende Arm, und er sprach zu dem Krahne: „Was willst Du, sonderbarer Geselle? was zeigst Du mit dem Finger auf mich, als wenn mich die Menschen nicht auch ohne Dich sähen? Fühlst Du etwa auch ein Sehnen nach meiner stillen Höhe? Das Herz in Deinem mißgestalteten Leibe ist doch nur ein Tretrad, das sich immer um sich selber dreht, d. h. wenn es von Menschenfüßen getreten und gedreht wird; sonst steht es still und rührt und regt sich nicht, auch nicht bei meinem herrlichsten Vollschein in Sommer- oder Winternacht. Hast Du auch nur einen einzigen Seufzer für mich? Das Knarren Deiner Winde, das Klirren Deiner Kette sind Deine einzigen Laute, Deine ganze Stimme, und lieblich klingt sie nicht. Nur wenn die Achsen nicht geölt sind, dann schreit Dein Tretrad von Herz so jämmerlich, daß es selbst mich erbarmen könnte, der ich doch seit mehreren tausend Jahren an die stummen Klagen oder den lauten Aufschrei so manchen Herzens, das auch mit Füßen getreten wurde, sattsam gewöhnt bin. Was schaffst, was wirkst Du, seltsames Wesen? Du quälst Dich tagaus tagein, haspelst geduldig die Kette auf und ab an Deiner Welle und hebst an dem gelenklosen Arme schwere Lasten aus den zerbrechlichen Schifflein der Menschen, die auf dem Wasser um Dich herum krabbeln. In Deinem Tretrade wandeln schon die Urenkel der Füße herum, die es zuerst in langsamen

Schwung brachten, und wenn es nur immer zur rechten Zeit sein Öl bekommt, so kann es noch Jahrhunderte lang sich drehen und ächzen und stöhnen, und wenn ich's höre, so will ich denken, das wären Deine Seufzer, armes, getretenes Herz! Wie Du so stumm und wehevoll zu mir aufblickst! Der Messingknauf oben auf Deinem Schneckenhorne blinkt in meinem Lichte wie eine echte, feuchte Mondscheinperle, von einem alten, sehr alten Auge geweint. Sei still! ich kenne mehr solche Treträder von Herzen wie Deines, welche, die sich quälen und ihr Leben lang getreten an ihrer Kette haspeln wie Du, und welche, die sich nicht regen und rühren, wenn sie nicht getreten werden, wie Du. Welche kenn' ich auch, die sich dagegen sträuben, von außen bewegt zu werden, scheu und bang, ihren heiligen Frieden zu verlieren, oder vertrocknet und eingerostet in ertödtender Selbstsucht. Andere wieder, die unter den härtesten Tritten geduldig still halten und nur mir eine stumme Thräne zeigen wie Du, und noch andere von so zartem Bau, daß sie bei jeder Berührung in allen Fugen erbeben, beim ersten Tritt für immer aus dem Gleise kommen oder in Trümmer zerschellen. Und manches auch kenn' ich, das sich in heißem Verlangen nach einem andern Herzen verzehrt, es in kühnem Ansturm zu gewinnen sucht oder in vergeblichem Ringen und Sehnen danach zu Grunde geht, von Begierden gepeinigt, gedemüthigt, verkannt, verhöhnt und immer getreten, ein jung zerstörtes oder alt verbrauchtes, nicht mehr rollendes Rad, das so gern, so gerne still stände. Aber das Rad in der Menschenbrust darf nicht still stehen. Tag und Nacht drehen es die Leidenschaften, der Haß und die Liebe, Sehnsucht und Sorge, Hoffnung und Ehrgeiz, und alle sieben Todsünden gehen darin um. Und endlich, wenn es lange genug getreten ist, zerbricht das Rad, und dann erst hat

es Ruhe. Das thust Du auch einmal, aber noch lange, lange nicht. Drehe Dich nur, altes Krahnherz! es werden immer Füße bereit sein, Dich zu treten." So sprach der Mond zu dem Krahn am Wasser. —

Das Kaufhaus drüben und die Brücke, hüben der Stintmarkt, das hohe Giebelhaus des Viskulenhofes und seine langen Waarenhäuser stromabwärts lagen in hellem Mondlicht, aber die Gassen waren leer und öde.

Da kam am Ufer entlang gerade auf den Viskulenhof zu ein einzelner Wanderer kurzen, langsamen Schrittes, wie es einem Mönche geziemt. Denn das war er, ein Franziskaner, den schlanken Leib in die braune Kutte gehüllt, die Kapuzze über das Haupt gezogen. Zwei große, dunkle Augen schauten einmal schwärmerisch mit einem eigenthümlichen Glanze zum Monde empor; dann schien der Einsame wieder seinen eigenen vor ihm herwandelnden Schatten zu betrachten. Dieser mußte ihm besondere Gedanken erwecken, denn er blieb zuweilen stehen, drehte den Kopf, hob die Arme, schwebte zur Seite und schien sich seines dunklen Abbildes dort auf dem Boden zu freuen wie Einer, der sich mit einem neuen Gewande selbstgefällig im Spiegel beschaut. Darauf schritt er links in die Gasse, stellte sich an der Ecke des ersten Hauses dem Viskulenhof gegenüber in das Dunkel und verweilte dort lange Zeit regungslos.

Endlich öffnete sich drüben die Thür, und Balduin kam heraus, um nach dem Markte zum Schütting zu gehen, wo er um diese Stunde seine Freunde traf. Der Mönch trat ihm in den Weg und blieb schweigend vor ihm stehen, doch so, daß ihm der Mond nicht ins Gesicht schien. „Was willst Du, Bruder Mönch?" frug Balduin, „eine Gabe?"

Der Mönch schüttelte langsam das Haupt.

„Was dann? — sprich doch!“

Der Mönch schwieg und regte sich nicht. Balduin ging dicht an ihn heran und sah ihm unter die Kapuzze ins Gesicht. Da schlangen sich rasch zwei runde Arme um seinen Nacken, er fühlte volle, weiche Körperformen an seiner Brust und einen heißen Kuß auf seinem Munde. Dann wollte der Franziskaner entfliehen, aber Balduin ließ ihn nicht fort und sagte lachend: „Halt, Bruder! das war zu schön! wer bist Du?“

Vergeblich suchte der Mönch sich frei zu machen; Balduin hielt jetzt ihn umschlungen, zog den sich Sträubenden in das helle Mondlicht und streifte ihm mit einem Ruck die Kapuzze vom Haupte. „Walpurg!!“ entfuhr es freudig überrascht seinen Lippen, und die Erkannte barg ihr Angesicht an seiner Schulter.

„Walpurg,“ wiederholte er, „wie kommt Ihr in diese Vermummung?“

„Habt Ihr in dem Augenblick, als ich vor Euch stand, an mich gedacht?“ gab sie zurück.

„Nein, wahrlich nicht!“

„Seht, sagt' ich Euch nicht, ich würde mich lösen, wenn Ihr gar nicht daran dächtet?“

„O darum! habt tausendmal Dank, liebliche Salzfee! Aber die Zinsen, Walpurg, die Zinsen!“

Sie wehrte ihm nicht, als er seine Lippen wieder auf die ihren preßte.

„Kommt!“ sagte er dann, „hier am Wasser ist's einsam, laßt uns den Mondschein genießen.“

„Wird uns auch Niemand sehen?“ frug sie.

„Gewiß nicht!“ versicherte er, „dort wohnt Niemand, nur Speicher stehen dort, und naht sich ein Mensch, so zieht Ihr die Kapuzze über das Haupt und bleibt unerkannt. Mich

aber wird Niemand schelten, wenn ich mich mit einem frommen Bruder Franziskaner erbaulich unterhalte."

„Wenn's Euch nur Einer glaubt!" lächelte sie.

Balduin nahm Walpurg's Arm unter den seinen, und so schritten sie den einsamen Uferdamm entlang, der an seinem Ende keinen Ausgang hatte. Neben der Thür des letzten Speichers war eine Steinbank zum Ausruhen für die Arbeiter. Darauf setzten sie sich; er schlang den Arm um sie, sie schmiegte sich an ihn und blickte träumerisch zu ihm auf. Im hellen Mondlicht sah er deutlich ihre Züge; ihre Augen glänzten in einem feuchten Schimmer, und die sanft geöffneten Lippen lächelten und lockten. Mit ungezählten Küssen mußte sie das Wagniß büßen, aber sie waren ihr keine Buße, sondern ein süßer Lohn, den sie mit allen Wonnen erfüllter Wünsche nahm.

Sie liebte Balduin. Oder war es nur ein Ausbruch der Leidenschaft, die so lange schon liebeverlangend in ihrem heißen Blute gährte? waren es nur die so lange schon mühsam unterdrückten, plötzlich hochaufschlagenden Flammen üppig träumender, heftig begehrender Sinne? Der viel ältere, kühl bedächtige Kaufherr, dessen Gattin sie auf Wunsch ihres Vaters geworden war, hatte niemals ihr Herz zu einem lauteren Klopfen gebracht. Jetzt zum ersten Mal in ihrem Leben genoß sie das Glück des Weibes, sich den berauschenden Liebkosungen eines geliebten Mannes hingeben und sie ihm mit der Lust und Gluth einer nie gestillten Sehnsucht erwiedern zu können. Selbstvergessen, überwältigt von Entzücken lag sie in seinen Armen, mit fliegendem Athmen, mit stürmender Brust, nichts sehend, nichts hörend noch denkend, versunken in einem Meere seligster Gefühle.

Balduin sog den vollen Duft der sich ihm erschließen=

den Rose unersättlich schwelgend ein. Überschäumende Jugendkraft, Schönheit und Liebe bereiteten ihm eine verschwenderische Opferfeier, vom Mondscheinzauber einer warmen Frühlingsnacht geheimnißvoll umsponnen.

„Walpurg," sagte er nach einem langen, nur von süßem Kosen erfüllten Schweigen, „wart Ihr in Eurem Leben schon einmal recht glücklich?"

„Nein, Balduin," erwiederte sie, „noch niemals so wie heute."

„Und wißt Ihr, warum Ihr es heute seid?" frug er weiter.

„Ich glaube, ja!" hauchte sie und umschlang ihn inniger.

„Das Mönchsgewand, das Euch, fürcht' ich, nur zu leicht umschließt, müßt Ihr gut verwahren; es kann uns öfter nützen."

„Meint Ihr?" sagte sie nachdenklich. „Die Heimlichkeit ist gefährlich."

„Ihr wolltet ja nicht, daß ich zu Euch käme."

„Nein, nein! das sollt Ihr nicht!"

„Warum nicht, Walpurg? warum nicht?"

Sie hielt ihm die Hand vor das Gesicht, weil er sie so forschend anblickte und sie sich erröthen fühlte. Er drückte ihren wonnigen Körper fest an sich und spürte, wie sie an allen Gliedern bebte.

„Balduin," frug sie dann, „seid Ihr frei, ganz frei?"

„Frei wovon?"

„Von Fesseln, mein' ich, die Eurer nicht würdig sind?"

„Ich verstehe Euch nicht, Walpurg."

„So wollt Ihr mich nicht verstehen. Es heißt, Ihr tändeltet mit einem Mädchen, das doch niemals Eure Frau werden kann. Sie wohnt nicht weit von hier."

„Walpurg, die Hennebergs sind meine Jugendfreunde.“

„Und weiter nichts?“

„Weiter nichts, aber das ist viel. Sie sind mir lieb und werth, und ich lasse sie nicht.“

„Ihr laßt sie nicht? Balduin, Ihr müßt wählen zwischen ihr und mir. Sind ihre Lippen süßer als meine? preßt sie Euch heißer an den Busen als ich?“

„Ich habe seit unserer Kindheit die Lippen der Jugendfreundin nicht berührt.“

„Wirklich nicht? ich habe sie nicht für so spröde gehalten und dachte, sie wäre —“

„Ich hoffe, Ihr dachtet nichts Übles, Walpurg!“

„Stille Wasser sind tief.“

„Da habt Ihr Recht. Sie ist auch tief, aber auch klar und rein wie ein Bronnen.“

„Ihr vertheidigt sie warm.“

„Gegen alle Welt, wenn man sie angriffe!“

„Und wenn man mich angriffe?“

„Wie könnt Ihr so fragen, Walpurg! Wer greift Euch an?“

„Ihr weicht mir aus. Balduin, Ihr seid nicht frei!“

„Wie kann der frei sein,“ lächelte er, „der sich von so lieblichen Banden umstrickt fühlt!“ Dabei drückte er sie fest an seine Brust und küßte sie, daß sie erschauerte.

„Euer Kuß ist heiß,“ sprach sie erregt, „aber Euer Herz ist kalt; es gehört der Andern, sag' ich Euch, falls Ihr's selbst noch nicht wißt.“

„Holde Thörin!“

„Schleicht hin zu ihr, sie erwartet den Buhlen.“

„Walpurg! — O wohin treibt Euch —“

„Die Eifersucht, ja! nennt es so! Und bei dem Monde

dort oben schwör' ich: gutwillig lass' ich Euch der Blonden da nicht!" Wie eine Schlange umwand sie ihn und preßte ihn mit einer Gewalt an ihre Brust und ihre Lippen auf seine, daß ihm der Athem stockte. Dann sprang sie auf. „Ich muß fort. Lebt wohl!" Er wollte sie halten, wollte ihr folgen. „Halt!" rief sie, „keinen Schritt! wir sehen uns wieder!" Damit entschwebte sie.

Als ihr leiser Schritt verhallt, ihre dunkle Gestalt verschwunden war, faßte sich Balduin an die Stirn: „Hab ich's erlebt oder hab' ich auf dieser Bank geträumt?" Dann ging er nach dem Schütting zu den lustigen Freunden.

Da sprach der Mond wieder zu dem Krahne: „Hast Du die beiden gesehen? Das Frauenherz, das unter dem Gewande des Mönches klopfte, ist eins von denen, die in Sehnsucht verglühen, die glücklich werden und glücklich machen könnten, wenn sie ein zweites Herz fänden voll gleicher Sehnsucht und mit gleicher Hingebung im Einklang inniger Liebe."

Der Krahn blieb stumm, aber der Messingknopf auf seinem steilen Arme blinkte wie ein Stern in der dämmerigen Nacht. Nun schwieg auch der Mond und goß sein kühles Licht über die Giebel und Thürme der Stadt und beglänzte die einsame Steinbank, auf der sich zwei Herzen nahe berührt und doch nicht gefunden hatten.

Neunzehntes Kapitel.

Die zwei Tage, seitdem Gilbrecht um die Verschwörung der Gesellen wußte, waren vergangen; nun war es Donnerstag, und wenn heute Tag und Nacht sich schied, sollte der Aufstand auf grüner Heide beredet und beschlossen werden. Bis jetzt war das Geheimniß gut bewahrt; Niemand außer den Betheiligten ahnte etwas davon, und wenn sich zwei Handwerksknechte auf der Gasse begegneten, so blieben sie nicht flüsternd stehen, sondern nur ein pfiffiges Lächeln und Nicken oder das blinzelnde Zukneifen eines Auges war das Zeichen hoffnungsvollen Einverständnisses. Um so schwerer trug Gilbrecht daran, und je näher die verhängnißvolle Stunde rückte, je unruhiger ward er. Kein gut- oder böswilliger Zufall, kein schuldiger oder unschuldiger Mensch befreite ihn von der traurigen Gewissenspflicht, den Angeber seiner Mitgesellen zu machen und noch im letzten Augenblick den Ausbruch der Verschwörung womöglich zu verhindern. Mehr als einmal in diesen Tagen war er drauf und dran gewesen, Arnold bei Seite zu nehmen, um ihn mit allen Mitteln der Überredung zu bewegen, daß er um seiner selbst und um des Vaters willen der heimlichen Versammlung fern bliebe. Arnold hatte jedoch jedes Alleinsein mit ihm vermieden, hatte ihm auf jede versuchte Anknüpfung eines Gesprächs entweder gar keine oder eine so kurz abweisende

Antwort gegeben, daß dem jüngeren Bruder das Wort des Vertrauens in der Kehle stecken geblieben war.

Der Abend dämmerte, und Gilbrecht's Unruhe wuchs dermaßen, daß er sich schon dadurch Arnold beinah als Wissenden verrathen hätte, besonders beim Abendbrod, wo ihn die Frage der Mutter: „Gilbrecht, warum ißt Du nicht?" in große Verlegenheit brachte.

Gleich nach Tische ging Arnold fort, — Gilbrecht wußte wohin. Jakob blieb, und Gilbrecht warf dem treuen Burschen einen Blick voll Dankbarkeit und Freundschaft zu, den jener nicht bemerkte oder nicht verstand. Er verweilte gegen seine Gewohnheit noch längere Zeit in der Stube, vielleicht mit der Absicht, dachte Gilbrecht, um über seine Enthaltung von der Gesellenversammlung später keinen Zweifel aufkommen zu lassen. Endlich aber begab er sich, wie er stets nach dem Abendbrod zu thun pflegte, mit Lutke hinaus auf die Diele, und Gilbrecht war nun mit den Eltern und Ilsabe allein. Er leerte auf einen Zug seinen noch halb gefüllten Becher und stieß ihn heftig auf den Tisch. Dann stemmte er beide Ellenbogen auf, stützte den Kopf in die Hände und starrte trübselig vor sich hin. Dieses ungewöhnliche Benehmen war den Seinigen höchst auffällig; sie sagten aber nichts und saßen still um ihn herum. Endlich kam aus seiner Brust ein tiefer Seufzer, der wie ein Stöhnen klang. Er nahm die Hände vom Kopfe und sagte: „Vater, komm mit! ich muß Dir etwas sagen."

Meister Gotthard erstaunte, rührte sich aber nicht vom Stuhle. Frau Johanna warf ihrem Manne einen halb lächelnden, halb flehenden Blick zu und gab Ilsabe einen Wink, worauf sich die beiden Frauen aus dem Zimmer entfernten.

Arme Mutter! Du wähnst, Dein lieber Sohn wolle

dem Vater das verschämte Geständniß seiner Liebe machen, auf die Du Glück und Hoffnung baust, und ahnst nicht, daß er seinen Bruder, auch Dein lieber Sohn, des Verrathes an Kindespflicht und der Empörung gegen Ordnung und Gesetz beschuldigen will.

Als Gilbrecht, den Kopf wieder in eine Hand gestützt, dem Vater allein gegenüber saß und immer noch schwieg, frug dieser etwas ungeduldig: „Junge, was hast Du? was willst Du von mir?"

„Ich bring' es nicht heraus, Vater."

„Sei vernünftig, und wenn ich's wissen muß, so sag's, was Du auf dem Herzen hast. Kennst mich doch! wir beide werden in Frieden fertig mit einander." So redete der Meister dem tief Erregten gutmüthig zu und umfaßte warm seine Hand, die zur Faust geballt auf dem Tische ruhte. Er vermuthete ganz dasselbe wie Johanna und wollte seinem wackeren Sohne bei dessen Liebesbekenntniß auf halbem Wege entgegen kommen. „Gieb Deinem Herzen einen Stoß! wird ja wohl nicht gleich davon zerbrechen," lächelte er aufmunternd, als der Bedrängte noch immer keine Worte fand.

Gilbrecht sah ihn verzweifelt an.

„Vater, heut Abend," würgte er qualvoll heraus, „heut Abend — gehen sie auf grüne Heide."

Des Meisters Hand schnellte von der des Sohnes zurück, als hätte sie rothglühendes Eisen berührt.

„Gilbrecht! was soll das heißen? wer geht auf grüne Heide?"

„Die Handwerksknechte, Alle, sie machen einen Aufstand."

„Hier in Lüneburg?"

Gilbrecht nickte.

„Arnold auch?"

Gilbrecht nickte.

„Mit dem Schuster?"

Gilbrecht nickte.

„Wo?"

„Hinter dem Mönchsgarten."

„Was wollen sie denn?"

„Das weiß ich nicht. Mir haben sie's verheimlicht, nur ganz zufällig erfuhr ich's." Nun erzählte er dem Vater, wie ihm Timmo in der Trunkenheit den Plan wider Wissen und Willen verrathen hätte, und verschwieg auch nicht, daß er vorgestern vor acht Tagen Arnold mit Sengstake, Dalenborg und Timmo hätte in den Rathsweinkeller gehen sehen.

„Sengstake?!" rief der Meister. „Hole mir mein langes Schwert, Gilbrecht!"

„Du willst hin?"

„Ja, mein Sohn, ich will hin!"

„Soll ich mitgehen, Vater?"

„Nein! Niemand darf wissen, daß Du es mir gesagt hast; nur schnell das Schwert! das alte, lange, nicht das von Dir."

Gilbrecht eilte, und als er damit zurückkam, war der Meister in Mantel und Hut.

„Was sag' ich der Mutter und Ilsabe, wenn sie fragen?"

„Die Wahrheit; — nein! noch nicht. Weise sie an mich; es wäre nicht Dein Geheimniß. Geh nicht zu Bett, bis ich zurück bin. Kommt Arnold, so läßt Du ihn ein und schweigst." Dann drückte er dem Sohne die Hand und ging.

Der Mönchsgarten im Nordwesten der Stadt war ein Sommersitz des Abtes vom Michaeliskloster. Dahinter befand sich noch Wald, die Lutmunde genannt, der sich beinah bis an

die Landwehr erstreckte, aber stellenweis auch schon gelichtet war. Eine solche Lichtung, ein mäßig großer, von Eichen und Kiefern mit Unterholz und Gebüsch umgebener Platz, war zum Versammlungsort der Handwerksknechte ausgewählt worden und eignete sich auch gut dazu, denn er lag nahe der Stadt und doch geschützt, einsam und versteckt.

Die Gesellen waren, um keinen Verdacht zu erregen, zu verschiedenen Thoren hinausgegangen und hatten den Thorwärtern gesagt, sie wollten sich draußen im Freien ihre Mummenscherze und Narrentänze für die Kopefahrt einüben, man möchte sie also später ungehindert wieder einlassen. Die von Hause aus wirklich Unzufriedenen bildeten in der mehrere Hunderte zählenden Versammlung vielleicht die Minderheit, denn im Allgemeinen waren die Handwerksknechte in Lüneburg nicht schlechter gestellt als anderswo. Allein bethört von des wortgewandten Darmstädters aufreizenden Sticheleien und Vorspiegelungen, womit er sie sowohl auf eigene Faust wie auf Dalenborg's und Sengstake's Antrieb unablässig bearbeitete, wurden auch die Bescheideneren unter ihnen allmählich zu dem Glauben bekehrt, daß sie in ihrer Freiheit allzu sehr beschränkt wären und ein besseres Loos verdienten. Einer wurde vom Andern angesteckt und verleitet, und so ließen sie sich bald vereinigt zu Forderungen hinreißen, die ihnen nur billig und gerecht däuchten, deren Durchführung sie aber zu schwer verantwortlichen Beschlüssen und gefährlichen Schritten führen mußte. Timmo, der die Verschwörung angezettelt und den Andern erst die Raupen in den Kopf gesetzt hatte, sah dem Ausgange der Sache mit Gleichmuth entgegen, denn der sehr geschickte Gesell fand überall im Reiche sein Fortkommen und hatte bei seinem Meister und seiner ihn theils liebenden, theils wegen seines fabelhaften

Blutwurms fürchtenden Meisterin ein so gutes Leben und so viel freie Zeit, daß er am wenigsten zu irgend welchen Klagen berechtigt war. Ihm machte das Ding aber Spaß aus Freude an Händel und Verwirrung und als willkommene Abwechselung im alltäglichen Einerlei. Dazu kam die liebe Eitelkeit und der Ehrgeiz, eine Rolle zu spielen, der Anführer in einem recht gewagten Streiche und der einflußreichste aller Handwerksknechte zu sein, mit dem die Stadt verhandeln mußte, wenn sie Frieden haben wollte. Daß er mit einem, ihm selbst kaum wahrscheinlichen Siege nebenbei seinem Freunde Arnold Henneberg vielleicht zu einem früheren Meisterwerden und zur Heirath mit Ursula Dippold verhelfen konnte, zog er nicht weiter in Betracht, als daß er wünschte, sich beim Austrag auch dieser besonderen Angelegenheit den Ruf eines Wohlthäters und Retters zu erwerben. Arnold dagegen, von Leidenschaft verblendet, hoffte wirklich von dem Gelingen des Aufstandes eine entschiedene, ihm günstige Wendung seiner Herzensangelegenheit. Dalenborg und Sengstake wieder hatten mit der Verschwörung ganz andere Absichten. Ihnen lag gar nichts daran, daß der Aufstand durch Sieg oder Niederlage der Handwerksknechte ein schnelles Ende erreichte. Ihnen kam es vielmehr darauf an, die Sache hinzuziehen, um dem Rathe, den Meistern und der ganzen Bürgerschaft mit der bald näher, bald ferner zu rückenden Gefahr einer gewaltsamen Empörung drohen und dadurch den einen oder die anderen zu Entschlüssen und Maßnahmen nach ihren Wünschen treiben zu können.

Es war ein dunkler Abend, der Himmel mit schweren Wolken umzogen, die nur selten einen matten Schimmer des Mondes durchließen. Als Meister Gotthard den Wald hinter dem Mönchsgarten betreten hatte, verrieth ihm in geringer

Entfernung ein zwischen den Baumkronen zuweilen aufflackernder Feuerschein die Stelle, wo er die Aufrührer zu suchen hatte. Darauf zugehend vernahm er auch bald das Getöse von vielen Stimmen und konnte deutlich die Stille, während der wahrscheinlich ein Einzelner sprach, von dem dumpfen Brausen unterscheiden, wenn die Menge der Hörer den Redner unterbrach oder ihm antwortete. Die Unvorsichtigen hatten keine Wachen ausgestellt, und da sie eben in heftigen Auseinandersetzungen begriffen waren, so ward es Meister Gotthard nicht schwer, ungesehen und ungehört im Gebüsch so nahe an die Versammlung heran zu kommen, daß er jedes gesprochene Wort deutlich verstehen und beim Scheine mehrerer Feuer, die auf dem Platze brannten, die Gesichter der Redenden erkennen konnte.

Die von harzigen Kiefernzweigen genährten Feuer beleuchteten funkensprühend die verschiedenartigsten Gestalten. Da stand mancher breitschultrige, protzige Bruder Saufaus und Bruder Habenichts, der sich schon wer weiß wo den Wind hatte um die Nase gehen lassen, die Faust keck in die Hüfte gestemmt oder die nervigen Arme über der Brust gekreuzt, Hut oder Kappe schief auf dem Ohr, eine Narbe im wettergebräunten Gesicht, mancher schlanke, blühende Gesell, dem der erste blonde Flaum um Kinn und Wangen sproßte, und auch mancher blutjunge Bursche mit glattem Mädchengesicht, der die Lehrlingsschuhe kaum ausgezogen hatte und doch schon den Mißvergnügten spielte und sich wunder was dünkte, daß er mitschreien durfte, wenn die Anderen schrieen. Viele hatten sich einen grünen Zweig oder eine Feder an den Hut gesteckt, um bei dem wichtigen Anlaß geschmückt zu erscheinen, Viele trugen Stöcke, und Einige waren sogar bewaffnet. Der Feuerschein zuckte über

lachende und erregte, über frohe und finstere Gesichter und tanzte flackernd um die rothbraunen Kiefernstämme, während der Rauch zum dunkeln Himmel aufwirbelte und sich in die schwärzlichen Wipfel der Bäume schmiegte. Die Angehörigen eines und desselben Handwerks hielten sich möglichst zusammen, aber mischten sich zuweilen auch unter die Anderen, und das erste Feuer, das sich dem Versteck des Meister Gotthard am nächsten befand, umstanden einige Wortführer fast aller vertretenen Handwerke. Dort stand auch Timmo und hinter ihm Dalenborg und Sengstake, um stets bereit zu sein, dem vorgeschobenen Leiter des Ganzen im rechten Augenblick das Stichwort zuzuflüstern. Es hatte Anfangs einigen Widerspruch seitens der älteren Gesellen gegeben, als der eben erst zugewanderte Schusterknecht sich ohne Weiteres des Vorsitzes in der Versammlung bemächtigen wollte; allein auf einige klug angebrachte Worte Sengstake's hatte man ihn in diesem Amte bestätigt, und er führte es sehr geschickt, war dabei ganz Leben und Bewegung. Er hatte seinen Stock vor sich in die Erde gesteckt und hielt als Regiment einen kurzen Stab in der Hand, mit dem er auf den Stock aufklopfte, wenn er Ruhe gebieten wollte.

Über die einzelnen Bedingungen, die man den Meistern stellen wollte, hatte sich die Versammlung bereits vor der verspäteten Ankunft Meister Gotthard's verständigt, doch gewann er, hinter einer mannshohen Kiefer verborgen, davon Kenntniß, als Heinrich Sengstake das Wort nahm und sprach:

„Also, liebe Freunde, Eure hauptsächlichsten Wünsche sind zunächst die folgenden. Eine zweijährige Muthzeit, die kein Meister ohne Vollbord des ganzen Handwerks unterbrechen darf und nach welcher jeder Knecht berechtigt sein soll, das Amt zu eschen sonder Gefährde.“

„Sonder Gefährde!“ tönte es als lauter, vielstimmiger Wiederhall von den Gesellen zurück.

„Ferner, der Zwang, ins Amt zu heirathen, d. h. daß ein Knecht, der nicht Meistersohn ist, nur dann Meister werden kann, wenn er sich mit der Tochter oder Wittwe eines Meisters aus derselben Gilde befreit, ist inkünftig und für alle Zeiten aufgehoben.“

„Jawohl! null und nichtig für alle Zeiten! weg damit! wollen keine Wittwe!“ Schallendes Gelächter folgte dem letzten, etwas nachklingenden Rufe.

„Drittens wollt Ihr alle drei Wochen einen guten Montag sowie —“

„Alle vier Wochen!“ unterbrach ihn ein Einzelner.

„Alle drei Wochen!“ schrieen sie nun mit einer wahren Wuth, „alle zwei Wochen! alle drei Wochen!“

„Also alle drei Wochen einen guten Montag,“ fuhr Sengstake fort, als er sich wieder Gehör verschaffen konnte, „sowie Abends an den Werktagen eine, am Sonntag zwei Stunden länger Urlaub, und wenn ein fremder Gesell zugewandert kommt oder einer aus Lüneburg auswandert, so soll das Handwerk, zu dem er gehört, an dem Tage von Glocke fünf der Arbeit ledig —“

„Nein, nein!“ unterbrachen sie ihn wieder stürmisch von allen Seiten, „nicht erst um fünf; den ganzen Nachmittag, den ganzen Nachmittag wollen wir frei haben!“

„Gut!“ sprach Sengstake, „wie Ihr wollt. Also den ganzen Nachmittag, sobald Ihr mit Euren Meistern zu Mittag gegessen habt.“

„Jawohl! jawohl! so ist's recht!“ riefen sie.

„Seid Ihr Euch nun über die vorbedachten Punkte einig? und ist das Alles, was Ihr verlangt?“

„Ja, ja! das ist Alles. Vorläufig! Fangen wir mal damit an, das Weitere findet sich!" antworteten sie keck.

„Nun müßt Ihr aber auch fest und unverbrüchlich zusammenhalten," fuhr er fort, „ohne Wanken, ohne Bangen und Zagen, dürft nicht ruhen und rasten, bis Ihr Alles erreicht habt, und dürft vor keinem Mittel zurückschrecken."

„Das thun wir auch nicht! je toller je besser!"

„Gut! sehr gut! Aber wie gedenkt Ihr es denn anzufangen?" frug Sengstake wieder.

Jetzt schwiegen sie und schienen über die Art und Weise des Vorgehens gegen ihre Meister unschlüssig und verlegen. Ein Fleischerknecht machte den Vorschlag: „Bei der Kopefahrt am Abend, sowie die Kope verbrannt ist, thut sich jedes Handwerk zusammen und zieht vor sein Gildehaus, wo die Meister dann beisammen sind. Zwei, auch drei von uns gehen hinein und sagen den Meistern Bescheid, und wenn sie uns nicht Alles nachgeben, so dringen die Anderen nach, zeigen ihnen, daß es Ernst ist, und lassen keinen heraus, bis sie Willen machen."

„Ja, ja! zur Kopefahrt, zur Kopefahrt! Hurrah, die Kopefahrt!" schrieen sie.

Da trat Arnold vor und sprach: „Nein, Brüder, zur Kopefahrt nicht! Unser altes Lüneburger Sülzfest dürfen wir nicht stören. Da ist auch zu viel Volks auf den Beinen, und am Abend ist Keiner mehr recht klar im Kopfe."

„Der Bruder Böttcher hat Recht," sprach jetzt Timmo, „das wollte ich auch eben sagen. Die Kopefahrt wollen wir uns nicht verderben, da wollen wir noch einmal lustig sein. Wir müssen es anders anfangen."

„Ja wie denn? wie denn? wenn Du es besser weißt, Darmstädter!" riefen ihm die Brauer zu, und eine Menge Andere schrieen mit.

„Nur Ruhe!“ rief Timmo und klopfte mit dem Stab auf den Stock. „Ich will's Euch gleich sagen.“

„Ruhe! laßt den Schuster reden! Die Bäcker schnattern wie die Gänse. Ruhe da drüben, Ihr Schneiderseelen! Ruhe!“ So tobten sie wild durcheinander.

„Wenn Ihr mein Wort nicht hören wollt, Brüder,“ fing Timmo wieder an, als es endlich still geworden war, „so will ich diesen Platz räumen und ein Anderer —“

„Nein, nein, nein! bleib da, Schuster! wir wollen ruhig sein. Ruhe!“

„Wir müssen unter uns Eintracht halten, liebe Brüder,“ sprach Timmo, „sonst sind wir gleich verloren, in der Eintracht liegt unsere ganze Stärke.“ (Sengstake nickte den Gesellen rechts und links bedeutungsvoll zu.) „Also mit der Kopefahrt, das ist nichts, denn warum? Weil uns da der ganze Spaß zu schnell vorüber ginge, und das wäre doch schade; davon müssen wir noch länger Vergnügen haben. Ich schlage vor: einen oder ein paar Tage nach der Kopefahrt rotten wir uns auf dem Markte Alle zusammen und machen so viel Lärm wie nur irgend möglich. Dann werden sie schon kommen und uns fragen, was wir wollen; dann tragen wir den Meistern unsere Forderungen mit füglichen Worten vor und stellen ihnen eine Frist von drei oder fünf Tagen zur Entscheidung. Wollen sie in der Zwischenzeit mit uns freundlich verhandeln, so mögen sie's thun; aber nachgeben, nicht wahr, Brüder? nachgeben thun wir nicht!“

„Nein, nein! keinen Daumen breit, keinen Strohhalm breit, kein Haar breit!“ riefen die Gesellen, einer den andern an Trotz überbietend.

„Und arbeiten thun wir auch nicht, bis wir Bescheid haben.“

„Nein, arbeiten thun wir auch nicht!“ jubelten sie.

„Und wenn dann,“ fuhr Timmo fort, „die Meister nach der ihnen gesetzten Frist uns nicht Alles bewilligen, so machen wir einen Aufbruch und werden fremd. Mit Sang und Klang ziehen wir Alle mit einander zur selben Stunde aus den Thoren hinaus, kehren der Stadt den Rücken und grasen ein paar Tage lang lustig und wohlgemuth die nächsten Dörfer ab. Dann mögen sich's doch die ehrbaren Meister einmal versuchen, wie sie ohne uns fertig werden. Aber Ihr sollt einmal sehen, Brüder, wie bald sie uns nachgelaufen kommen und uns gute Worte geben, daß wir baß bei ihnen bleiben. Und dann, dann sind wir obenauf, können verlangen, was wir wollen, und haben doch unseren Spaß dabei gehabt. Was meint Ihr dazu, liebe Brüder?“

„Jawohl! jawohl, Bruder Darmstädter! Einverstanden! Angenommen! laßt uns abstimmen!“ schrieen sie von allen Seiten. „Wer ist dagegen?“

„Ich!“ rief Sengstake die Hand erhebend und einen Schritt vortretend. „Hört mich an!“

Sofort trat Ruhe ein, und er sprach: „Wenn Ihr den Vorschlag unseres wackeren Darmstädters hier annehmt, so würdet Ihr allerdings vier, fünf Tage lang Euer Vergnügen daran haben. Aber das bleibt Euch immer noch unbenommen, das könnt Ihr Euch für zuletzt aufsparen, denn, liebe Freunde, ich weiß ein Mittel, daß Ihr nicht fünf Tage, sondern fünf Wochen lang Euren Spaß an der Sache haben könnt, wenn Ihr diese fünf Wochen lang genau meinen Winken und Wünschen folgen wollt.“

Kein Laut kam aus dem großen Kreise. Alle horchten gespannt auf Sengstake's Rath und Meinung. Dieser sprach nun weiter: „Seht, liebe Freunde, es wäre gar nicht klug

von Euch, wenn Ihr Eure Forderungen alle auf einmal nennen wolltet. Ihr müßt vielmehr eine nach der andern vorbringen, und wenn die eine von den Meistern bewilligt ist, dann wartet Ihr ein paar Tage und kommt dann erst mit der folgenden heraus, und so immer langsam weiter, bis Ihr sie alle durchgesetzt habt. Werden nun, was nicht unmöglich wäre, Eure ehrbaren Meister darüber ungeduldig und wollen zuletzt nicht mehr nachgeben, so thut Ihr dann, was Euch unser Freund Timmo gerathen hat, macht einen Aufbruch und lebt ein paar Tage lustig bei den Bauern, bis die Meister kommen und Euch mit fleißigen und vielfältigen Bitten wieder holen. Dann stellt Ihr ihnen erst recht Bedingungen nach Eurem Belieben, zieht endlich großmüthig in die verwaisten Werkstätten wieder ein, werdet mit offenen Armen und mit manchem guten Trunk empfangen und seid die Herren in der Stadt. Aber," schloß er, die Hand erhebend, mit Nachdruck, „Ihr müßt in der Zwischenzeit bei den Verhandlungen mit Euren Meistern genau thun, was ich und mein großgünstiger Freund, Herr Hans Dalenborg hier, Euch rathen werden."

Er blickte sich dabei nach Dalenborg um. Dieser verstand den Wink, und ehe sich die Versammlung über das eben Gehörte äußern konnte, war er an Sengstake's Seite.

Hans Dalenborg war fürstlicher Zöllner in Lüneburg, hatte aber als solcher wenig zu thun, weil Herzog Friedrich nicht viel Zölle mehr in der Stadt zu erheben hatte. Er war von kräftiger Gestalt mit einem Stiernacken und mit kleinen, listigen Augen in einem plumpen, breiten Gesicht, das den Ausdruck rücksichtsloser Entschlossenheit trug.

Unmittelbar an Sengstake's Rede anknüpfend begann der Zöllner: „Mein Freund Sengstake hat mir aus der Seele gesprochen. So und nicht anders müßt Ihr es anfangen,

Gesellen, wenn Ihr etwas erreichen wollt. Aber ich mache Euch noch auf etwas Anderes aufmerksam. Ihr müßt auf einen zähen Widerstand gefaßt sein und dürft nicht mattherzig und schwach werden, sondern müßt tapfer ausharren, bis Euch in Allem ein Genüge geschehen. So schwarz wie die Wolken dort am Himmel werden sie Euch Euer Vergehen anstreichen, werden Euch mit harten Worten überfahren und mit schweren Strafen bedrohen. Die Meister werden Euch beim Rathe verklagen, und Ihr müßt dann abwarten, was der Rath thut. Vielleicht nimmt er sich Eurer und Eurer Forderungen günstig an. Es könnte aber auch anders kommen. Es könnte sich ereignen, daß die Meister Eure Wünsche erfüllten, um sich Eure Macht und Hülfe gegen den Rath zu sichern, falls sie von diesem etwas Wichtiges zu verlangen und durchzusetzen hätten. Das kann man heute noch nicht wissen. Gelegenheit und Umstände werden schon von selber ergeben, auf wessen Seite Ihr Euch zu stellen habt, ob auf die des Rathes oder auf die der Meister. Fragt nur uns, Herrn Sengstake und mich, hört auf uns, wir werden Euch schon die rechten Wege weisen. Aber, Freunde, wenn wir uns Euch zu Hülfe und Beistand verpflichten sollen, so müssen wir uns auch auf Euch verlassen können."

„Das könnt Ihr!" riefen die Gesellen.

„Wohl! so laßt uns sehen, auf wie Viele von Euch wir zählen können. Wer von Euch gesonnen ist, mit Allem, was er hat und kann, folgsam und ergeben an dem hier geschlossenen Bunde festzuhalten, was auch daraus entstehen möge, der trete von dem Feuer hier zurück und stelle sich auf diese Seite zu meiner rechten Hand."

Alle gingen hinüber auf die andere Seite, so daß der Raum zwischen dem Feuer und dem Rande des Gebüsches,

wo Meister Gotthard stand, völlig frei wurde. Nur Sengstake, Dalenborg und Timmo blieben bei dem Feuer stehen.

„Gut!“ sprach Dalenborg weiter, „ich sehe zu meiner Freude, daß Ihr Alle eines Sinnes seid. Wenn aber doch Einer hier wäre, der diese Reden gehört hat und anders dächte —“

Das Wort erstarb ihm auf der Lippe, denn wie herbeschworen aus dem Dunkel des Waldes nahte wirklich Einer, der diese Reden gehört hatte und anders dachte.

Über den freien Raum kam langsam mit großen, sicheren Schritten wie das unentrinnbare Schicksal der Sülfmeister daher.

Er stellte sich Dalenborg und den anderen Beiden gerade gegenüber, so daß zwischen ihm und jenen nur das lodernde Feuer war, das jetzt seine hohe Gestalt und seine markigen Züge grell beleuchtete.

Wie versteinert, wie gebannt von der Erscheinung standen die Drei. Aus dem Haufen der Gesellen rief eine Stimme: „Verrath! der Sülfmeister!‘ Dann war lautlose Stille.

„Ja, — Verrath!“ begann Meister Gotthard in grollender Erregung, „den seh' ich hier, den hab' ich gehört. Meineidige Schurken seid Ihr, Dalenborg und Sengstake! denn der Laffe da neben Euch ist nichts als Eure Drahtpuppe, die Ihr zappeln laßt, und das Gesindel dort sind die Gimpel, die blind in Eure plumpen Netze fallen, dumm genug, sich fangen und rupfen zu lassen!“

„Hoho! hoho!“ riefen die Gesellen. Dalenborg und Sengstake fanden vor Bestürzung noch keine Worte. Timmo verschwand in dem entstehenden Tumult.

„Wollt Ihr noch mucksen?“ schalt der Meister. „Prügel verdientet Ihr! mit Schimpf und Schanden aus der Stadt

hinausleuchten sollte man Euch, die Ihr nicht werth seid, unter ehrlicher Leute Dach zu wohnen!"

„Hoho! hoho! das lassen wir uns nicht bieten! wir sind ehrbare Handwerksknechte; fort mit dem Sülfmeister! stoßt ihn nieder! schlagt zu!" so klang es drohend aus dem erregten Haufen. Einige Verwegene gingen mit gezückten Messern vor, die Anderen drängten nach, und ein wüstes Gröhlen und Pfeifen gellte von hinten her, wo Timmo stachelte und hetzte.

„Zurück!" wetterte der Meister, und sein blankes Schwert funkelte im Wiederschein der Flammen. Da wichen sie murrend zurück, denn er sah furchtbar aus, wie er hoch empor gereckt dastand, zum Schlage bereit.

Dalenborg stöhnte vor Wuth, Sengstake zischte wie eine Natter.

Der Meister stellte das Schwert mit der Spitze auf den Boden und sprach grimmig: „Wer mir zu nahe kommt, der beißt ins Gras; das merkt Euch!" Dann fuhr er ruhiger fort: „Es ist meiner Ehre zuwider, mit Euch zu verhandeln. Ich will Euch nur sagen, daß Ihr schmählich betrogen seid von diesen elenden Verräthern, die Euch nur brauchen wollen zu ihren unehrlichen, verfluchten Zwecken. Denkt Ihr denn, die wollen Euch helfen? Ihr sollt ihnen helfen, aber — Ihr habt es ja gehört — gegen wen, ob gegen den Rath oder gegen die Meister, das haben sie Euch nicht gesagt, das wissen sie selber noch nicht, die Schandbuben!"

„Henneberg," krächzte Dalenborg, „ich reiße Euch die Zunge aus dem Halse!"

„Schweigt!" brauste der Meister.

Jetzt trat ein älterer Braukneсht waffenlos vor und sprach: „Meister, ist das wahr, was Ihr da sagt?"

„So wahr wie Du hier vor mir stehst, Matthies! —

Schäme Dich, daß Du hier stehst! Geht hin zu Euren Amtsmeistern, wenn Ihr noch Lust dazu habt; da werdet Ihr Dinge zu hören bekommen, daß Euch die Ohren davon sausen. Und nun fort! nach Hause! und wehe dem, der anders eine Hand hebt, als zu seiner ehrlichen Arbeit!"

„Wir bedanken uns, Meister!" sagte der Brauer, und Einige murmelten ihm das nach. Andere aber riefen: „Oho! nichts zu danken! wir sind beschimpft; er muß abbitten; haltet ihn fest!"

Mit einem Sprunge war Meister Gotthard unter ihnen. „Wer spricht hier von abbitten?" rief er mit schrecklicher Stimme und sah sich zornbebend um. „Vor mit dem Buben, der ein solches Wort gegen einen Meister wagt!"

Da traten sie scheu zurück, so daß er sich ganz allein in einem leeren Kreise befand, von den empörten Gesellen ringsum eingeschlossen. Die Vordersten standen und blickten ihn trotzig an, aber Keiner wagte ihm zu nahen, wie unverschämt auch ihre Hintermänner im Gedränge noch lärmten und johlten. Ein paar Vernünftige suchten die Frechsten zu beruhigen und mit sich fort zu ziehen; unter Grollen und Murren ward der Kreis allmählich weiter und lichter; Einer nach dem Andern wandte sich ab, und endlich waren sie Alle zerstreut und auf dem Wege zur Stadt, unter sich streitend, schwatzend und scheltend, Manche auch still und nachdenklich. Vereinzelte Rufe und Pfiffe tönten noch aus dem Dunkel des Waldes, aber immer schwächer und ferner.

Sengstake, Dalenborg und Timmo waren verschwunden. Auch Meister Gotthard begab sich auf den Heimweg; seinen Sohn Arnold hatte er nicht mehr gesehen.

Die ersten Regentropfen fielen, und einsam verglommen die Feuer auf grüner Heide.

Der Meister kehrte nicht gleich in sein Haus zurück, sondern klopfte Rokswale heraus und ließ auch Hesterwegen, Schuttenhelm und Dörgerloh zu wichtiger Besprechung in nachtschlafender Zeit bitten. Sie kamen auch, und die fünf Amtsmeister hielten einen langen, ernsten Rath. Spät, aber einmüthigen Sinnes gingen sie heim.

Gilbrecht öffnete seinem Vater. „Ist Arnold hier?“ frug der Meister.

„Schon lange,“ erwiederte Gilbrecht. „Wie ist's abgelaufen, Vater?“

„Ich denke, mit dem Aufstand ist's vorbei. Gute Nacht!“

„Gott sei gelobt! Gute Nacht, Vater!“

Der Regen rauschte und spendete Frucht und Segen den lechzenden Fluren. Die Stadt Lüneburg lag in friedlichem Schlummer.

Zwanzigstes Kapitel.

In seiner prächtigen, von einem schwül feierlichen Ernst durchwitterten Amtsstube saß am anderen Morgen der Bürgermeister Johann Springintgut und ihm gegenüber Gotthard Henneberg, der dem Lenker der Stadt soeben ausführliche Meldung von der gestrigen Gesellenversammlung in der Heide gemacht hatte.

Die beiden Männer waren so recht die natürlichen Vertreter der gesammten Einwohnerschaft Lüneburgs und jeder einzelne von ihnen das ausgeprägte Bild seines Standes. Der Bürgermeister, von Geburt ein Angehöriger und durch seine Stellung das Haupt des alten Stadtadels mit den anerkennenswerthen Vorzügen und den nicht zu bemäntelnden Schwächen desselben, war stolz, herrschsüchtig und voll Ehrgeiz bemüht, nicht nur die Vorrechte seines Standes, sondern auch die Machtbefugnisse seines Amtes geltend zu machen und über die Gebühr auszudehnen. Der Böttchermeister aber, ein kernfester und bei aller Bescheidenheit doch selbstbewußter Handwerker, war mit seinem angeborenen und stark ausgebildeten Unabhängigkeitssinn wachsam und entschlossen, keines der althergebrachten bürgerlichen Rechte durch den Rath und die Geschlechter verkümmern zu lassen. Dem Bürgermeister, der sich als Regierender der reichen Hansestadt fast einem Reichsfürsten gleich dünkte, erwies er alle schuldige Ehrerbietung,

versagte ihm aber jede schmeichelnde Huldigung, als eines freien Mannes nicht würdig, dergleichen einem anderen Manne darzubringen. Sie verkehrten auf Grund gegenseitiger Achtung in einer gemessenen und doch gefälligen Höflichkeit mit einander, bei der Keiner seiner Stellung etwas vergab.

Herr Springintgut hatte in lässig vornehmer Haltung in seinem hohen Lehnstuhl sitzend der Erzählung des Meister Gotthard mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Die harten, strengen Züge seines durchgeisteten Gesichts mit der hohen Stirn und den durchdringenden Augen hatten nicht gezuckt, die schmalen, blaugeäderten Hände, die aus der feinen, dunklen Kleidung sahen, hatten sich nicht geregt, während der Meister in seiner einfachen Art den Vorgang schilderte und gar nichts daraus machte, daß er ganz allein den Aufrührern entgegen getreten war. Der Bürgermeister kannte ja den Böttcher seit langen Jahren, aber die Kraft, die Ruhe und Sicherheit, die aus des Meisters Worten und Wesen sprachen, flößten ihm in dieser Stunde so viel Vertrauen und Neigung zu dem Manne ein, wie nie zuvor. Er schickte an Dalenborg und Sengstake den Befehl, sogleich auf dem Rathhause vor ihm zu erscheinen, und sprach dann: „Ihr haltet also den Aufstand damit für abgethan, Meister Henneberg?"

„Ja, Herr Bürgermeister!" entgegnete Meister Gotthard. „Sie haben entweder sehr schnell ein gebührliches Einsehen gethan, daß sie nur verführt und gebraucht werden sollten, oder sie hätten sich erbärmlich feige benommen, und Feigheit kann man unseren Handwerksknechten gemeiniglich nicht nachsagen."

„Nein, da habt Ihr Recht. Und Eure Amtsbrüder von den anderen Gilden sind derselben Meinung wie Ihr?"

„Ganz derselben Meinung, und sie hoffen auch ebenso

wie ich, daß Ihr den Knechten gegenüber diesmal noch Gnade vor Recht ergehen laßt."

„Den Knechten gegenüber, meinetwegen, wenn Ihr selber für sie bittet; aber gegen den Schusterknecht auch?"

„Dem könnte ein kleiner Denkzettel nicht schaden, indessen ich rathe auch ihm gegenüber zur Nachsicht. Hesterwegen könnte ihm einen scharfen Verweis in Gegenwart seines Meisters ertheilen und ihm für das nächste Mal eine desto härtere Strafe ankündigen."

„Sehr milde, sehr milde, lieber Meister! aber es mag geschehen, wie Ihr wünscht."

„Es ist klug, Herr Bürgermeister, glaubt mir!" sprach Meister Gotthard. „Wir thun besser, wenn wir den Aufstand als einen dummen Streich behandeln, den wir den Gesellen nicht hoch anrechnen, um ihnen zu zeigen, daß sie sich damit nur lächerlich gemacht haben."

„Nehmt Ihr die Sache wirklich so leicht, Meister Gotthard?" frug Springintgut.

„Nein, durchaus nicht, Herr Bürgermeister!" erwiederte der Meister, „und ich habe meines eigenen Sohnes wegen am meisten Grund, sie sehr ernst zu nehmen. Aber die Gesellen müssen glauben, der Rath und die Ämter fühlten sich viel zu stark, als daß wir uns vor ihnen zu fürchten und schon gegen den mißlungenen Versuch eines Aufstandes mit Strenge einzuschreiten hätten. Dagegen würde ich — doch das soll auf der Herren Behagen stehen."

„Sprecht es nur aus, Meister!" lächelte Springintgut. „Dagegen würdet Ihr die beiden Schufte Dalenborg und Sengstake desto fester beim Kanthaken fassen. Ja, das versteht sich! Seht, Meister Henneberg, da sind wir schon wieder einmal einerlei Meinung, nicht wahr?"

„Ganz und gar!“ erwiederte der Meister.

Da wurde die Thür aufgestoßen und der Rathsherr Ludolf Töbing sauste unangemeldet herein, wie das so seine formlose Art war.

„Guten M— Blut und Blau, der Sülfmeister bei unserer hochedlen Wohlweisheit!“ rief er, starr vor Staunen, ehe er die Thür krachend zuwarf. „In aller Sumpfsiedehöllenteufel Namen! Kinder, was giebt's? Soll's losgehen in Lüneburg?“

„Beinahe wär's losgegangen, Töbing,“ lachte der Bürgermeister, „wenn Meister Gotthard Henneberg nicht dazwischen gefahren wäre.“

„Erzählt, Meister, erzählt! wo seid Ihr zwischen gefahren?“ frug Töbing neugierig und warf sich rittlings auf einen Stuhl, die gekreuzten Arme vor sich auf die Lehne stützend. Nun ward ihm von der gestrigen Gesellenversammlung auf grüner Heide und von Dalenborg's und Sengstake's Theilnahme daran erzählt.

„Her mit den Hallunken!“ rief er da, „laß sie einstecken, Springintgut! ins steinerne Weinfaß mit ihnen! Da sitzen sie sicher und ohne Rauch und Trauf, wie es die Gethurnten verlangen können.“

„Ich habe sie schon entbieten lassen,“ sprach der Bürgermeister und zog an einer Glockenschnur. Ein Rathsdiener trat ein. „Sind Dalenborg und Sengstake noch nicht da?“

„O doch, Herr Bürgermeister! Sie warten draußen,“ sagte der Diener.

„Laß sie eintreten, und der Schließer soll sich bereit halten.“

„Sehr wohl, Herr Bürgermeister!“ Der Diener entfernte sich wieder.

„Da bin ich ja zur guten Stunde gekommen,“ lachte Töbing. „Springintgut, soll ich Dich nicht erst noch ein wenig warm machen?“

„Danke, Freund! ist nicht nöthig,“ lächelte der Bürgermeister.

Dalenborg und Sengstake traten ein und verbeugten sich, was ihnen Niemand erwiederte.

„Ihr seid gestern mit den Handwerksknechten auf grüner Heide gewesen, habt sie zum Aufstande verleitet und gegen den Rath und ihre Meister aufgewiegelt,“ begann der Bürgermeister in strengem Ton.

„Wir haben Niemand verleitet oder aufgewiegelt,“ entgegnete Dalenborg.

„Ganz das Gegentheil haben wir gethan, hochedler Herr Bürgermeister,“ sprach Sengstake. „Wir haben die Handwerksknechte zu stillen und in ihren Forderungen zu mäßigen gesucht, damit keine Weitläufigkeit verursacht werde.“

„Ihr seid bei einem aufrührerischen Vornehmen betreten und betroffen worden, dem Ihr Euren Beistand zugesagt habt. Wie kommt Ihr dazu?“ frug der Bürgermeister.

„Auf inständige Bitten vom ältesten Sohne des Meister Henneberg hier haben wir uns nach langem Weigern dazu bereit finden lassen, sonder allen bösen Wahn,“ erwiederte Sengstake.

„Und um schädliche Irrungen zu vermeiden, daraus Unlust, Unkosten und Schaden entstehen, und um allerhand Behinderung und Benachtheiligung von gemeiner Bürgerschaft abzuwenden,“ setzte Dalenborg hinzu.

„Warum habt Ihr, wie es Eure beschworene Pflicht war, dem Rathe von den Verabredungen zu der Rottirung nicht vorher Anzeige gemacht?“ frug der Bürgermeister wieder.

„Weil wir vorher nichts davon gewußt haben.“

„Das ist eine verdammte Lüge!“ sagte Meister Gotthard. „Ich habe glaubliche Kundschaft, daß Ihr die Rotterei schon am Dinstag vor acht Tagen mit meinem Sohn und dem Schusterknecht hier im Weinkeller berathen habt.“

„Ihr werdet gut bedient von Euren Kundschaftern,“ bemerkte Dalenborg bissig.

Der Meister gab darauf keine Antwort. Aber Töbing sprach: „Auf Hallunken wie Ihr muß man ein fleißiges Aufsehen haben.“

„Herr Rathsherr —!“ brauste Dalenborg auf.

„Herr Hallunke! was beliebt?“ fuhr ihn Töbing an.

„Ich lasse mich nicht mit Scheltworten betasten und verunglimpfen,“ versetzte Dalenborg zornroth.

Töbing packte mit beiden Händen die Stuhllehne, als wollte er aufspringen. Der Bürgermeister machte jedoch eine beschwichtigende Bewegung mit der Hand, und Töbing blieb sitzen und schwieg.

„Genug!“ sagte Springintgut und klingelte; der Rathsdiener trat ein. „Der Schließer!“ Als auch dieser kam, befahl er: „Diese beiden hochachtbaren Herren sperrst Du sofort ins steinerne Weinfaß und läßt sie erst einen Tag nach der Kopefahrt wieder los. Verstanden?“

„Jawohl, Herr Bürgermeister!“

„Gut! vorwärts!“

„Einen Tag nach der Kopefahrt, gestrenger Herr Bürgermeister?“ grinste Dalenborg höhnisch; „das ist ja fein ausgerechnet. Also, Ihr Herren, auf Wiedersehen einen Tag nach der Kopefahrt!“

Dann gingen die beiden mit dem Schließer ab.

Was war das? Was wollte Dalenborg mit dieser

höhnischen Bemerkung sagen? so frugen sich die drei Zurückbleibenden.

„Sie haben zur Kopefahrt etwas vor," sagte Töbing, „vielleicht wollen die Handwerksknechte doch noch losbrechen."

„Ich glaub' es nicht, Herr Rathsherr," sprach Meister Gotthard. „Es könnte jetzt auch nicht mehr geschehen, ohne daß wir Meister vorher Wind davon kriegten."

„Gefaßt müssen wir auf Alles sein," meinte der Bürgermeister.

„Schlagfertig und gerüstet!" sagte Töbing.

„Auf die Gilden könnt Ihr zählen," sprach Meister Gotthard. „Aber was Dalenborg meinte, kann ich nicht errathen."

„Es ist kein Zweifel," sagte der Bürgermeister, „er weiß etwas, was wir nicht wissen."

„Blut und Blau!" rief Töbing, „so laß ihn doch peinlich befragen; vielleicht drückt er los. Wozu haben wir denn die hübschen Dinger da hinten in der schwarzen Kammer?"

„Meinst Du?" frug der Bürgermeister.

„Freilich! und den Andern zur Gesellschaft gleich mit!" Und wieder packte er den Stuhl, daß der in allen Fugen knackte.

„Laß mir nur den Stuhl ganz," lächelte Springintgut, „der sagt Dir nichts. Warten wir ab, was geschieht; gewarnt sind wir ja."

„Auch meine Meinung!" sprach Meister Gotthard und erhob sich, um zu gehen; Töbing mit ihm. „Was ich eigentlich bei Dir wollte, Springintgut," sagte er, „hab' ich nun vergessen; also auf ein ander Mal! Kommt, Sülfmeister! ich bring' Euch ein Stück, daß Euch Keiner was thut," lachte er, und die beiden großen und starken Männer ließen den Bürgermeister allein in seinem Gemach.

Von denen, die den Rathsherrn Ludolf Töbing mit dem Meister Gotthard Henneberg gehen sahen, dachten die Einen: Hm! hm! der Rathsherr wirbt um Freundschaft bei den Ämtern, das ist ja ganz etwas Neues. Und die Andern: Wie sich der Sülfmeister an die Großen drängt! das war doch sonst seine Art nicht.

Als sich ihre Wege schieden, sprach Töbing: „Sülfmeister, wenn's los geht, — ich sag' Euch: wo ich dann hinschlage, da wächst kein Gras wieder."

„Glaub' ich, Herr Rathsherr!" lächelte der Meister. „Jeder Hieb muß eine Schmarre geben, daß ein Gaul daraus saufen kann."

Der Rathsherr lachte, daß es über die Straße schallte und sich neugierige Köpfe an den Fenstern zeigten.

Sie schüttelten sich die Hände und trennten sich.

Der Weg des Schließers mit den beiden Gefangenen führte von des Bürgermeisters Amtsstube in die große, überaus prächtige Gerichtslaube mit ihren herrlich gemalten Fenstern, Wänden und Deckengewölbe und ihrem bunten Fußboden, wo in rautenförmigen Fliesen der blaue Lüneburgische Löwe mit einem grünen gothischen Blattkreuz abwechselte. In dem Fußboden befand sich eine Fallthür, welche eine schmale Wendeltreppe verdeckte. Diese führte hinab zum Rathsweinkeller und zu der alten Luftheizungs-Anlage, backofenähnliche Gewölbe, durch welche vermittelst Röhren die große Halle der Gerichtslaube von unten her geheizt wurde. Drei Gewölbe lagen hier über einander; das oberste war die Laube, das unterste die Herrentrinkstube des Rathskellers, der sich noch unter der Kapelle des kleinen heiligen Geistes bis zum Ochsenmarkte hinzog. In der Mitte war das Heizungsgewölbe und dicht an der Treppe ein enger, stockfinsterer

Kerker, der wegen seiner Lage über dem Weinkeller das steinerne Weinfaß genannt wurde. Dahinein wurden Dalenborg und Sengstake gesperrt, und es ward ihnen übel zu Sinne, als sie sich in der Finsterniß der dicken Mauern zurecht tappten, was mit wenig Schritten gethan war.

„Vergnügte Pfingsten!“ brummte der Schließer und schob auch den letzten Riegel vor die eisenfeste Thür.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht durch die Stadt: der Sülfmeister hätte einen großen Gesellenaufstand unterdrückt, ehe noch irgend ein anderer Bürger in Lüneburg von dem Vorhandensein eines solchen oder den Vorbereitungen dazu etwas gemerkt hatte. Wieder war er es gewesen, der die Stadt zum zweiten Mal innerhalb kurzer Zeit vor Hader und Streit bewahrt hatte. Wie er nach der rathsfeindlichen Predigt am Sonntag Rogate die aufgeregten Meister mit seiner Rede im Bierkeller beschwichtigt, so hatte er jetzt draußen in der Heide ganz allein, mit dem Schwert in der Hand, die aufrührerischen Gesellen zu Paaren getrieben. Mit Stolz und Staunen, mit Dankbarkeit und Hochachtung blickten die meisten Bewohner der Stadt auf diesen ihren Mitbürger. Viele sahen aber auch mit Besorgniß und nicht wenige mit Neid die immer noch wachsende Gewalt des einen Mannes, der nichts weiter war und nichts anderes werden wollte, als ein ehrbarer Handwerker und Amtsmeister seiner Gilde.

In den Werkstätten ging es die nächsten Tage still her. Es wurde fleißig gearbeitet, aber kein lustiges Lied erklang dabei, kein munteres Scherzwort wurde laut; die Knechte ärgerten und schämten sich, und die Meister hegten Unwillen und Mißtrauen gegen sie, ersparten ihnen auch hie und da nicht bittere Vorwürfe. Die Meisterfrauen ergriffen zwei verschiedene Maßregeln gegen ihre Knechte im Hause. Die Muthi-

gen verdroß es, daß für alle freundliche Behandlung und gute Pflege nur Unzufriedenheit und Aufsässigkeit der Lohn sein sollte, und sie beschlossen, den Undankbaren den Brodkorb fortan etwas höher zu hängen und ihnen ein ernsteres Gesicht zu zeigen. Die Ängstlichen aber, die vielleicht auch in Bezug auf die Verpflegung ihrer Leute kein so gutes Gewissen hatten, suchten die Mißvergnügten durch kleine Aufmerksamkeiten versöhnlich zu stimmen, strichen ihnen die Butter dicker aufs Brod, kargten weniger mit dem Fleisch und hatten öfter ein gnädiges Wort für sie. Die so Geschmeichelten waren die Einzigen, denen der Aufstand noch etwas Anderes einbrachte, als Rügen und Mißtrauen; sie nahmen das bessere Leben gern und gelassen hin und lachten sich darüber ins Fäustchen.

Dagegen hatten die Gesellen sammt und sonders einen schweren Stand mit ihren Schätzen, wer von ihnen ein Schätzchen besaß. Wie auf Verabredung machten die Mädchen ihren Herzallerliebsten die Hölle heiß, und bis Pfingsten — übermorgen war Pfingstsonntag — gab es in ganz Lüneburg keinen heimlichen Kuß.

Auch Timmo hatte es die nächsten Abende nicht so gut wie sonst bei seiner Florentine, der hübschen Zofe von Frau Walpurg Grönhagen. Sie war nichts weniger als spröde, aber diesmal machte sie es wie die Anderen und stellte sich auf die Seite der Meister, die von einem derartigen geheimen, aber nachdrücklichen Beistande keine Ahnung hatten.

Eine Mädchenverschwörung schien die nächste Folge der Gesellenverschwörung, und die jungen Helden bekamen einen kleinen Vorgeschmack von der Ehe, aber keinen honigsüßen, sondern einen gesalzenen und gepfefferten. Schon wieder einmal mußten sie Alle ein und dieselbe Predigt hören mit nachdrücklichster Vorhaltung ihres Leichtsinnes, sich in Dinge ein-

gelassen zu haben, die sie zur Auswanderung aus der Stadt hätten zwingen können. Was dann aus ihnen armen Mädchen hätte werden sollen, von wem sie sich dann hätten lieben und drücken lassen sollen, mitgenommen hätten die weitherzigen Gesponse sie doch nicht. Die Gesellen mußten ihren schmollenden Liebchen alles Mögliche versprechen, ehe wieder Rück und Schick in die zärtlichen Verhältnisse kam.

Den traurigsten Eindruck aber machte die Kunde auf Ursula Dippold. Ihr war es kein Zweifel, daß der eigentliche Anstifter des Aufstandes Arnold war und zwar aus Liebe zu ihr, um dadurch seinen Vater zum Nachgeben zu zwingen und sich von der Pflicht, ins Amt zu heirathen, zu befreien. Sie selber also war die freilich schuldlose Urheberin des tollkühnen Unternehmens gewesen, das um ein Haar die schwersten Folgen für das gesammte Handwerk in der Stadt gehabt hätte. Und wieder war es gerade Arnold's Vater gewesen, der die hochfliegenden Pläne kurzer Hand niedergeworfen hatte. Der würde wohl wissen, wo er den Keim zu der Verschwörung zu suchen hatte, und sein Groll auf sie würde nun erst recht ohne Maß und Grenzen sein. Das also war Arnold's letzte Hoffnung gewesen, auf die er sie vertröstet hatte, und nach deren Fehlschlagen ihnen nun nichts mehr übrig blieb, als Entsagung oder Flucht.

Am Abend kam Arnold. Weder von Ursula, noch von ihren Eltern hörte er ein Wort der Klage, aber in den Augen der Geliebten las er den grausamen Jammer eines verzweifelnden Herzens. Weil sie nicht frugen, so erzählte er beklommenen Muthes Alles von selbst und fügte hinzu, sein Vater wäre heute drauf und dran gewesen, ihn zu verstoßen, und nur durch die heißen Bitten von Mutter, Schwester und Bruder hätte sich der Meister bewegen lassen, ihn im Brode

zu behalten; aber er spräche nun kein Wort mehr mit ihm, weder bei Tische noch bei der Arbeit, schiene ihn gar nicht mehr zu sehen im Hause. Von einem Fluchtplane sagte Arnold in Gegenwart von Ursula's Eltern natürlich nichts, und um seinen Fragen auszuweichen, geleitete sie ihn bei seinem Weggehen nicht hinaus. Auf seinen tiefen, forschenden Blick neigte sie traurig das Haupt und schwieg.

Timotheus Schneck wartete am Freitag Morgen nicht ab, daß Meister Daniel sein Reisegepäck, das bekannte Paar Schuhe, unter den Arm nahm und sich auf seine Wanderschaft durch die Stadt begab, um zu Mittag mit einem ganzen Sack voll Neuigkeiten zurück zu kehren, bei deren Ausschüttung er, Timmo, zweifellos weit schlechter fahren würde, als wenn er selber seinen Meistersleuten die erste Mittheilung von dem Geschehenen machte. Langsam und vorsichtig brachte er es ihnen bei und suchte es so harmlos wie möglich darzustellen. Er fing von dem schönen Regen an, wie rein und erquickend die Luft danach geworden wäre; er wäre gerade mit einigen guten Bekannten auf einem Spaziergange nach dem Mönchsgarten gewesen, und da hätte sie der Regen in der Heide überrascht. Es hätte sich eine ganze Menge Handwerksknechte dort zusammengefunden, um sich über ein paar unbedeutende Brüderschafts-Angelegenheiten zu verständigen, ehe sie dieselben ihren ehrbaren Meistern vorlegen konnten, deren erfahrenen und günstigen Rath sie doch nicht ganz dabei entbehren möchten. Es hätte sich freilich meist um Dinge gehandelt, die ihn eigentlich gar nichts angingen, z. B. um das Heirathen ins Amt, was ihm sehr gleichgültig sein könnte, denn er dächte überhaupt nicht an Heirathen. Dann wären auch noch andere Vorschläge gemacht worden, er glaubte z. B. über die Muthzeit vor dem Meisterwerden; er hätte gar nicht mal recht

hingehört, denn das läge ihm ja ebenso fern wie das Heirathen. Dalenborg und Sengstake wären dann auch erschienen und hätten, von einigen Gesellen um ihre Meinung befragt, dieselbe auch beiläufig abgegeben, aber viel Gescheutes wäre dabei nicht heraus gekommen. Mit einem Male wäre wie aus dem Boden tauchend der Sülfmeister dazwischen getreten und hätte auf sie losgescholten, als wenn sie mitten in einem Aufstande begriffen gewesen wären, woran noch kein Mensch gedacht hätte. Sie hätten das im Bewußtsein ihrer Unschuld ruhig über sich ergehen lassen und sich darauf still und friedlich nach Hause begeben.

Die ganze Beschreibung kam nicht in einem Fluß aus Timmo's Munde, sondern in einzelnen Bruchstücken, die er sich geschickt mehr abfragen ließ, als daß er sie im Zusammenhange an einander reihte. Er wollte ja damit nur vorbereiten, um, je nachdem der Mittagsbericht Meister Daniel's lauten würde, dann noch Manches zu ergänzen, einzuräumen, zu drehen und zu wenden, vor Allem aber sich weiß zu waschen und alle Schuld Demjenigen in die Schuhe zu schieben, den man in der Stadt für den Schuldigsten außer ihm selber halten würde, mochte dies nun Arnold oder Sengstake sein, was er ja erst durch Daniel erfahren konnte.

Meister und Meisterin hatten ihrem Gesellen mit aufmerksamer Neugier zugehört und in der Hauptsache Glauben geschenkt. Als er aber Sengstake's Namen in die Erzählung einflocht, war Frau Gesche mißtrauisch geworden, und als er gar das Auftreten des Sülfmeisters erwähnte, stiegen selbst Daniel bedenkliche Zweifel an der Unschuld der in der Heide versammelt gewesenen Handwerksknechte und ihrer Absichten auf, und er traf den Nagel auf den Kopf als er am Schlusse von Timmo's Mittheilungen sagte: „Kurz und gut, Ihr seid gestern auf grüne Heide gegangen.“

„Ah nein, Meister! nein! so dürft Ihr's nicht gleich nennen, so böse war's nicht gemeint," erwiederte Timmo.

„Nun, wir werden ja mehr darüber hören," sprach Gesche mit einem lauernden Seitenblick. „Daniel, da liegen Deine Schuhe; mache, daß Du fortkommst!"

Dieser Aufforderung bedurfte es kaum, um dem Meister Daniel Beine zu machen. Im Umsehen war er wanderfertig und zum Hause hinaus.

Timmo hatte nun bei der Arbeit manche ihm höchst unbequeme Frage seiner Meisterin über die näheren Umstände der gestrigen „harmlosen Besprechung von unbedeutenden Brüderschafts-Angelegenheiten" während des langen Vormittages auszuhalten, wand sich aber glatt wie ein Aal aus allen ihm listig gelegten Schlingen heraus. Trotzdem war es ihm auf seinem Schusterschemel nicht recht geheuer, und daß auch der pfiffige Junge, der Hans, aus den Fragen der Meisterin allerlei Unrath witterte, bewiesen ihm dessen ängstliche, wechselvolle Gesichter. Timmo selber war übrigens darauf gefaßt, daß die Haupthandlung noch ein kleines Nachspiel haben würde, und zwar eines unter seiner mehr oder minder lebhaften Betheiligung. Er überlegte sich daher im Stillen alle Möglichkeiten von rächenden Schritten, mit denen man ihm allenfalls zu Leibe gehen könnte, und der Schlaufuchs besann sich im Voraus auf eine Unzahl von Winkelzügen und Seitensprüngen, um sich nicht fassen zu lassen.

Endlich kam der gefürchtete Mittag heran und mit ihm Meister Daniel zurück. Sechs Augen zielten nach seinem Munde, jedes wie ein Pfeil auf gespannter Armbrust. „Na!" fing er an, „schöne Geschichten! Dalenborg und Sengstake sitzen im steinernen Weinfaß."

„Das ist recht! das hab' ich mir gedacht!" rief Timmo schnell.

„Ja, und nachher kommst Du dran!" sagte Daniel.

„Ich, Meister? ich? wieso denn ich?"

„Du bist ja der Schlimmste von Allen gewesen, hast ja das Regiment geführt!"

Gesche schlug die Hände zusammen; Hans sperrte Maul, Nase, Ohren und Augen auf. Timmo sagte: „Meister, dankt Eurem Schöpfer, daß ich das Regiment geführt habe. Ich allein habe noch Zucht und Ordnung gehalten; sonst wäre Alles drüber und drunter gegangen, und sie hätten Euch diese Nacht die Häuser über den Köpfen angesteckt."

„Ach Du mein Himmel!" jammerte Daniel, „was muß man Alles erleben! Gesche, es ist 'ne Thränenwelt! Können wir essen?"

„Wenn ich nicht gewesen wäre, Meister," sprach Timmo weiter, „so wäre heute kein Handwerksknecht mehr in Lüneburg. Denn das war Sengstake's Wille; wir sollten Alle fremd werden."

„Sengstake?" frug Daniel.

„Ja, und Dalenborg. Denen geschieht ganz Recht, daß sie eingesperrt sind. Wie lange müssen sie denn sitzen?"

„Weiß ich nicht; aber nur Geduld! Du kommst auch noch dran."

Sie setzten sich zu Tische, und wenn Blicke aus weiblichen Augen tödten könnten, so hätte Timmo diesen Mittag an vergiftetem Lammfleisch sterben müssen.

Am Nachmittage blieb der Meister zu Hause, denn er besorgte, Timmo würde in seiner Abwesenheit davon laufen, ehe der Frohn käme und ihn abholte, was Daniel bestimmt erwartete. Timmo dachte nicht an Fortlaufen, sondern wurde

mit jeder schwindenden Viertelstunde vergnügter in der Hoffnung, daß man ihn ungeschoren lassen würde.

Hans war gegen Abend einen Weg ausgeschickt. Plötzlich kam er zur Werkstatt herein gesprungen und rief: „Meister He — He —,“ aber er brachte das Wort nicht eher heraus, als bis er ein paar einleitende Gesichter zum Besten gegeben hatte. Dann ging es ganz glatt: „Meister Hesterwegen kommt!“

„Ach Du lieber Gott!“ barmte Daniel.

„Viel Glück auf den Weg!“ nickte Gesche ihrem Gesellen hämisch zu.

„Der Amtsmeister ist nicht der Büttel,“ sagte Timmo ruhig und zog sich in Gedanken sein dickstes Fell wie einen Harnisch an.

„Gott ehr' ein ehrbar Handwerk!“ sagte der Amtsmeister beim Eintreten. Diesmal fehlte der Gruß nicht, und Daniel antwortete: „Willkommen wegen des Handwerks!“ Dann wies er auf Timmo: „Da sitzt er; ich weiß von nichts, ich bin unschuldig.“

„Schon recht, Daniel,“ sprach Hesterwegen, „aber ein gutes Licht wirft es auch auf Euch nicht, daß Euer Knecht die Rotterei ins Werk gesetzt und das Regiment dabei geführt hat. In der ganzen Stadt heißt es: Daniel Spörken sein Knecht war's; da muß schlechte Zucht im Hause sein. Das macht Euch und unserem ehrbaren Schusteramt wenig Ehre.“

„Nun krieg' ich's wieder,“ seufzte Daniel; „es ist 'ne Thränenwelt!“

Liebesblicke waren es nicht, die Gesche an Hesterwegen und Timmo gleichmäßig austheilte.

„Ich soll im Auftrag eines hochedlen Rathes Eurem Knechte hier ernstlich zu Wege sagen und ihm gebührendermaßen einen scharfen Verweis geben,“ sprach der Amtsmeister.

„Steh mal auf, Darmstädter! und gieb fein Achtung, was ich Dir sage.“

Jetzt kommt's! dachte Timmo, aber es ist ein Übergang. Er erhob sich und stellte sich vor den Amtsmeister hin, doch mit dem Rücken gegen Hans, damit er ernsthaft bleiben konnte.

„Du bist ein Friedensstörer,“ begann Hesterwegen, „ich weiß nicht, ob aus Unverstand oder aus muthwilliger Bosheit. Wer aber einen Aufstand macht, die Meister lästert und drängt und zu Kummer, Kosten und Schaden bringt, und welcher Knecht seines Meisters Brod schändet, dem soll auch der Meister den Tisch zu decken nicht schuldig sein, den soll der Meister nicht setzen, nicht hausen und hofen, nicht halten und herbergen, der soll aus der Stadt verfestet und friedlos gelegt werden auf ewige Zeiten. Das merke Dir, Darmstädter! und wenn Dir's in Lüneburg nicht bequem ist, so kannst Du ja von Deinem ehrbaren Meister fein säuberlich Urlaub nehmen und zum Thore hinaus wandern, es soll Dir die Hacken nicht abschlagen, so gern wir es auch hinter Dir zumachen werden. Läßt Du Dich aber noch einmal auf krummen Wegen betreten, so wollen wir Dich vor die Wette bringen, und Du sollst Deine Strafe nicht wissen.“

„Amtsmeister, ich bin unschuldig!“ sprach Timmo.

„Ein Hans Narr bist Du!“ fuhr ihn der Amtsmeister an. „Schweig um Gottes willen still und schreib' Dir's hinters Ohr, was ich Dir eben noch viel zu glimpflich gesagt habe. Und Ihr, Daniel, habt ihn in guter Versorgung zu halten und bei rechter Zeit mit Thür und Angel zu verschließen; das ist Eure schuldige Pflicht bei Verlust des Amtes und der Freiheit.“

„Ach, Du lieber Gott! ich Unglücksmensch!“ sagte Daniel. Hesterwegen ging. Als er fort war, sprach Timmo zu seiner

Gebieterin: „Meisterin! nun thut mir mal den Gefallen und sagt kein Wort, wenn Ihr das fertig bringen könnt. Ich pflanze Euch auch zu Pfingsten einen Maibusch vor die Thür, der sich gewaschen haben soll.“

Gesche schluckte eine lange Rede wirklich herunter; Daniel war froh, daß Alles noch so gut abgelaufen war, und noch froher war Timmo, daß er nicht auch hinter Schloß und Riegel gesetzt wurde, denn in diesem traurigen Falle hätte er ja das Kopefahren versäumen müssen, was ihm sehr hart angekommen wäre.

Als aber in der Sonntagsfrühe die große Apostelglocke auf dem Johannisthurm mit tiefem Klange das Pfingstfest einläutete und alle andern Glocken der Stadt feierlich einstimmten, stand vor jeder Hausthür in Lüneburg der hellgrüne Schmuck des Frühlings, und der vor Daniel Spörken's Löwengrube konnte sich neben den anderen sehen lassen.

Auch vor dem kleinen, baufälligen Hause auf der Rübekuhle zitterte eine junge Birke mit ihren zarten Blättern in der sanft bewegten Morgenluft, und Ursula wußte wohl, wer sie aus der Heide geholt und ihr als stillen Liebesgruß heimlich an die Thür gestellt hatte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Das Pfingstfest fand die Bürgerschaft Lüneburgs in ziemlicher Eintracht und einigermaßen wieder hergestelltem Frieden zwischen Meistern und Gesellen, und doch ward es in diesem Jahre nicht mit so ungetrübter Maienlust gefeiert, wie dies sonst zu geschehen pflegte. Verschiedene Umstände gaben ihm ein ernsteres und stilleres Gepräge. Ein kleiner Stachel des Unmuthes über den Aufstandsversuch der Handwerksknechte war doch in den Gemüthern der Meister und Meisterinnen stecken geblieben, und auch die Einkerkerung Dalenborg's und Sengstake's fand nicht überall den gleichen Beifall. Zwar die Handwerksmeister, die in jenen die Verführer der Gesellen erblickten, gönnten ihnen die Strafe als wohlverdient und noch viel zu gelinde. Die beiden Aufwiegler hatten sich indessen, namentlich unter den grundsätzlichen Gegnern des Rathes, schon eine erkleckliche Zahl von Anhängern zu verschaffen gewußt, die den eigentlichen Zweck des Gesellenaufstandes als mit seiner Spitze gegen den Rath gekehrt, erkannten oder wenigstens vermutheten, und diese bedauerten die ihrer Freiheit Beraubten. Die Freudigkeit aber, die eine warme, lachende Pfingstsonne in die Menschenherzen hineinstrahlt, ließ diese mißvergnügten Stimmungen nicht zum offen störenden Ausdruck kommen, und man hätte sich vielleicht den althergebrachten Belustigungen

gern hingegeben, wenn nicht noch ein dritter Grund gewesen wäre, weshalb man dieselben unterließ oder doch sehr einschränkte. Dieser dritte Grund war die Aussicht auf ein unmittelbar nach den Pfingsttagen anberaumtes Fest, von dem zwar die ganze übrige christliche und heidnische Welt nichts wußte, das aber für die Stadt Lüneburg von großer, volksthümlicher Bedeutung war, — das geräuschvolle Fest des Kopefahrens.

Das merkwürdige Fest verdankte seinen Ursprung dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg Johann dem Friedfertigen, der wegen seiner Leutseligkeit und Freigebigkeit so beliebt war, daß, als er im Dezember 1277 zu Dalenburg starb, die trauernden Ritter seinen Leichnam auf ihren Schultern nach dem drei Stunden entfernten Lüneburg zu Grabe trugen. Dieser edelmüthige Fürst stiftete, um Lust und Liebe zur Förderung des Salzwerkes zu erregen, im Jahre 1273 ein seltsames Ritterspiel, welches darin bestand, daß der neugewählte Sodmeister, gefolgt von berittenen Sülfmeistern, Rathsherren und wohlhabenden Bürgern, ein großes, mit Steinen gefülltes Weinfaß, durch welches eine Achse gelegt war, mit zwei davor gespannten Hengsten im Trabe durch die Stadt schleifen mußte. Dieses Faß, welches man die Kope oder Kufe nannte und das dem Feste den Namen gab, wurde dann auf dem Platz an der Sülze unter Trompetenschall verbrannt, und das Fest endete mit Gelagen in den Trinkstuben und mit Schmaus und Tanz auf dem Rathhause. Der eigentliche Tag des Festes war der Donnerstag nach Septuagesimä, aber während der Rechtsstreit des Rathes mit den Prälaten am Kaiserlichen Hofgericht zu Wien schwebte, hatte man es verschoben, und nun sollte es endlich am Mittwoch nach Pfingsten begangen werden.

Im Hinblick darauf versagten sich die Lüneburger diesmal alle Lustbarkeiten in den Pfingsttagen, ließen nur die Arbeit ruhen, gingen fleißig in die Kirche und machten Spaziergänge in die Gärten und die nächste Umgebung der Stadt. Auch jenem Platz in der Heide hinter dem Mönchsgarten statteten viele Bürgersleute einen neugierigen Besuch ab, besahen sich mit leisem Schaudern die Stätte, an der so aufrührerische Worte gefallen waren, betrachteten die Aschenhaufen der erloschenen Feuer und suchten den Kiefernbusch, hinter welchem der Sülfmeister als unbemerkter Zeuge der schandbaren Verhandlungen sich verborgen gehalten haben mochte. Dabei machten sie ihren Gefühlen in mehr oder minder mißbilligenden Bemerkungen Luft, kehrten dann wieder um mit dem tröstlichen Bewußtsein, doch wenigstens die Stelle gesehen zu haben, von der leichtlich Mord und Todtschlag hätte ausgehen können, und lobten den lieben Gott und den braven Sülfmeister, die beide, der Eine in seiner Weisheit und Gnade, der Andere mit seinem Muth und seiner Thatkraft, das Unglück von ihrer guten Stadt Lüneburg noch einmal abgewendet hatten.

So vergingen die zwei Pfingsttage still und ruhig. Am dritten Tage, dem Dinstage, wurde der neue Sodmeister Herr Wigand Kruse in dem großen Sodmeisterkörgemach des Rathhauses vor versammeltem Rath und in Gegenwart vieler Sülfmeister und der obersten Sülzbeamten vom Bürgermeister Springintgut vereidigt. Erst war feierlicher Kirchgang und Gottesdienst in Sankt Michaelis gewesen, dann hatte der Bürgermeister im Körgemach dem Sodmeister den Eid gestabt und ihm aus dem großen silbernen Sodmeisterpokal die Schlüssel zugetrunken.

Die Handwerksarbeit ruhte auch an diesem Tage, denn

eine andere, fröhlichere Beschäftigung füllte die Stunden. Die Knechte und Knaben holten aus der Heide und den Gärten große Mengen von grünen Zweigen und Blumen; die Frauen und Mädchen flochten daraus Kränze und wanden Laubgehänge, und die Männer reichten ihnen die zurecht geschnittenen Reiser, die Blätter und Blumen zu, wobei es heiteres Geplauder, viel Scherz und Kurzweil gab.

Gegen Abend fing man mit dem Ausschmücken der Häuser an, und als die Sonne am andern Morgen die steilen Dächer, die zahllosen zackigen Giebelspitzen und hochaufstrebenden Thürme der alten, lustigen Hansestadt bestrahlte, spielten in ihrem Schein an allen Ecken und Enden blinkende Farben. Fahnen, bunte Decken und Teppiche hingen überall aus Fenstern und Luken; Thüren und Außenwände bis hoch hinauf waren mit Laubgewinden behangen, von denen viele quer über die Gasse von einem Hause zum andern gespannt waren, mit Sinnsprüchen und flatternden Bändern geziert. Die reichen Geschlechter hatten ihre schön gemalten Wappenschilder, die Handwerker ihre Handwerkszeichen außen an den Häusern befestigt, und die Wahrzeichen der Gildehäuser und Trinkstuben, die an eisernen Armen in die Straße hinein reichten, waren lieblich mit Blumen bekränzt. Der frische, lebendige Schmuck vereinigte sich mit dem Starren und Eckigen der ragenden Giebel zu einem herrlichen Bilde, das aus vielen wechselvollen und anmuthigen Einzelheiten bestehend der ganzen Stadt ein heiteres und hochfestliches Gepränge verlieh.

Überaus stolz und prächtig machte sich das Rathhaus. Die dicken Pfeiler der unteren Bogen waren grün umwunden; über die Brüstung des offenen Laubenganges darüber hingen in seiner ganzen Breite Purpurdecken mit Goldfransen; aus dem mittelsten Fenster des oberen Geschosses schwebte ein

mächtiges Banner hernieder mit dem großen Lüneburger Wappen, ein dreithürmiges Stadtthor, in welchem auf schräg gestelltem Schilde der springende blaue Löwe im goldenen Felde war. Von jedem der sechs Rathhausthürme wehte ein Kranz von Fahnen, und sämmtliche Fenster waren blumenumrankt. Auch auf den Zinnen aller anderen Thürme der Stadt waren Wimpel aufgehißt und Stangen mit Kränzen und lang herab wallenden Tüchern ausgesteckt; die Straßen waren mit weißlichem Sand, mit Zweigen und Blättern und Blumen bestreut.

Nur zwei Häuser standen, jeglichen Schmuckes bar, trotzig und traurig inmitten ihrer bekränzten Nachbaren. Sie hatten freilich wenig Anlaß, sich schmücken zu lassen, denn es waren Dalenborg's Haus in der Großen Bäckerstraße und Sengstake's am Sande.

Auch die Menschen in Lüneburg legten schon früh ihre besten Gewänder an, und ein hochedler Rath drückte gnädig ein Auge zu, wenn die Frauen die strengen Gebote der Kleiderordnung mit köstlicherem Pelzbesatz, mit breiteren Borten und Spitzen, mit schwereren Goldketten und Geschmeide, als den verschiedenen Ständen zu tragen erlaubt war, zu erhöhtem Glanze des Festes heut überschritten.

Bald ward es lebendig auf den Straßen. Handwerker und Sülzarbeiter begaben sich zu ihren Sammelplätzen, Werkzeuge oder Sinnbilder, mit Bändern und Blumen geschmückt, in den Händen. Prächtig geschirrte Rosse wurden vorgeführt, reitende Diener des Rathes, Trompeter, auch schon einzelne Sülfmeister ritten dahin, und mit jeder Minute stieg die freudige Stimmung. In allen Fenstern und Luken zeigten sich lachende Gesichter, auf allen Treppen und in allen Thüren drängten sich Schaulustige, und in den Straßen wogte es von Neugierigen

aus Gassen, welche der Zug nicht berührte. Wo sie nur konnten, nestelten sie sich bei begünstigteren Hausbesitzern an, auch bisher Unbeachteten mit einschmeichelnder Gunst begegnend, um die Gastfreundschaft eines guten Platzes zu genießen. Die liebe Jugend, Schüler und Lehrjungen, lärmte und tobte umher und die Rathsdiener hatten Mühe, Ordnung zu halten und freien Raum für den Zug zu schaffen. Was heute nicht bettlägerig krank oder nicht riegelfest eingesperrt war, das war auch auf den Beinen oder an den Fenstern.

In der Rothen Hahn-Straße schallte Hufschlag. Ilsabe sprang mit Lutke aus der Hausthür und klopfte dem kräftigen Braunen den schneckenglatten Hals und strich ihm die lange, mit rothen Bändern durchflochtene Mähne, den Herr Heinrich Viskule seinem Freunde Gotthard Henneberg gesattelt und gezäumt sandte. Der Meister saß auf, schwertumgürtet, mit federgeschmücktem Barett, und wie der stattlichste Rathsherr sah er aus, als er grüßend von dannen ritt. Seine Frau und Tochter begaben sich zu Hans Laffert, um auf dessen freundliche Einladung den Zug von seinem Hause aus mit anzusehen. Seine Söhne und Jakob waren bei ihren Handwerksgenossen.

Endlich erklangen die Glocken, und das Kopefahren nahm seinen Anfang. Auf dem freien Platz an der Sülze hielten die berittenen Herren und ihr Gefolge. Als der Sodmeister einen der vor die Kope gespannten Hengste bestiegen hatte, trat eine hübsche, junge Sülzarbeiterin mit einem weingefüllten Becher an ihn heran und sagte den Spruch:

„Aus Erdenschoße quillt im Sod
Für Reich und Arm das Salz zum Brod;
Ist ein Gewürze, rein und gut,
Macht frohes Herz, giebt Bein und Blut.

Wollt Ihr des Sodes Meister sein,
So nehmet, Herr, und trinkt den Wein
Und sprechet: Lüneburger Salz,
Gott hat's gegeben, Gott erhalt's!"

Herr Wigand Kruse nahm den ihm von der Sprecherin kredenzten Pokal, und sich in den Bügeln hebend schwang er ihn den Versammelten zu mit dem Rufe:

„Heil allweg Lüneburger Salz!
Gott hat's gegeben, Gott erhalt's!"

Nachdem er getrunken, gab er den Becher an den Barmeister weiter und verehrte der jungen Schönen ein silbernes Halskettlein mit einer Schaumünze daran zum freundlichen Gedächtniß. Dann sprengte der Reiterzug mit lautem Getöse in die Stadt hinein. Zwei Vorreiter eröffneten ihn; Trompeter folgten; dann kam der Sodmeister mit der Kope daher gerasselt, und ein großes Vergnügen schien die Erfüllung der sonderbaren Amtspflicht Herrn Wigand Kruse nicht zu machen; er trieb die Hengste, um so schnell wie möglich das abenteuerliche Fuhrwerk zu Ende zu bringen. Ihm folgten zwei Nachreiter; sodann die beiden Bürgermeister und sämmtliche Rathsherren, alle prächtig gekleidet und vortrefflich beritten; darauf im stolzesten Aufzuge die den Glanz und die Ehre des Festes ganz besonders in Anspruch nehmenden Sülfmeister, unter denen alle reichen Geschlechter der Stadt vertreten waren, aber auch einfache, wohlhabende Bürger nicht fehlten; hinter ihnen der Barmeister mit den Beamten der Sülze, und an diese schlossen sich andere Bürger, wer nur ein Roß zu besteigen hatte oder auftreiben konnte; endlich die Söhne der vornehmen Geschlechter, die allzeit übermüthigen Stadtjunker. Reitende Rathsdiener machten den Schluß.

Von Weitem schon verkündete das Jauchzen der Menge,

das fürchterliche Gepolter der schweren, mit Steinen gefüllten Kope und Pferdegetrappel das Nahen der Kopefahrer, wie sie durch die Hauptstraßen der Stadt und längs der dort aufgestellten Gewerke angebraust kamen. Da trabte schlank und leicht manch edles Pferd, trottete plump und schwer manch derber Gaul, der in seinem gewohnten Siedelzeug vor dem Lastwagen nicht auf den Gedanken gekommen war, heut als bunt aufgeputztes Reitpferd in einem so festlichen Zuge glänzen und gleißen zu sollen. Da schwankte auch mancher behäbige Bürger im Sattel, dem man es ansah, daß er sich in den Bügeln nicht recht zu Hause fühlte und lieber zu Fuße ginge, wenn er nicht heute den Sülfmeister zeigen müßte.

Der Sodmeister und ebenso Bürgermeister und Rath wurden überall mit freudigen Zurufen begrüßt, was sich die Herren mit großer Befriedigung als ein Zeichen treuer Anhänglichkeit an ihr Stadtregiment deuteten. Wo aber mit den zahlreichen Sülfmeistern auch Gotthard Henneberg gar herrlich zu Roß auf dem stattlichen Braunen erschien, da ward er mit endlosem Jubel empfangen und mehr gefeiert als der Rath. Und als auf den feurigsten Hengsten und in den prunkendsten Gewändern die Junker angeritten kamen, da wehten und winkten ihnen Tüchlein und Schleier aus den Fenstern zu, Blumensträußchen regneten auf sie herab.

Nun zogen in geschlossenen Reihen mit Bläsern an der Spitze die Handwerker, Meister und Gesellen, mit ihren Fahnen, Zeichen und Geräthen durch die Stadt, nickten den Frauen und Schätzen an den Hausthüren zu und freuten sich schon auf Trunk und Tanz am Abend. Zuletzt kam die große Schaar der Sülzarbeiter, Männer, Frauen und Mädchen, Alles, was auf oder von der Sülze Nahrung hatte. Sie wurden heut auf Kosten der Sülfmeistergilde festlich bewirthet,

und ihnen, die selten feiern durften, war die Freude am meisten zu gönnen. Man konnte es ihnen ansehen, wie sie sich bewußt waren, daß dieses Tages Lust nächst der Gnade Gottes ihrer Hände Arbeit zu verdanken war.

Während des Zuges klangen die Glocken von allen Kirchthürmen, und in ganz Lüneburg war Friede, Freude und Einigkeit, und von Groll und Zwietracht keine Spur. Das fröhliche Kopefahren brachte alle Herzen zusammen, legte alle Hände in einander, und der reiche Segen, der draußen am Sülzthor aus der Erde quoll, schuf der Stadt eine freudvolle Gegenwart und verhieß ihr eine glückliche Zukunft.

Der Nachmittag war wieder anderen Vergnügungen gewidmet. Die Junker und einige ältere Geschlechterherren hielten ein glänzendes Reiterspiel und fröhliches Lanzenstechen ab, von Zuschauern umlagert. Zu einer späteren Stunde ward auf dem freien Platz an der Sülze die Kope verbrannt. Sie ward ihrer Steine entledigt, auf einen Scheiterhaufen gestellt, mit Holz und Theer gefüllt und dann angezündet. Sülzarbeiter, Handwerksknechte und Jungen, viele in närrischen Vermummungen, umtanzten und umsprangen sie singend und lärmend, während ein dicker Qualm sich über die Sülze hinwegwälzte und weit in die Heide hinauszog. Dazu ließ der Stückmeister auf dem Walle wiederholt einige Donnerbüchsen lösen. Gegen Abend begab sich alles Volk in die Trinkstuben, wo keine Bank und kein Stuhl unbesetzt blieb, und wer es nicht selber gethan hatte, der ahnte wohl nicht, daß mancher entschlossene Bürger heimlich Schwert, Spieß und Harnisch sich zu Hause griffbereit hingestellt hatte, um für den Fall eines ausbrechenden Kampfes schnell gerüstet zu sein. Die Waffen blieben jedoch unberührt, nur friedliche Tänze verlangten Raum, und so viel auch heute getrunken wurde, nach Blut dürstete Niemand.

Am Abend strahlte das Rathhaus in hellem Lichterglanz. Die Familien der Rathsherren, der Sülfmeister und des gesammten Stadtadels waren in dem großen, reichgeschmückten Saale und seinen Nebenräumen zu rauschender Lustbarkeit vollzählig versammelt. Was sich an Macht und Ansehen, an Schönheit und Kostbarkeit in Lüneburg aufbringen ließ, das war heute, an diesem höchsten Festtage der Stadt, hier beisammen, selbstbewußte, stolze Männer, schöne Frauen und schöne Gewänder, blitzende Augen und blitzende Geschmeide, erfahrenes Alter und muthwillige Jugend. Auf Prunkschreinen und Kredenztischen stand das Silberzeug des Rathes, weit über hundert große silberne, theils vergoldete Pokale, Becher, Kannen, Schüsseln und Schalen von kunstvoller Arbeit und in den oft seltsamsten Formen. Meister Ambrosius von dem Rhyne machte den Obermundschenk und ließ von den festlich gekleideten Rathsdienern die besten Weine seines Kellers herumreichen. Und die Weine thaten ihre Schuldigkeit, sie hoben die Stimmung, öffneten die Herzen, lösten die Zungen der fleißigen Trinker, und des Rathes Spielleute bliesen dazu manch tapferes, anmuthiges Stücklein. Die Gäste saßen an größeren oder kleineren Tischen zusammen oder bewegten sich frei durcheinander, höfliche Grüße tauschend und sich mit Plaudern und Lachen, mit schmiegsamem Geflüster und beredtem Augenspiel ergötzend, lebenslustig, genußfroh, sorglos.

Meister Gotthard Henneberg war der einzige Handwerker in der Gesellschaft, und Viele machten sich gerade heute den Spaß und nannten ihn, den einen unter so vielen, kurzweg Sülfmeister oder auch Herr Sülfmeister, und er ließ es sich lächelnd gefallen, denn er wußte, daß sie es nur gut meinten und ihn damit auszeichnen und ehren wollten. Arnold fehlte, und Lutke, obschon ein Sülfmeistersohn, war als Lehrjunge

noch nicht hoffähig zu Rathhause; aber Frau Johanna, Ilsabe und Gilbrecht waren natürlich zugegen und wurden von allen Seiten mit großer Freundlichkeit behandelt, was Meister Gotthard wohlgefällig bemerkte.

Der zweite Bürgermeister, Herr Albrecht von der Mölen, schüttelte Gilbrecht die Hand und erinnerte ihn an ihre Begegnung in Celle; er nannte ihn hier nicht Du, obwohl Gilbrecht als Handwerksknecht eine höflichere Anrede nicht beanspruchen konnte und dies in seiner Bescheidenheit auch nicht that. „Ihr habt mit meinem Briefe unserer guten Stadt vor sechs Wochen eine üble Nachricht heimgebracht, Gilbrecht," sprach Herr von der Mölen. „Aber es war glücklicherweise nur ein blinder Schreck; es ist Alles gut abgelaufen, und sie getrauen sich nicht, uns an den Kragen zu kommen," fügte er lachend hinzu.

„Es ist mir ein doppelter Trost, Herr Bürgermeister," antwortete Gilbrecht, „daß alle Sorge vorüber ist und ich nicht zum Unglücksraben an meiner lieben Vaterstadt geworden bin."

„Euch hätte man es gewiß weniger entgelten lassen, als mich," sagte der zweite Bürgermeister und schritt weiter im Saale.

Gilbrecht und Hildegund Viskule hatten schon viel freundliche Worte mit einander gewechselt, aber er konnte sich ihr heute nicht oft nähern, so bequem sie ihm das auch zu machen suchte. Sie war stets von andern, ihr befreundeten Geschlechterfräulein und von vornehmen Junkern umgeben, zwischen die sich Gilbrecht nicht gern drängen mochte. Ähnlich erging es Ilsabe mit Balduin, nur daß dieser nicht von Vielen, sondern nur von Einer gefesselt ward, und diese Eine war Frau Walpurg Grönhagen. Die junge Wittwe hatte, wie immer, so auch heute wieder verstanden, ihre eigenthümliche Schönheit durch ein Gewand, das ihre reizenden Formen in schicklicher Weise zur vollen

Geltung brachte, noch zu heben. Schwellende Rosen gereichten ihrem dunklen, zierlich und üppig geordneten Haare zum bestgewählten Schmuck. Eine prächtige Kette von funkelnden Edelsteinen zog die Blicke auf sich und damit auch auf den schimmernden Hals, den das Kleinod umschloß. Ein knappes Mieder, an Brust und Rücken tief ausgeschnitten, umfing die tadellos geformte Büste, und die lang herabfallenden Ärmel waren vorn bis hoch hinauf offen, um blendende Arme zu zeigen. Ein kostbarer Gürtel glitzerte auf dem tiefrothen Sammetkleide, das vorn keilförmig getheilt, schweren, reichgemusterten Silberstoff sehen ließ.

So verschwenderisch war Ilsabe nicht gekleidet. In ihrem blonden Haar, das aufgelöst in langen, mächtigen Wellen über den Rücken herab floß, trug sie einen Epheukranz, und ein lichtblaues, mit Goldstickereien umsäumtes Gewand umhüllte ihre schlanke, volle Gestalt. Um die Hüften hatte sie die silberne Kette geschlungen mit der schönen Ledertasche daran, die Gilbrecht ihr aus Mainz mitgebracht hatte. Statt Perlen und Smaragden waren blühende Jugend und entzückende Anmuth die Juwelen ihrer holden Erscheinung. „Blond und blau, ein großes Vergißmeinnicht!“ hatte Walpurg sie spöttelnd genannt, als sie von Frau Alheid Schomaker auf die Böttchertochter aufmerksam gemacht wurde. „Aber hübsch ist sie doch, sehr hübsch!“ hatte Leonhard Düsterhop dazu bemerkt. „Ich glaube, die hat Kraft in den Armen, und wen sie festhalten will, der kommt gewiß so leicht nicht los.“

„Ei Junker, versucht es doch einmal!“ hatte Walpurg erwiedert.

Aber Leonhard hatte den Kopf geschüttelt und lächelnd Alheid angeblickt.

Balduin hatte zu Anfang des Festes Ilsabe mit der alten Herzlichkeit begrüßt, und sich so vertraulich mit ihr unterhalten,

daß auch nicht der leiseste Schatten auf die fröhliche Begegnung gefallen war. Auch Ilsabe war dabei unbefangen heiter gewesen und hatte mit strahlenden Augen die prächtige Gestalt des Jugendfreundes betrachtet. Er trug einen anschließenden Lendner von gepreßtem, röthlich violetten Sammet, mit dunklem Pelz besetzt und an Brust und Nacken dreieckig ausgeschnitten, daß ein Untergewand von Goldbrokat sichtbar wurde, aus welchem Stoff auch die kurzen Oberärmel waren. Die Unterärmel und enganliegenden Beinkleider waren von Seide in derselben Farbe wie der Lendner. Auf dem Hinterhaupt saß in dem dunkellockigen Haar ein purpurrothes Sammetkäppchen. Eine lange goldene Halskette mit einem Kreuz von Rubinen, ein kunstvoll silberbeschlagener Gürtel mit Ledertasche und Dolch in silbergetriebener Scheide und spitze Sammetschuhe vollendeten den kleidsamen Anzug.

Unter den großen vergoldeten Leuchterkronen stehend, deren jeder in seinen vielästigen Eisenarmen das hölzerne, bunt angemalte Bild eines Heiligen trug, hatten die Viskules mit den Hennebergs die farbenreichen Prachtgewänder der übrigen Gäste, wie sie den Saal betraten, gemustert und bewundert und sich dann unter die stets zahlreicher werdende Gesellschaft gemischt. Seitdem aber Frau Walpurg Grönhagen erschienen war, hatte Balduin nur noch für sie Augen und Ohren gehabt und war nicht mehr von ihrer Seite gewichen. Die beiden hatten sich so viel zu erzählen, zu flüstern und zu lächeln, ihre Blicke trafen sich mit solcher Gluth, daß Jeder, der es sah, auf ein inniges Verhältniß zwischen ihnen schließen mußte. Walpurg beabsichtigte offenbar, ihre Vertrautheit mit Balduin Viskule allen Anwesenden, besonders der von ihr gehaßten Ilsabe recht vor Augen zu führen, um dieser jede Hoffnung auf den zu nehmen, den sie schon als ihr gehörig betrachtet zu sehen wünschte.

Balduin aber, statt mit Selbstbeherrschung sich und die leidenschaftliche junge Frau in geziemenden Schranken zu halten, fühlte sich durch die unverhohlen kundgegebene Neigung der verführerischen Wittwe geschmeichelt und gab ihren gefallsüchtigen Lockungen in einer Weise nach, als wollte auch er sich mit seinem Siege über die Vielumschwärmte brüsten. So glich ihr übermüthiges Spiel einem Wettlauf, in dem sich jeder von beiden für den Überwinder des Anderen hielt.

Ilsabe bemerkte dieses auffällige Treiben mit blutendem Herzen. In raschem Wechsel überkam sie erst eine niederschmetternde Verzweiflung und dann ein sich hoch aufbäumender Stolz. Sie wollte jenen beiden zeigen, daß sie nicht wie eine Verschmähte trauerte, sondern daß sie auch mit Anderen sich ihres Lebens freuen und mit den Frohen fröhlich sein konnte. So nahm sie denn alle Kraft zusammen und ergab sich, jede Schüchternheit überwindend, einer ausgelassenen Lustigkeit, so daß Alle an dem herrlichen Mädchen mit dem langen, prächtigen Blondhaar ihre Verwunderung und Freude hatten, ihre Eltern nicht am wenigsten. Wie von Allen die Schönste, schien sie auch von Allen die Glücklichste zu sein, und sobald der Tanz begann, kam sie nicht zum Sitzen, denn einer nach dem anderen von den hoffärtigen Junkern forderte sie zu Reigen und Rundtanz. Als aber auch Balduin kam und sie zum Tanze werben wollte, versagte sie sich ihm.

„Wie?“ frug er höchst erstaunt, „Du willst nicht mit mir tanzen, Ilsabe?“

„Nein!“ erwiederte sie kurz und bestimmt.

„Warum denn nicht?“

„Weil ich nicht will!“ sprach sie trotzig, ließ ihn stehen und warf sich mit einer schier wilden Hast Rudolf von Sankenstede in die Arme, der eben auf sie zugeschritten kam.

Balduin war wie vor den Kopf geschlagen; nachdenklich schlich er bei Seite und tanzte an dem ganzen Abend keinen Schritt mehr, auch nicht mit Walpurg, was Ilsabe keineswegs entging.

Mit dem Beginn des Tanzes setzten sich die älteren Herren an die Tische zu einem fröhlichen Trinken. Gotthard Henneberg saß mit Heinrich Viskule und Marquard Mildehövet zusammen. Sie waren guter Dinge, und Meister Ambrosius sorgte dafür, daß ihre Becher stets gefüllt wurden, denn er kannte aus langer Erfahrung den Lieblingswein jedes Einzelnen. „Sülfmeister und Du, Viskule," begann Marquard Mildehövet, „das muß ich sagen, Eure zwei Mädels, — das Herz lacht Einem im Leibe, wenn man sie ansieht. Jetzt thut mir's doch leid, daß ich um eine Frau zu kurz gekommen bin; was gäb' ich nicht darum, wenn ich so ein Mädel hätte!"

„Ja, ja, Alterchen!" sagte Heinrich Viskule, „nun siehst Du's ein, wie es mit einem einläufigen Mann in seinen alten Tagen bestellt ist. Vor dreißig Jahren hab' ich Dich genugsam ermahnt, Dich daran zu halten, aber da hat er mit Allen getanzt und um Keine gefreit, und nun ist es doch wohl zu spät dazu."

„Ach ja, schon lange," seufzte Mildehövet.

„Wer weiß, Herr Rathsherr!" lächelte Meister Gotthard, „wenn Ihr's doch noch versuchtet. Ich glaube nicht, daß Ihr überall vergebens anklopftet. Sie haben Euch Alle lieb, die schönsten Frauen und die jüngsten Mädchen."

„Nähmet Ihr mich zum Schwiegersohn, Gotthard?" frug der Rathsherr schmunzelnd.

„O das — das käme auf meine Tochter an; fragt sie doch mal."

„Werde mich wohl hüten," lachte Mildehövet; „wäre auch schade um das Mädchen."

„Marquard, was krieg' ich, wenn ich Dir noch eine Frau verschaffe?" frug Viskule.

„Du? Du mir eine Frau verschaffen?" sprach Mildehövet und blickte den Freund etwas mißtrauisch von der Seite an. „Du wärst wohl im Stande, Dich mir zu Liebe von Deinem ehr- und tugendsamen Fräulein Barbara von Erpensen zu trennen? Höre, Bruder, — brauchst es ihr nicht wieder zu sagen, — aber, nimm's nicht übel! —"

„Na, schon gut!" lachte Viskule; „aber an die Barbara hab' ich nicht gedacht, die ist auch viel zu fromm für Dich alten Heiden; ich weiß Jüngere."

„Ich weiß Eine!" rief Meister Gotthard rasch, „die nimmt Euch. Seht mal, da hinten sitzt sie; die mit dem ganz hohen Kopfputz."

Der Rathsherr drehte sich bequem und gemächlich auf dem Stuhle herum und sagte: „Heinriette Dukel meint Ihr?"

„Jawohl! ist eben in den Dreißigen. Was habt Ihr an ihr auszusetzen?"

„Ist mir zu schlank," schüttelte Mildehövet und zog die Augenbrauen zusammen und den Mund in tiefe Falten; „ich kann die Dünnen nicht leiden."

„Nun, was meint Ihr denn zu Bertha Bischoping da drüben?" frug Meister Gotthard wieder, „ist hübsch rundlich und noch jünger als die Dukel."

„Ist auch nichts," sagte Mildehövet, sich lässig nach der andern Seite wendend; „aber da kommt die Rechte; die nähm' ich, wenn sie mich nähme." Und sein ganzes Gesicht strahlte in einer rosigen Heiterkeit.

„Was? bist Du toll, Alter?" lachte Viskule. „Was finge die wohl mit Dir an?"

„Still! sie kommt," sprach Meister Gotthard.

„Soll ich sie mal fragen?" flüsterte Mildehövet und gab seinem kurzen, breiten Körper mit einer fast jugendlichen Bewegung eine möglichst straffe Haltung.

„Nur zu!" kicherte Viskule, „frage sie mal."

„Schönste, holdeste Frau!" redete Mildehövet Frau Walpurg Grönhagen unternehmungslustig an, als sie eben dicht an ihm vorbeigehen wollte, „ich bitt' Euch, helft mir aus der Verlegenheit. Denkt Euch! meine beiden würdigen Freunde hier wollen mich durchaus verheirathen"

„Da würden sie ein gutes Werk stiften," lächelte Walpurg. „Und was ich dabei helfen kann —"

„Wirklich? seid Ihr auch der Meinung? glaubt Ihr, daß es noch Zeit wäre?" frug Mildehövet, und die kleinen Augen funkelten so schlau und vergnügt, als wär' es ihm Ernst mit solcher Hoffnung.

„Ei gewiß, Herr Rathsherr! nur schnell! nur dreist!"

„So? wirklich? ei, ei! aber der Viskule sagt, er wüßte nur eine Frau für mich, und das wäre —"

„Nun, wer denn?"

„Das wäret Ihr!" sprach Mildehövet schalkhaft.

„Sagt Herr Viskule?" frug Walpurg, nicht eben angenehm überrascht; aber sich schnell fassend sagte sie lebhaft: „Ja, da hat er ganz Recht; das hab' ich Euch ja neulich auch schon gesagt. Wißt Ihr's nicht mehr?" Und sie machte mit den Fingern die Bewegung des Salzstreuens.

„Glaubt ihm nicht, Frau Walpurg!" rief Viskule, „er hat es selber gesagt, er ist bis über die Ohren verliebt in Euch."

„Das sind wir Alle," erwiederte Mildehövet; „nicht wahr, Gotthard?"

„Natürlich, ich auch," lächelte der Meister.

„Herr Sülfmeister! ein so ernster Mann wie Ihr!“ drohte sie mit blitzenden Augen.

„Heut ist Kopefahrt, edle Frau! da ist Alles erlaubt,“ sprach Meister Gotthard freundlich.

„Ihr meintet neulich, wir paßten ganz gut zusammen,“ sagte Mildehövet, „Eure Weisheit und meine Thorheit —“

„Umgekehrt, umgekehrt, Herr Rathsherr!“ unterbrach sie ihn.

„Diesmal wäre wirklich Mildehövet der Weise,“ sprach Viskule.

„Und ich eine Thörin?“ lächelte sie.

„Frau Walpurg, wir werden ein Paar!“ rief Mildehövet.

„Herr Rathsherr, ich erwarte Eure Werbung!“ sprach Walpurg mit einem schelmisch zärtlichen Blick. „Aber hört die herrliche Musika! eh' ich Ja sage, muß ich wissen, wie Ihr tanzt; kommt!“ und sie hob die runden, weißen Arme zum Umfassen bereit ihm lockend entgegen.

„Alle Wetter!“ machte Mildehövet erschrocken und fuhr sich schnell mit der Hand nach dem Knie. „Dann wird es nichts mit uns beiden.“

In diesem Augenblick verneigte sich Leonhard Düsterhop vor Walpurg; sie lehnte sich freudig an seine Schulter und mit einem silberhellen Lachen zurückschauend schwebte sie im Arme des flotten Junkers dahin.

„Das hat man davon!“ sagte Mildehövet etwas verblüfft von der raschen Entführung und dem neckischen Lachen der jungen Frau, „ausgelacht wird man. Ich bleibe ledig; sagt, was Ihr wollt! Ambrosius, schenkt mir ein! alle alten Junggesellen sollen leben!“

„Wohl bekomm's!“ sprach eine tiefe Stimme hinter ihm. Ludolf Töbing war es mit dem Bürgermeister Springintgut

und dem nun wieder in den Rath getretenen Matthias Garlop. Die Herren ließen sich an demselben Tische nieder, und Garlop sagte: „Das nenn' ich eine fröhliche Kopefahrt heute! wir sollten sie für immer in den Mai verlegen, statt sie im Winter abzuhalten."

„Mir soll's recht sein," sprach der Bürgermeister.

„Nach altem Herkommen von zweihundert Jahren feiern wir sie um Septuagesimä," sagte Meister Gotthard, „darum würd' ich es bei der Gewohnheit lassen, die wir von Alters her haben."

„Wenn wir sie immer so lustig feiern können wie heute, so mag's meinetwegen um Johanni sein," sprach Töbing und that einen tiefen Zug aus seinem silbernen Schauer.

„Wißt Ihr noch," sagte Garlop, „wie wir vor sechs Wochen zusammen auf der Küntje saßen? und was wir alle für Vorschläge ausheckten gegen eingebildete Gefahren?"

„Jawohl!" erwiederte der Bürgermeister. „Da sahen wir unsere gute Stadt Lüneburg schon unter Acht und Bann am Boden liegen."

„Und verhanset," fügte Mildehövet hinzu.

„Malt den Teufel nicht an die Wand!" mahnte Viskule.

„Ach Viskule, Ihr seht den Teufel immer noch schwärzer, als er ist," sprach Töbing. „Frisch auf, Ihr Herren! laßt uns trinken und lachen, daß wir die Sorgen los sind! Die Schulden drücken uns nicht, und der heilige Vater muß ein verständiger Mann sein, daß er uns hübsch ungeschoren läßt."

„Nun, lieber Collega," wandte sich der Bürgermeister zu Mildehövet, „wie steht es mit dem Podagel? habt Ihr es, oder hat es Euch?"

„Danke der gütigen Nachfrage," sprach Mildehövet, „ich habe ihm eine Weile Urlaub gegeben."

„Ja, so ein Paar feine Pelzstiefel von Daniel Spörken müssen Wunder thun,“ neckte Garlop.

„Und doch hat er vorhin nicht tanzen wollen, als ihn die schönste Frau sich kürte,“ bemerkte Viskule.

„Sie flog mir nur zu schnell davon,“ erwiederte Mildehövet.

„Aha! sie war leichtfüßiger als Ihr? das glaub' ich,“ meinte Springintgut.

„Laßt's Euch nicht kümmern, Herr Rathsherr,“ sprach auch Meister Gotthard in heiterster Laune. „Wer weiß, ob Euch die schöne Frau so treu wäre wie —“

„Wie das Podagel,“ fiel Töbing lachend ein, „schwerlich; Sülfmeister, da habt Ihr Recht, das hält Treue an Händen und Füßen.“

„Habt Ihr Euch denn Alle gegen mich verschworen?“ rief Mildehövet in drolliger Entrüstung. „Hab' ich das Podagel, so hab' ich die Pein davon, und hab' ich es nicht, so hab' ich den Spott darüber, aber eins von beiden werd' ich nie los.“

Darüber lachten sie Alle, und Viskule sagte: „Ja, siehst Du, Alterchen, wenn Du eine Frau hättest, so hättest Du vielleicht kein Podagel.“

„Heinrich, Du schaffst dem Rathsherrn eine, Du hast es übernommen,“ sprach Meister Gotthard.

„Das versteht sich,“ sagte Viskule.

„Recht so!“ sprach der Bürgermeister. „Zur Hochzeit kommen wir Alle und bringen den Brauthahn.“

„Und tanzen auch,“ sagte Garlop.

„Aber er muß als Bräutigam voran, mit oder ohne Podagel!“ rief Töbing.

„Soll ein Wort sein, Ihr Herren!“ sprach Mildehövet und hob den Becher. Sie stießen Alle mit ihm an und lachten aus vollem, fröhlichen Herzen, konnten vor Lachen kaum trinken.

Da — mitten in Saus und Braus, in Lust und Jubel des glänzenden Festes schlug ein Blitz in das Rathhaus. Niemand fühlte den Schlag als die sechs Herren an diesem Tische; die aber traf er mit betäubender Gewalt.

Bleich wie der Tod und ebenso schleichend, daß man im Saale nichts merkte, trat der Stadtschreiber Magister Nikolaus Stoketo heran und sprach leise: „Herr Bürgermeister, ein reitender Knecht von der Hasenburg hat am Thore einen Brief abgegeben vom —"

„Vom —?" frug der Bürgermeister.

„Es wird wohl darin stehen," sagte der Stadtschreiber und übergab dem Bürgermeister ein versiegeltes Schreiben.

Der Bürgermeister erbrach es vorsichtig und las. Eine tiefe Bewegung erschütterte den festen Mann; er starrte vor sich hin und schwieg. Endlich sagte er zum Stadtschreiber: „Geht langsam wie zufällig im Saal herum und bestellt augenblicklich alle Rathsherren in die Bürgermeisterkörkammer, aber heimlich, ohne einiges Aufsehen, und kein Mensch erfährt ein Wort!"

„Springintgut, was ist geschehen?" frug Töbing, als jener wieder starr und stumm dasaß. „Welcher Feind steht vor unseren Thoren?"

Der Bürgermeister blickte mit schwerem Ernst ihn und die anderen Herren an, als überlegte er, ob er's sagen sollte oder nicht. Dann hob sich seine Brust, und er sprach langsam, jedes Wort betonend: „Rom! — und bringt den Bann!"

Da fühlten sie den Schlag in allen Gliedern bis ins Herz hinein.

Der Bürgermeister sprach weiter: „Morgen reitet ein Legat des Papstes ein, den Spruch des Hofkammergerichtes an uns zu vollstrecken."

„Einen Tag nach der Kopefahrt! Herr Bürgermeister,“ sprach Meister Gotthard, „das war es, was Dalenborg gewußt hat.“

„Blut und Blau!“ rief Töbing, „das war's! Sülfmeister, jetzt geht's los!“

Im Saale tanzten und scherzten die Gäste, blickten den schönen Frauen in die Augen oder den Bechern auf den Grund und merkten nichts von dem finstern Geist, der unsichtbar durch ihre Reihen schritt.

Die Rathsherren, denen der Stadtschreiber den Befehl des Bürgermeisters zuflüsterte, stutzten über den seltsamen Einfall, erhielten aber auf alle Fragen keine weitere Auskunft. Behutsam, wie ihnen geheißen war, stahlen sie sich einzeln hinaus zur geheimen Versammlung in der Körkammer.

Als auch Heinrich Viskule sich auf diesen Weg machte, drückte er seinem besten Freunde die Hand und sprach ahnungsvoll: „Gotthard, Gotthard, gieb Acht! das war heute für lange Zeit der letzte frohe Tag in Lüneburg.“


COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0037108298

